This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

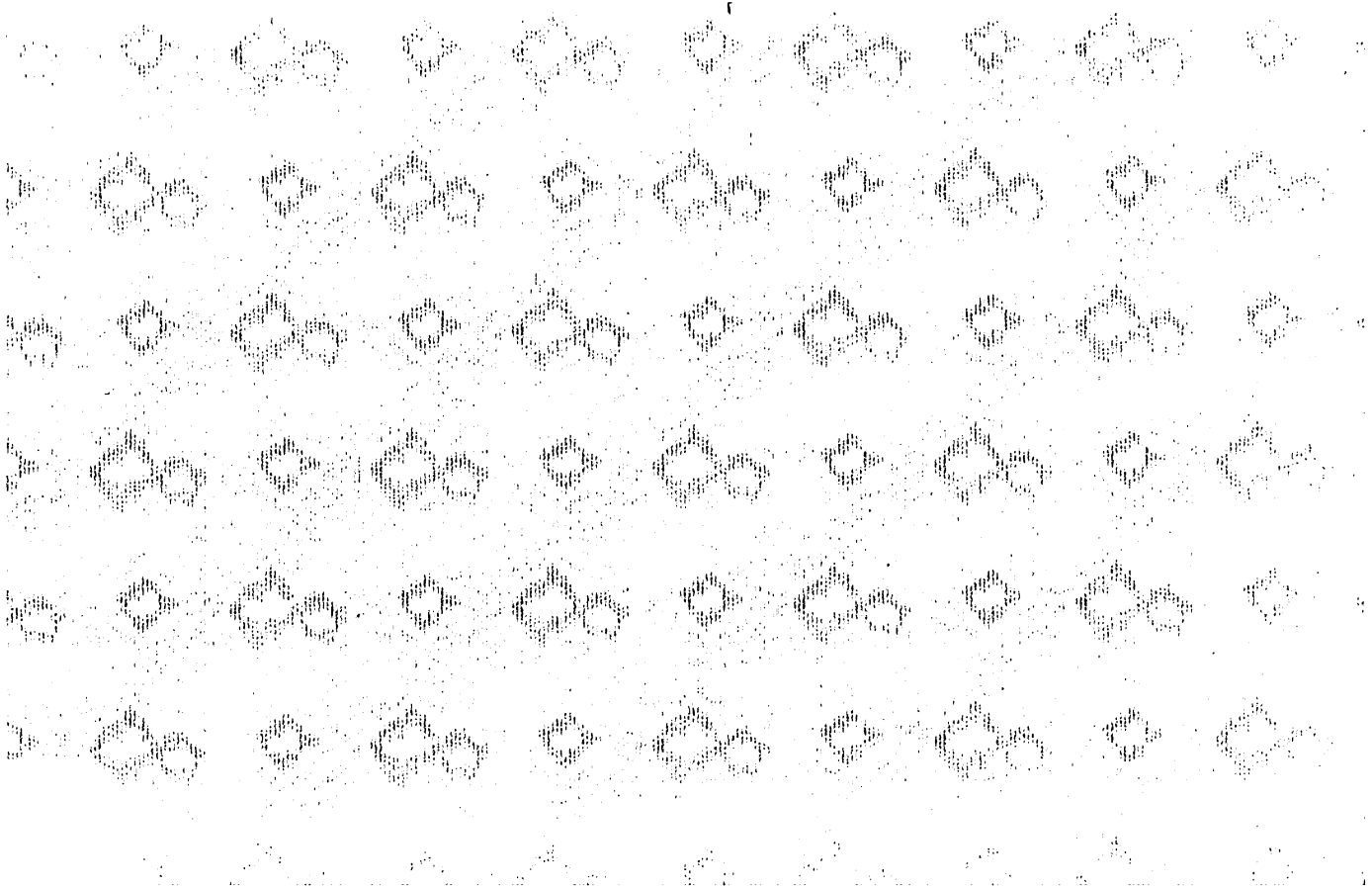
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 177 K. 1~~

TNR. 10278

~~EV 589 A. 2~~



Ernſt Moritz Arndt.

Ernst Moritz Arndts

Leben, Thaten und Meinungen,

nebst einigen

seiner geistlichen und vaterländischen Lieder.

Von

Wilhelm Baur.

Fünfte Auflage.

Hamburg. 1883.
Agentur des Rauhen Hauses.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 MAR 1953
OF OXFORD
LIBRARY

Druckerei des Rauhen Hauses in Hamburg.

Der deutschen Jugend

sei dies Buch bei seinem fünften Ausgang ins deutsche Land geweiht, damit sie am alten Arndt sich jung halte. Manchmal in den letzten Jahren wollte sich auch uns die Klage, die einst Schiller ausgesprochen, auf die Lippen drängen: „Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.“ Lustbarkeit ohne Freude, Genuß ohne Begeisterung, Geselligkeit ohne Freundschaft, Reisen ohne Wanderung, Lernen ohne Erkenntnis, Freude am neuen deutschen Reich ohne den alten deutschen Sinn; — keine Pietät und keine Poesie, kein Glaube und kein Himmelsflug; — oberflächliches Reden und verstimmtes Schweigen, Sinnenrausch und Weltschmerz, — das waren die bedenklichen Züge, die wir hier und da auf dem Angesicht der Jugend zu bemerken glaubten.

Man sagt, die Jugend werde in diesen Tagen wieder jung und mit doppelten Flügelschlage rausche ihre Begeisterung für Gottes Reich und für das deutsche Reich. Kein besserer Jungbrunnen als die Geschichte der großen Zeiten unsers Volks mit ihren großen Männern. Eine größere ist nicht gewesen als die Zeit unsrer Befreiungskriege. Damals schlugen alle Gluten vergangener Jahrhunderte in einer Flamme zusammen. Tiefgrabende Männer der Wissenschaft gruben das Urbild des deutschen Volks aus den ältesten Urkunden der Sprache und Dichtung, des Rechts und der Sitte hervor. Auch auf den Trümmern des tausend-

jährigen deutschen Reichs predigten, von den Erinnerungen an die große Kaiserzeit ergriffen, in dem Glauben, der eine gewisse Zuversicht ist des, das man hofft, die besten Männer vom Kaiser und vom Reich. Unter Gottes Züchtigung und Gottes Wunderthat ward der Glaube der Reformatoren wieder lebendig. Während der tiefsten Erniedrigung des politischen Lebens blüte ein Geisterfrühling wie nie zuvor. Im Kampf mit dem Erzfeind fühlte sich das Volk als Volkspersönlichkeit in seiner ureignen Art. Der Erfolg war damals nicht so groß als im letzten großen Krieg, aber die Gesinnung war mächtiger. Die Siege wurden nicht so rasch erfochten, aber um so tiefer waren die Furchen, welche die götiliche Pflugschar im Gemüte des deutschen Volks gezogen. Das Reich ward noch nicht hergestellt, aber in die Sehnsucht der Jugend grub sich sein Bild unauslöschlich ein. Und was 1870 und 1871 geschah, war eine späte Ernte, die Gottes Sonne aus der Saat der Befreiungskriege reifen ließ. Diejenigen werden am besten verstehn, warum unter Preußens Führung Alldeutschland gegen den dritten Napoleon so glänzende Siege erfochten, die aus der Geschichte am genauesten wissen, was Preußen gegen den ersten Napoleon für Alldeutschland gethan und wie geflissentlich die Vertreter der Großmächte Preußen gehindert seine deutsche Sendung zu erfüllen. „Seht, da kommt der Träumer her, kommt laßt uns ihn erwürgen, da wird man sehen, was seine Träume sind," so klang fast die Sprache der neidischen Brüder. Endlich ist der Träumer aus seinem Traum vom deutschen Reich erwacht und hat sich wieder breit und fest, mit Schild und Schwert, in die Weltgeschichte gestellt. Was wir heute sehen, die Befreiungskriege haben es uns schon geweissagt.

Kein andrer Mann ist, in welchem jene Zeit so volle Gestalt gewonnen als Ernst Moritz Arndt. Eben darum war er immer der Liebling der deutschen Jugend. Die mächtigen Losungen, die er ausgegeben, klingen fröhlich in ihr fort: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" —

„Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben" — „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" — „Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt — das soll es sein, das soll es sein, das, wackrer Deutscher nenne dein!" Einen edlen Hauch haben auch seine geselligen Lieder. Seine Heldenlieder im besten Volkston werden mit Jubel gesungen. Das Lied vom Schill: „Es zog aus Berlin ein tapferer Held," das Lied vom Blücher: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Weihe zum Dienst für das Vaterland senkt sich auf das Haupt des Jünglings unter dem Gesang: „Er legt sein Schwert auf den Altar und schwört zum Himmel treu und wahr," ernste Mahnung wird ihm das Lied: „Wer ist ein Mann? — Der beten kann." Und in der begeisternden, heiligenden Wirkung ist kein anderes der Lieder, welches die deutsche Jugend bei ihren festlichen Versammlungen singt, dem Bundeslied zu vergleichen: „Sind wir vereint zur guten Stunde, wir starker deutscher Männerchor, so dringt aus jedem frohen Munde die Seele zum Gebet hervor!" das Bundeslied mit dem Preise des Gottes vor allem, der groß und wunderbar aus langer Schande Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war, mit dem Segenswunsche: „Wem soll der zweite Wunsch ertönen? Des Vaterlandes Majestät! Verderben allen, die es höhnen! Glück dem, der mit ihm fällt und steht!"

Der Mann, der neunzig Jahre unter seinem Volke gewohnt und siebenzig Jahre ihm gesungen hat, steht vor uns wie der leibhaftige Rat zur Erhaltung der Jugendfrische. „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein." O daß die deutsche Jugend von dem Meister lernen möchte, was die gesunden Elemente des Jugendlebens sind! Seinen Leib hielt er in Zucht und Maß, keusch und rein. Seine Seele füllte er mit den edelsten Trieben der treuen Freundschaft, der urdeutschen Verehrung hochgesinnter Frauen, der glühenden Liebe zum Vaterland. Sein Geist lebte und webte in dem Größten und Mächtigsten,

Reinſten und Heiligſten, was Gott in die Bruſt des Menſchen und in die Geſchichte der Menſchheit gelegt. Iſt Liederluſt und Fußwanderung, iſt reine Minne und innige Freundſchaft, iſt warme Hingabe an Land und Volk, lebhaftes Gefühl für Freiheit und Recht, Ehrfurcht vor dem geiſtigen Erbe der Väter, Glaube, der über die Welt zu Gott ſich aufſchwingt, iſt dies zuſammen echtes Jugendleben — wohlan, die deutſche Jugend kann ſich dies Leben nicht beſſer bewahren als durch innige Vertrautheit mit dem alten Arndt!

Indem der Verfaſſer das Bild desſelben der deutſchen Jugend weiht, wie das Bild eines ihrer Väter, iſt ſein Wunſch und Gebet, daß ſie lebe, blühe, wachſe Gott zur Ehre und dem Vaterlande zur Freude!

Berlin im Sommer 1882.

Wilhelm Baur.

Erstes Kapitel.

Geburt und früheste Jugend.

Es mag zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, da kam ein schwedischer Unteroffizier mit dem schönen Namen Arndt, d. i. Adler, auf die deutsche Insel Rügen, die damals unter schwedischer Herrschaft stand, und heiratete sich in ein Bauernwesen der Herrschaft Putbus ein. Sein Sohn brachte es als unterthäniger Schäfer zu Putbus und Darsband zu einem leidlichen Wohlstand und war der Vater vieler Kinder. Das vorjüngste derselben war Ludwig Nikolaus Arndt, der Vater unsers Ernst Moritz. Er war fleißig zur Schule gehalten worden und hatte sich darinnen eine vorzügliche Handschrift und große Fertigkeit im Rechnen angeeignet. Weil er dadurch zu Geschäften sehr brauchbar war, erwählte ihn sein Gutsherr, der Graf Putbus, Erblandmarschall des Fürstentums Rügen und Präsident der Regierung in Stralsund, zu einem Heidereiter, wie man in Rügen sagte, oder einem kleinen Förster, und da er ein hübscher Bursche war, nahm er ihn auch gern auf Reisen mit. Als nun der siebenjährige Krieg ausbrach und die Schweden auch ein Heer herüberschickten gegen den großen Friedrich von Preußen, da konnte der Graf, dem die Sorge für das Heer übertragen war, den jungen Arndt sehr gut brauchen, auf der Schreibstube als gewandten Schreiber und zu Sendungen und Geleitung von Geldfuhren als klugen und mutigen Boten und Geleitsmann. In solchem

Dienſt kam der Jüngling viel in die Städte und mit vornehmen und gebildeten Menſchen zuſammen, ſo daß er ſelbſt, der ein Bauernſohn war, die Art eines gebildeten Mannes annahm. Zum Dank für die geleiſteten Dienſte gab ihm ſein Herr die Freiheit, gebrauchte ihn anfänglich in Geſchäften der Landwirtſchaft und Schreiberei und machte ihn zuletzt zum Inſpektor der Güter in und um Schoritz. Nun nahm ſich Ludwig Nikolaus Arndt ein Weib, die jugendliche und ſchöne Tochter eines kleinen Ackermannes und Wirtes bei Putbus, Friederike Wilhelmine Schumacher, aus einer Familie, in welcher ſchöne Gaben von mancherlei Art, namentlich zu Saitenſpiel und Geſang, zur Bildnerei und allerhand ergötzlichen Erfindungen, heimiſch waren. Dazu hatte das Mädchen Gelegenheit gehabt, mit den Kindern einer reicheren Familie den Unterricht zu genießen und durfte ſich nun zu den gebildeten Frauen rechnen. So waren alſo beide Eltern aus Bauernmark entſproſſen, wurzelten auch feſt im Bauernſtande, ragten aber durch Bildung und Kenntniſſe über denſelben hinaus.

Am Feſt der Geburt Jeſu Chriſti im Jahre des Heils 1769, der zweite Weihnachtstag ging grade zu Ende, ward dem jugendlichen Ehepaar in Schoritz noch eine große Chriſtgabe — ein Knäblein ward ihnen geboren, das zweite, unſer Ernſt Moritz Arndt. Der Vater wollte ihm den Hauptnamen Philipp geben, die Mutter aber beſtand darauf, er ſolle Ernſt heißen und weiſſagte ihm damit durch ſeinen Namen ſchon, welcher Ernſt des Lebens ihm bevorſtehe und welcher Ernſt der Geſinnung nötig ſei, als ein redlicher Mann durch dies Leben zu gehen. Die Eltern ließen es auch bei der Erziehung der Kinder am Ernſte nicht fehlen. Zwar herrſchte die Fröhlichkeit im Hauſe, die da zu finden iſt, wo gebetet und gearbeitet wird, wo der Segen Gottes zuſtrömt und Leib und Seele ſich geſund und friſch fühlen. Liebe Freunde kamen ins Haus und wurden in ihren Häuſern beſucht, die

Jugend durfte sich tüchtig in Obstgärten und Eichenwäldern, in Saatfeldern und auf Hünengräbern, im Weidwerk und im Seebad tummeln, aber Zucht und Ordnung fügte ihr Leben in heilsame Schranken. Da der Vater anfangs die Mittel nicht hatte, den Kindern einen eigenen Lehrer zu halten, so empfing Ernst Moritz den ersten Unterricht von den liebreichsten Lehrmeistern, die man wünschen mag, von den Eltern. Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, die Mutter hielt die Leseübungen und erzählte den Kindern mit großer Anmut Geschichten und Märchen. Gelesen wurde in den ersten Jahren nur in der Bibel und im Gesangbuche. Arndt las mit seiner Mutter wohl drei bis vier Mal die Bibel durch. Samstags nachmittags mußte ein Lied oder das Sonntagsevangelium gelernt sein und aufgesagt werden. Das war Segen fürs ganze Leben! Dadurch ward Arndt der bibelfeste Mann, der unter der Zwingherrschaft Napoleons seinem Volke Propheten- und Psalmenwort zum Trost und zur Erhebung zurief, und der Liederkundige, der seinem Gott und Heiland zu Ehren so manches geistliche, liebliche Lied gesungen hat. Es waren liebe Eltern, der Vater ernst und thätig, dabei sanft und freundlich, die Mutter mit ihren schönen großen blauen Augen, mit ihrer prächtigen breiten Stirn, fromm, sinnig und mutig, und durch kein Geschick so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte. Ein kühneres und freieres Weib in einem gebrechlichen Körper hat die Natur nie hervorgebracht, so rühmt der Sohn, mit einer reichen Phantasie und einem gesunden Herzen ausgerüstet. Wenn alles schlafen lag, saß sie noch auf und las in einem frommen oder unterhaltendem Buche und war früh mit dem Frühsten wieder auf, und weil Arndt schon als Kind selbst wenig Schlafes bedurfte, durchplauderte und durchlas er oft mit der Mutter halbe Nächte. So ins Mutterauge zu schauen und durch den Mund der Mutter das Leben sich deuten zu lassen, das macht einen

Eindruck in die Kindesseele, der nicht wieder auszulöschen ist. Es war, da Arndt ein Knabe war, auf der Insel Rügen der lutherische Glaube noch ungebrochen, und es verstand sich von selbst, daß die Kirche fleißig besucht ward. In Gartz, zu welchem Kirchspiel die Familie gehörte, war ein trefflicher Prediger und Seelsorger, Pastor Stenzler. Da ward denn alle Sonntage hingewandert oder bei schlechtem Wetter hingefahren. Nachmittags mußten die Knaben den Weg zum zweitenmal machen, um in der Katechismuslehre nicht zu fehlen. Ging der Vater nicht mit, so begleitete sie der Großknecht, ein bibelfester Christenmensch, und hatte dabei große Freude an dem Ernst Moritz. Denn dieser hatte ein gutes Gedächtnis und große Belesenheit in der Schrift, und ließ bei der Prüfung in kindlicher Freudigkeit seine Stimme wie eine Trompete erschallen, daß man sie durch die ganze Kirche hörte. Da war denn für den treuen Elieser der Heimweg mit dem Knaben allemal wie ein Triumphzug.

So fehlte es in Arndts Elternhause an der Gottesfurcht nicht, aber auch nicht an Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit für den irdischen Beruf. Arndts Vater hat mehrmals den Wohnort gewechselt, er wohnte in Schoritz, dann in Dumsevitz, dann in Grabitz, immer auf der Insel Rügen, überall war das gewaltige Meer nicht ferne, überall gab es Feld, Wald, Wasser, und überall war der Ackerbau der irdische Beruf für Alt und Jung. Da mußten, wenn die Menge der Arbeit drängte und die Eltern den Unterricht nicht geben konnten, auch die Söhne mit angreifen. Namentlich wenn die Ernte alle Hände der Knechte und Mägde in Anspruch nahm, ward Ernst Moritz der Hüter der Schweine oder der Kühe. Er that es gern und gewissenhaft, und wenn er abends heimtrieb, leuchtete ihm die Abendröte wie ein Gruß Gottes in die Seele. Auch sonst wurden die Kinder nicht verweichlicht. Es war die Zeit, da noch viel Unnatur in der Kinderzucht herrschte. Die

naturwidrigen Gewohnheiten, mit welchen die Alten in Gesellschaften sich plagten, sollten auch von den Kindern mitgemacht werden. Bei feierlichen Gelegenheiten mußten sie mit steifem Zopf, gepudertem und gelocktem Haar erscheinen, die Zurüstung kostete viel Zeit. Da ward manchmal mit Wachs und Pomade darauf geschlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Dann beim Eintritt in die Gesellschaft mußten sie knixen und jedem die Hand küssen. Aber dieser alte Sauerteig französischer Thorheit konnte den Segen der kräftigen deutschen Zucht in Arndts Hause nicht zu Schanden machen. In Nahrung und Kleidung wurden die Kinder mäßig, ja wohl strenge gehalten. War etwas in der Nachbarschaft zu bestellen, so stieg der Junge zu Pferd, ohne Mantel und Ueberrock, mochte die Sonne scheinen oder Regen strömen, und fort gings. Fuhr der Vater im Winter mit dem Einspännerschlitten zu Freunden, so hockten die Söhne neben oder hinten auf, fror sie, so mochten sie laufen. Da schlief wohl, wenn die Freunde lange zusammen saßen, der kleine Ernst Moritz ein, ward dann rasch aus dem Schlaf in den Schlitten gebracht, unterwegs, damit er munter würde, in den Schnee geworfen, kam das Fuhrwerk an einen Schlagbaum, so mußte er herunter und öffnen, und zu alledem durfte er kein saueres Gesicht machen. Ging sein Vater mit dem Oheim Heinrich auf Posewald auf die Jagd, da ward Ernst Moritz aufs Rößlein gesetzt und an beiden Seiten wurden Bänder an den Sattel gebunden, die Hasen und schnell abgestreiften Fuchsbälge daran zu hängen. Das ging dann von früh bis spät durch Sturm, Regen und Schneegestöber. Was lag daran, ob den Leib auch Frostschauer überfielen! Die Seele hatte ihre jauchzende Lust an den bunten Abenteuern des Weidwerks.

Endlich als aus dem Kind ein kräftiger Knabe geworden war, dem auch im Lernen etwas Tüchtiges zugemutet werden

konnte, kam ein Hauslehrer. Schon früher einmal hatte ein abgelegener Kandidat, ein langer, griesgrämischer Mensch, die wilden Vögel eingefangen, aber zum Glück für die Schüler hatte er selbst nicht lange ausgehalten. Nach acht Tagen ging er weg, er könne in einem Hause nicht länger bleiben, wo man dem Lehrer so wenig Achtung erweise. Die Tante habe ihn beim guten Morgen kaum angeknixt und die Mutter habe ihn statt Herr Krai, wie sich gebühre, lieber Krai genannt. Die Kinder hatten noch ein paar Jahre Freiheit, dann kam Herr Müller aus Chemnitz in Sachsen, der hatte studiert bis zum Studenten, dann war er im siebenjährigen Krieg unter die Soldaten gegangen, ward von den Schweden gefangen, als schwedischer Unteroffizier hatte er sich zur Ruhe gesetzt und den Korporalstock mit der Rute vertauscht. Das war ein steifer, eckiger, straffer Korporal, immer in Kamaschen, dick bepudert, mit zwei großen Locken und ellenlangem dünnem Zopf, auf Spaziergängen ein langes spanisches Rohr in der Hand. Aber er hatte blitzende blaue Augen und ein in Zorn und Liebe glühendes Christenherz. Viel zu lernen war bei ihm nicht. Doch mochte er die Jugend ans Sitzen gewöhnen und ein Vorzug war es immer, daß der Mann im Glauben stand, den er aus Luthers Heimat mitgebracht. Freilich gings im Christentum auch bei ihm nach der Weise seiner Zeit. Wenn der alte Korporal morgens die Stunde mit einem Choral eröffnete und seine helle Stimme kreischen ließ, da konnten sich die Kinder, namentlich Ernst Moritz, der ein Kicherer war, des Kicherns nicht erwehren. Da schlug Herr Müller darein, daß die Späne davon flogen, aber der Gesang ward nicht im geringsten unterbrochen. Ein paar Jahre darauf, als Ernst Moritz vierzehn zählte, kam Herr Dankwardt, ein Hauslehrer, wie er sein sollte, ein Kandidat der Theologie, ein fünfundzwanzigjähriger, beweglicher, fröhlicher, frommer Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und Kennt-

niſſe genug hatte, um die Knaben für die gelehrte Schule vorzubereiten. Das Lernen wurde nun ernſter getrieben, aber die alte Luſt des Sichtummelns behielt auch ihr Recht. Roſſe wurden zugeritten, Krammetsvögel im benachbarten Walde gefangen, im Sommer ward geſchwommen, im Winter Eis gelaufen. Das ging natürlich ohne allerlei Unfälle, kleinere und größere, nicht ab. Zweimal war Ernſt Moritz ernſtlich in Lebensgefahr. Einmal brach er ins Eis ein, verſank, ward aber von dem Bruder wieder herausgeholt, ein andersmal war er vom Pferde gefallen und der volle Erntewagen ging über ſeinen Kopf, das Rad riß ihm die Haare weg, ohne den Schädel zu zerbrechen, wahrſcheinlich war es gerade über einen Stein gegangen und dann über den Kopf weggeſchnellt. Aber die Jugend konnte mehr als eſſen, trinken, ſchwimmen, reiten, ſchießen: es war Geiſt und Leben in ihr. Waren die Alten von der dichteriſchen Begeiſterung ergriffen, die gerade damals durch Deutſchland ging, wie ſollte die fröhliche Jugend, in der Alles treibt und keimt und ſingt und klingt, nicht ihre Luſt an Sang und Klang gehabt haben? Ernſt Moritz brachte das Geſchichtenerzählen auf, welches die Geſchwiſter an den langen Winterabenden unter der warmen Decke noch Stunden lang trieben, Gehörtes und Geleſenes mit Erdichtetem und Erdachtem zuſammenwirkend zu wunderbaren Mährlein. Fritz, der jüngere Bruder, war ein großer Verſeſchmied, gab den Tauben im Schlage die Namen griechiſcher Helden und beſang ſie mit einem Freunde um die Wette. Der Hauslehrer, ſelbſt in den friſchen Strom der Dichtung getaucht, wehrte natürlich nicht, ſondern nährte den fröhlichen Dichterſinn ſeiner Schüler.

Ein Haus, ſo feſt geſchloſſen es iſt durch Familienſinn und Treue ſeiner Bewohner, ſoll doch Thüren haben, durch welche die Hausgenoſſen zu guten Freunden und treuen Nachbarn aus- und dieſe eingehen können. Es iſt auch für die

Jugend nötig, daß ſie allmählig ein Stück Welt ſieht, indem ſie in befreundeten Häuſern Zulaß findet. Und wenn der Knabe zum Jüngling heranreift, iſt ihm das Beſuchen anderer Familien nicht nur mehr um des Spieles und der Kurzweile willen lieb; er geht gern dahin, wo ſeine Seele tiefe, heilſame Eindrücke empfängt. Die Arndt'ſche Familie hatte vielen Umgang in Stadt und Land, namentlich mit Pfarrern und Pächtern, aber der ſegensreichſte für unſern Ernſt Moritz war der Umgang mit den zahlreichen Sproſſen des Arndt'ſchen Geſchlechtes. Da ſtärkte ſich der Familiengeiſt. Das ſtarke, heiße Arndtsblut, das er in ſich fühlte, rollte mutiger durch die Adern, wenn er bei den andern Arndten ſaß, ihrer Rede lauſchte, ihre Art betrachtete. Poſewald auf Rügen war der Ort, wohin er am liebſten wallfahrtete. Dort wohnte die alte Großmutter Arndt, die ihr Leben auf 96 Jahre gebracht hat, freundlich und wohlgemut, voll Liebe für die Enkel, ſaß ſie am Spinnrocken. Ihr treuer Pfleger war ihr älteſter Sohn Heinrich, der Patriarch, wie ihn der Neffe nennt. Er hatte ein Gut gepachtet und war in Sinn und Lebensweiſe ein deutſcher Bauer, wie er ſein ſoll. Wenn er müde war von der Arbeit oder von der Jagd, dann ſetzte er ſich auf einen breiten Stein vor dem Hofthor und erzählte denen, die ſich zu ihm geſellten, aufs lebendigſte Geſchichten und Mährchen des Landes. Er genoß unter Verwandten und in der Gemeinde ein großes Anſehn, aber es war ihm verhaßt, wenn ihn Jemand Herr ſchalt. Nur ſein Graf Putbus ſei ein Herr, meinte er dann, er nicht. Als Ernſt Moritz, ſchon im Jünglingsalter, in ſeiner Gegenwart ein mißliebiges Wort über den König von Schweden geſprochen, gab ihm der Oheim eine klingende Maulſchelle mit den Worten: „Junge, ſollſt du ſo von unſerm König ſprechen?“ Er hatte ein kindliches Gottvertrauen, war in demſelben brüderlich gegen die Hilfsbedürftigen und allezeit fröhlich. Scherz und Schwank ging

ihm nie aus, doch die ungeziemenden waren ihm verhaßt. Er pflegte zu seiner Rechtfertigung den Spruch zu führen: „Doktor Luther hat gesagt: wenn Gott keinen Spaß verstünde, möchte ich nicht im Himmel sein“. Er hat sein Leben in die Achtzige gebracht und ist dann fröhlich gestorben. Noch andere Brüder des Vaters sah der Jüngling in Posewald, darunter einen, der ein preußischer Herr Wachtmeister gewesen. Der wußte herrliche Dinge vom alten Fritz zu erzählen, die er zum Teil selbst mit ihm erlebt, aber das Prächtigste und Fröhlichste an ihm war die schöne klangreiche Stimme, mit welcher er eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder sang.

Es war eine glückliche Jugend, die Arndt in seiner Heimat auf der schönen Insel verlebte. Er vergaß sie in seinem langen neunzigjährigen Leben nicht. Wie ein fröhlicher Morgengruß erheiterte die Erinnerung an sie noch seinen Lebensabend. Durch eine solche Jugend schlug er Wurzeln in dem Boden des ächten deutschen Volkstums und zu dem, was er nachher für das große Vaterland gethan, hat er den fröhlichen Mut und kühnen Zorn von den starken Männern geerbt, unter welchen er aufgewachsen.

Zweites Kapitel.

Lehr- und Wanderjahre.

Arndt stand im siebenzehnten Jahre, im frischesten Trieb des jugendlichen Lebens. Da ist es gut, wenn der Jüngling einen tüchtigen Trunk aus dem Borne der Wissenschaft thut und die mächtigen Triebe des Fleisches durch einen geistigen Wettkampf mit andern Jünglingen im Zaume hält. Die Eltern hätten Arndt gern auf eine gelehrte Schule geschickt

und zum Studieren bestimmt, aber die Mittel fehlten dazu. Da nahmen sich etliche Freunde und Gönner des reich begabten und wackern Jünglings an, schossen eine Summe zusammen, und im Herbst 1787 bezog er die Schule zu Stralsund. Das ist eine herrliche alte Stadt, nach Danzig in früherer Zeit die mächtigste in Pommern. Oft haben in den Kriegen Könige und Feldherren um sie gerungen, Wallenstein hatte einst ausgerufen: „und wenn die Stadt mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, so sollte sie herunter", aber er konnte die mutig verteidigte Stadt nicht nehmen. Noch zeigten das schöne Rathaus, die herrlichen Kirchen, die prächtigen Marktplätze vom Glanze vergangener Zeiten. Bürgermeister und Rat waren inmitten einer tüchtigen Bürgerschaft stattlich und ansehnlich wie Fürsten. Es war viel Wohlhabenheit unter den Bewohnern, und die kräftigen Männer und schönen Frauen führten in der damaligen Friedenszeit ein behagliches, fröhliches Leben, mehr auf den Genuß als auf die Angelegenheiten des geistigen und geistlichen Lebens gerichtet. In diese Stadt trat nun Ernst Moritz Arndt ein. Seine Wohnung hatte er bei einem seiner Lehrer, einem tüchtigen, geistig lebendigen Manne, in dessen Bücherſammlung er sich nach Herzenslust umtreiben konnte. Seinen Tisch fand er mittags und abends bei lieben Freunden seiner Eltern reichlich gedeckt. Doch mied er des Abends die Mahlzeit in den befreundeten Häusern, um sich im Studieren nicht aufzuhalten und genügte sich dann wie jeden Morgen mit einem Stück Brod und einem Glas Wasser oder Bier.

Arndt kam als ein ernster Jüngling mit den besten Entschlüssen nach Stralsund. Er hatte in den letzten Jahren in seiner Familie Dinge erlebt, die seine Seele bis auf den Grund bewegten und zum Ernste stimmten. Unter die Schar seiner Mitschüler trat er, wie Hunderte von Jünglingen vom Lande, als ein kräftiger, sittlicher, die Aufgabe des Lebens

ernſt erfaſſender Jüngling unter ein leichtfertiges, mutwilliges Völklein. Dazu ſtach er in ſeinem einfachen Anzug, für gewöhnlich in einem grünen Rock von ſelbſtgemachtem Zeug, zum Staat in einem grauen plüſchenen, der aus einem alten des Vaters gemacht und zu weit geraten war, und in plumpen Stiefeln, gegen die feingeputzten Söhne der Stadt tüchtig ab. Da fehlte es an Neckereien nicht, bis er den Neckern mit ſeinen derben Fäuſten die Lektion gab, daß er gewillt ſei, ſeinen Weg unbeirrt weiter zu gehen. Es war ihm eine Gewiſſensſache, ein reiner, ſtarker, geſunder Jüngling zu bleiben, als welcher er nach Stralſund gekommen war. Er lag fleißig den Büchern ob und die Triebe, die ſich in dieſer Zeit in dem Jüngling regten, dämpfte er, indem er ernſtlich betete und den Leib unter den Gehorſam des Geiſtes zwang. Er härtete ſich ab durch Fußwanderungen, kalte Bäder bis in den Oktober und November hinein, und dem Schlaf gewährte er ſo wenig Zeit, als ſeine ſtarke Natur bedurfte. Wie oft der ſtill ſinnende Jüngling ſeine Pfade einſam ging, ſo hat doch auch er den Segen der Freundſchaft genoſſen. Es geſellten ſich bald etliche Jünglinge zu ihm, die gleichen Sinnes waren — und was für Wonnen ihm da aufgingen, das kann nur der faſſen, der ſelbſt in der Jünglingszeit mit lieben Freunden den Geiſt durch alle Höhen und Tiefen fliegen ließ, während Herz an Herz in Glückſeligkeit ſchlug. Aber die liebſte Geſellſchaft blieb ihm auch hier das elterliche Haus. Das iſt die Macht des Familiengeiſtes, daß er die Glieder der Familie, wenn ſie hinausgezogen ſind, unwiderſtehlich immer wieder heimwärts zieht. Arndts Vater hatte in dieſer Zeit Rügen verlaſſen und war nach Löbnitz gezogen zwiſchen Stralſund und Roſtock, wo er ein prächtiges Herrſchaftshaus bezog und einträgliche Güter antrat. Löbnitz war drei ſtarke Meilen von Stralſund entfernt, die durchlief Arndt häufig Samstags nachmittags und am Montag früh rückwärts, wenn er nicht

etwa auf einem Frachtwagen des Vaters, auf den gefüllten Säcken in einen Mantel gehüllt liegend, zum schönen Sternenhimmel aufschauend, nach der Stadt zurückfuhr.

In dieser Weise waren zwei Jahre hingegangen. Es war im Herbst 1789, in dem Jahre, da die französische Revolution ausbrach, deren Folgen, die gewaltigen Kämpfe zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen welschem und deutschem Wesen, Arndts künftiges langes Leben zu einem unruhigen, bewegten, oft leidvollen gemacht haben. Es ist merkwürdig, daß in diesem Jahre Arndt eine gewaltige Revolution in sich selbst durchzumachen hatte, die aber früher wie jene Weltrevolution zur Ruhe kam. Die Herbstprüfungen in Stralsund waren gehalten worden. Arndts Vater war auch herübergekommen und hatte sich an dem Lobe, das seinem Sohne öffentlich gespendet ward, erfreut. Eine ziemliche Anzahl der Schüler ging zur hohen Schule ab: da drängte ein Abschiedsschmaus den andern. War das Leben im bloßen Genusse dem sittlichen, war es dem leiblichen Menschen zu viel geworden — plötzlich geriet er in wunderliche Stimmung, gewaltige Kämpfe, der Gedanke durchflog seine Seele: führst du dein Schülerleben hier so fort, so wirst du zu einem weichlichen, liederlichen Lappen. Er will aus Stralsund weg, er will sich draußen einen Dienst suchen als Schreiber oder Rechnungsführer. Vormittags hatte er noch für seinen Vater mancherlei Geschäfte besorgt, namentlich eine Summe von 400 Thalern eingenommen und ihm hinausgeschickt. Er hatte dann dem Vater einen Brief geschrieben, in welchem er in hochtrabenden Worten ihm seinen Entschluß kund gab. Nachmittags, zu Anfang Oktobers, zog er denn durch das Thor Stralsunds gegen Süden. Zehn bis zwölf Thaler hatte er in der Tasche, ein Bündel Wäsche unter dem Arm, so zog er dahin, nicht wie der verlorne Sohn im Evangelium, aber wie ein augenblicklich Verirrter. Die erste Nacht, nachdem er eine

tüchtige Strecke gewandert war, schlief er in dem Hause eines Schäfers auf dem Heuboden. Am andern Morgen zog er an Greifswald vorbei, um nicht etwa von einem dortigen Studenten erkannt zu werden, in einem Dorf an der Peene hielt er das zweite Nachtlager, am dritten Tag ging er über die Peene, nun deuchte er sich weit genug von der Heimat zu sein, um sich zu verdingen. Er fragte in Pacht- und Edelhöfen, ob man nicht einen Schreiber oder Rechnungsführer brauche. Endlich fand er einen alten Hauptmann, einen Herrn vom Adel, der Wohlgefallen an dem Jüngling fand. Er bewirtete ihn, wies ihm eine freundliche Kammer an und wollte ihn behalten, wenn es sein Vater zufrieden wäre. An den ward geschrieben. In fünf Tagen kam Bruder und Oheim mit einem Briefe des Vaters, Arndt möge doch heimkommen, es sei ihm ganz freigestellt, ob er Bauer oder Studierter werden wolle. Wolle er das Studieren aufgeben, so könne er die Landwirtschaft nirgens besser lernen als daheim, darum möge er nur wieder kommen. Arndt kam gerne, die tüchtige Wanderung, die Nachtquartiere hatten ihn von seinem Wahne geheilt.

Nun ließen ihn die Eltern ein paar Wochen ganz gewähren, als ob nichts geschehen, als ob der Sohn wie sonst gekommen wäre, die Herbstferien im Elternhause zuzubringen. Dann aber machte sich der Vater freundlich an ihn heran: es wäre doch wohl besser, wenn er bei dem einmal ergriffenen Studium bliebe. Die Brüder meinten dasselbe, die Freunde des Hauses auch, und der liebe Konrektor, bei welchem er in Stralsund seine Wohnung gehabt, fügte hinzu, er könne ja, wenn es seine Gesundheit verlange, in Löbnitz bei den Eltern bleiben und dort weiter studieren, die Bücher sollten ihm schon aus der Stadt geschickt werden. Das leuchtete dem Jüngling ein, und er hat vom Herbst 1789 bis Ostern 1791 auf dem Landsitz seines Vaters fleißig über den Büchern gesessen. Die

Abhärtungen seines Leibes aber setzte er auch hier fort. Er liebte es, wie der Soldat, auf harten Brettern oder Reisig oder in den Mantel gewickelt unter freiem Himmel hinter einem Baum oder Heuhaufen zu schlafen, weite Wanderungen zu Fuß zu machen und zwar in den nächtlichen Stunden, wenn andere schliefen. Die Eltern schüttelten wohl bedenklich den Kopf, aber weil er sonst ein verständiger Sohn war, hinderten sie ihn nicht. Und er hatte Segen von dieser Abhärtung, er gewöhnte den Leib daran, sich unter den Willen zu fügen und rüstete sich damit zur Ertragung von Beschwerden und Entsagungen, die er später reichlich zu bestehen hatte. Er stand nun auch schon an der Schwelle des Mannesalters, ein Zweiundzwanzigjähriger, der die eigne Meinung ein wenig durfte geltend machen, wie er denn in den Gesprächen über die Zeitläufte seit der französischen Revolution tüchtig mitsprach, als ein Jüngling, der hassen und lieben konnte und der einmal in Haß gegen das Schlechte, in Liebe zum Rechten in das Leben einzutreten gedachte. Doch verletzte er nicht die Ehrfurcht gegen die Eltern. Er schaute mit frommen Kindessinn zum Vater auf, wenn der im Garten sitzend bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot Stunden lang, die Hände zum Gebet gefaltet, schweigend und anbetend in Gottes Schöpfung hinausschauen konnte, er blieb der Mutter in Liebe zugethan, die, wie die Welt lebte und das eigne Haus zu größerm Wohlstand gelangte, immer dieselbe blieb, sicher in ihrem Glauben und der Einfalt ihres Wesens.

Endlich im zweiundzwanzigsten Jahre bezog Arndt die hohe Schule zu Greifswald, um Theologie zu studieren. Zwei Jahre hielt er hier aus und war beflissen, außer der Gottesgelehrtheit auch in andern Wissenschaften, der Weltweisheit, Geschichte, Erdkunde, Sprachen etwas Tüchtiges zu lernen. Von dort ging er nach Jena und blieb anderthalb Jahre bis zum Herbst 1794. Es war für die Gottesgelehrtheit eine

traurige Zeit. Der alte Glaube war aus den Gottesgelehrten gewichen und sie deutelten an dem festen Worte der Schrift so lange herum, bis nichts übrig blieb: dann setzten sie ihre eigenen kurzsichtigen Gedanken an die Stelle. Arndt saß damals schon zu den Füßen eines jungen, nachmals berühmten Gelehrten, Paulus, der, dem Apostel Paulus gar unähnlich, die festen Säulen prophetischer und apostolischer Lehre und die Wunderthaten des Herrn gern über den Haufen geworfen hätte. An die Stelle der Offenbarung in der heiligen Schrift suchten nun hohe Geister, Weltweise, neue Lehrgebäude aufzurichten. Von einem der Edelsten und Gewaltigsten unter ihnen, der nachher in den großen Nöten des Vaterlandes und im Kampfe für das Vaterland immer mehr in das wahrhaftige Leben, welches ist Christus, sich versenkte, hat Arndt in Jena viel Anregung empfangen, von Fichte. Uebrigens, wenn Arndt auch in den Hörsälen der Gottesgelehrten ein gar anderes Christentum lernte, als ihn seine Mutter an den langen Winterabenden aus der Bibel gelehrt hatte, der Segen der Eltern ruhte auch hier auf ihm: Arndt blieb ein sittlich tüchtiger und keuscher Jüngling. Er meinte, daß es sich für einen künftigen Geistlichen doppelt gebühre, die Lüste des Fleisches zu meiden. Er hatte neben der Stimme des Gewissens: „wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen?“ auch einen hohen Flug des Geistes, der ihn über die Stickluft sündiger Weichlichkeit emportrug. Dabei hat er kein Mönchsleben geführt, sondern mit der andern Jugend studentisch und deutsch gejubelt, mitgelebt und namentlich hat er auch auf der hohen Schule die Fußwanderungen nicht vergessen. Hin- und Heimreisen und andere Ein- und Ausflüge machte er den Stab in der Hand, den Bündel auf dem Rücken, und diese Lust ist ihm geblieben und ein unübertreffliches Mittel geworden, Land und Leute kennen zu lernen, dem Vaterland und dem Volke recht ins innerste Herz hineinzu-

ſchauen. Ein herrliches Vorbild iſt er der deutſchen Jugend für alle Zeit durch dieſe Fußreiſen: denn ein luſtigeres, für Leib und Seele erquicklicheres, Mut und Willen ſtärkenderes, Sinn und Auge ſchärfenderes Reiſen gibt es nicht für den Mann und Jüngling als die Wanderung zu Fuß, „da tritt kein anderer für ihn ein, auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.“

Herbſt 1794 erſchien Arndt wieder unter dem väterlichen Dach zu Löbnitz und blieb 2 Jahre, unterrichtete die jüngeren Geſchwiſter und wiederholte und ordnete, was er ſelbſt gelernt hatte. Dann lud ihn ein alter Hausfreund, der Pfarrer Koſegarten zu Altenkirchen auf Wittow, zu ſich ein. Er ſollte die Kinder des Pfarrers unterrichten und ging gerne, weil im Pfarrhaus eine ausgezeichnete Bücherſammlung zu finden war. Er war nun auch Kandidat der Theologie geworden und predigte zuweilen, wie er ſelbſt ſagt, mit Schall und Beifall. Aber gerade hier war es, wo er den Entſchluß faßte, nie ein Geiſtlicher zu werden. Wie kam er zu dieſem Entſchluſſe? Wer das geiſtliche Amt als eine melkende Kuh anſah, die ihn mit Butter verſorgte, dem konnte es in Pommern und Rügen gar lockend erſcheinen. Denn die Stellen auf Rügen trugen bei den damaligen Fruchtpreiſen oft 2000 bis 3000 Thaler ein, die Pfarrer waren Gerichtsherren ihrer Dörfer, einer nannte ſich Kirchherr und fuhr mit vier Rappen. Aber Arndt ſtieß der Gedanke ab, daß dieſe fetten Pfründen meiſt auf allerlei Schleichwegen in der ſchwediſchen Hauptſtadt erworben würden, und mehr noch als dies war die damalige Lauigkeit unter den Gottesgelehrten ſchuld, daß auch Arndt keinen rechten Trieb mehr zum geiſtlichen Amte in ſich fühlte. Er hatte gewiß auf der hohen Schule keine Begeiſterung für dasſelbe eingeatmet, er hatte ſeine Not gehabt, den Schatz des Glaubens, den ihm die Eltern mitgegeben, nicht zu verlieren. Denn wer damals von daheim in die Welt hinauskam, gewohnt, täglich herzlich zu beten, der hörte, daß das

Beten unnütz sei. Wer daheim das Schriftwort über alle Menschenrede gestellt hatte, der lernte draußen die Schrift meistern mit der eignen Vernunft. Wer Jesum Christum als Gott und Herrn angebetet hatte, dem ward bewiesen, daß er sei wie ein anderer Mensch und nie mehr denn ein Mensch gewesen. Die Geistlichen wußten damals nicht mehr recht, was sie aus ihrem Amte machen sollten, und die Kanzel wurde gebraucht, Dinge des irdischen Lebens lang und breit auszulegen, welche die Leute wußten oder ohne Pfarrer erfahren konnten. Arndt hatte wohl keinen hohen Begriff vom geistlichen Amte erhalten, da schien es sich ihm nicht der Mühe zu lohnen, alle Wissenschaft, die er sich erworben, an eine Pfarrstelle zu hängen. Es trieb ihn in die Weltlichkeit hinaus. Er wollte die Welt sehen. Sein Vater reichte ihm die Mittel, und als ein Achtundzwanzigjähriger begab er sich im Frühling 1798 auf Reisen und blieb bis in den Herbst 1799. Ein Vierteljahr hat er in Wien gelebt, sich dann Ungarn betrachtet. Dann gings über die Alpen nach Italien. In Toskana hielt ihn der Krieg auf, er ging über Nizza und Marseille nach Paris, wo er den Sommer zubrachte, dann zog er im Herbst über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam heim. Er hatte die Reise ohne bestimmten Zweck, ohne rechte Vorbereitung gemacht. Doch ist sie ihm von Nutzen gewesen. Und erzählt hat er von ihr in einem ergötzlichen Buche. Später, als die Völker gewaltig durcheinander geschüttelt wurden, machte er ein Studium daraus, eines jeden Volkes eigenste Art herauszustellen, um dem deutschen Volke zu zeigen, wie es sein und vor aller Vermengung mit Welschem sich hüten müsse. Da half es ihm viel, daß er die meisten Völker Europas und ihre Art mit eignen Augen gesehen und durchforscht hatte.

Die Lehr- und Wanderjahre waren nun zu Ende. Was war ihr Gewinn? Eine bedeutende Bildung jedenfalls, aber

es ist betrübend, daß selten ein Mensch den kindlichen Glauben unverletzt in das Mannesalter mit hinüberbringt. Die meisten müssen durch die Wüste des Zweifels ins gelobte Land eingehen — und wenn sie's nur alle erreichten! Wir lesen in einer der ersten Schriften, die Arndt bald nach dieser Zeit in die Welt gesandt „Germanien und Europa," das durch seine Einfalt und Aufrichtigkeit ergreifende Geständnis: „Ich betete als Knabe mit Inbrunst, lachte und spottete als Jüngling mit Frechheit. Möge dem Manne und dem Greise die Unschuld und Frömmigkeit der Religion nicht fehlen." Dies Gebet hat Gott erhört, denn den Aufrichtigen läßt ers gelingen. Er warf den Mann und Greis ins bewegte Leben hinein, er legte ihm brennende, nagende Schmerzen auf die Seele. Aber die Anfechtung lehret aufs Wort merken. Arndt hat den Glauben, den ihn die Mutter gelehrt, den einfältigen demütigen Glauben an das Kind in der Krippe, an den Mann am Kreuze wieder erlangt und mit der Erfahrung eines vielbewegten Lebens vor seinem ganzem Volke in Schrift und Lied bezeugt.

Drittes Kapitel.

Glück und Leid, Ruhe und Unruhe.

Der Wanderer war, nachdem er vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hatte, fast ein Dreißigjähriger in die Heimat zurückgekehrt. Er sehnte sich nach dem eigenen Herd, denn über die Alpen nach Italien, von da über das Meer nach Frankreich war ihm heimlich im Herzen glühend die Liebe zu einem deutschen Mädchen gefolgt. Es war die Tochter des Professors der Naturgeschichte Quistorp in Greifswald. Er ließ sich durch diese Liebe nun an die hohe Schule nach Greifswald ziehen, hielt Vorlesungen, bekam als Adjunkt

der philoſophiſchen Fakultät einen Gehalt und führte die Braut in ſein Haus. Das Glück war groß, als ihm, dem Vielgewanderten und durch die Wanderung Gereiften, nun ein feſter Beruf und mit demſelben ein liebes Weib gegeben ward.

Und ich fiel in den Staub, und reckte die Hände gen Himmel,
Sieh mich! Hier knieet vor dir dankend ein glücklicher Menſch, —
Und ich pries die Geſtirne, die ſeligen droben am Himmel,
Und was auf Erden ſo ſchön ſprießet und grünet und blüht.

So ſagt er ſelbſt von jener Zeit. Aber das Glück war kurz. Im Sommer 1801 ſchenkte ihm ſeine Frau einen ſchönen Sohn, der ihr das Leben koſtete.

War ſo der Sturm des Unglücks in die glückliche Ruhe ſeines häuslichen Lebens zerſtörend hineingefahren, ſo ſah es auch draußen in der großen Welt ſo ſtürmiſch aus, daß Arndts Feuerſeele aufs mächtigſte entfacht wurde. Arndt war in demſelben Jahre geboren wie Napoleon Bonaparte, und dieſer ſein Zeitgenoſſe, welcher ganz Europa durcheinander warf, am Ende ganz Europa zum Kampfe gegen ſich herausforderte, trübte auch ſein Leben und reizte ihn zu einem Kampf auf Leben und Tod gegen den Zwingherrn. Was war das für eine Zeit! Die franzöſiſche Revolution hatte erſt den König und die Königin gemordet in der Wut über die Sünde ihrer Vorfahren, ſie fraß dann, wie ein wildes Ungeheuer, die eigenen Kinder auf. Sie hätte ſchneller ſich ſelbſt verzehrt, wäre ſie nicht über die Grenzen Frankreichs herausgebrochen und hätte Krieg in die benachbarten Länder getragen, überall Glück und Heil verkündend, überall Elend und Verworfenheit verbreitend. Auch Deutſchland trat in den Kampf mit der franzöſiſchen Revolution und unterlag. Einer wütenden Gewalt, der es ein Kleines deuchte, in einer Nacht durch einen Volksbeſchluß tauſendjährige Ordnungen umzuſtürzen, trat die Langſamkeit und Bedenklichkeit entgegen, die in dem deutſchen Reich Gewohnheit geworden war. Während das aufgeregte Frankreich, einig und ſtark in gottloſer Begeiſterung, an Deutſchlands

Thoren pochte, konnte Deutſchland nicht einig werden, langjährige jammervolle Zuſtände hatten die nationale Begeiſterung faſt ganz ausgelöſcht. Jungen franzöſiſchen Generalen, die ihre Heere raſch zum Siege führten, ſtanden alte, verdiente, aber in einer andern Kriegsführung ergraute deutſche Feldherren gegenüber. Auch die Heldenthaten Einzelner, wie des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, waren ohne Nutzen für den Augenblick, weil die elenden Zuſtände im Ganzen alle Erfolge wieder vernichteten. Frankreich ſchritt von Sieg zu Sieg voran, Deutſchland wich von Niederlage zu Niederlage zurück. Preußen hatte ſeine Länder über dem Rhein an Frankreich abgetreten, Öſterreich die Niederlande und die Lombardei. Frankreich hatte die Schweiz, den Kirchenſtaat zu Republiken nach franzöſiſchem Muſter gemacht, und begehrte das ganze linke Rheinufer als Teil des franzöſiſchen Reiches. Noch einmal rafften ſich England, Öſterreich, Rußland, Neapel und die Türkei gegen Frankreich auf, Erzherzog Karl und der ruſſiſche General Suwarow erfochten glänzende Siege, Öſterreich war eben im Begriff in Frankreich einzurücken, Frankreich war ernſtlich in Gefahr — da eilte der franzöſiſche General Bonaparte aus Ägypten herüber 1799, ſtürzte die ſeitherige franzöſiſche Regierung, warf ſich zum erſten Konſul auf, bot Frieden an, und da dieſer nicht angenommen ward, zog er aus zum Krieg. Das war um die Zeit, als Arndt aus Paris in die Heimat zurückgekehrt war. Bonaparte ſiegte bei Marengo, Moreau bei Hohenlinden, Kaiſer Franz II. ſchloß den Frieden von Lüneville, und Deutſchland erfuhr die Schmach, daß ſein ganzes linkes Rheinufer an Frankreich abgetreten war.

Das war im Jahr 1801. Das Jahr darauf ſchrieb Arndt die Schrift: „Germania und Europa,“ ſchilderte die Weltlage und ſchüttete ſein deutſches Herz aus, nicht in feigen Klagen, ſondern in mutigen Reden von den Urſachen des

Verfalls und von den Mitteln zur Erhebung. Da fliegt der herrliche Adler schon kühnen Fluges die Bahn zur deutschen Freiheit, die er nicht wieder verlassen hat. Es ist in dem Buche noch viel Gährendes, aber wer es liest, gewinnt die Zuversicht, daß der feurige Wein der Liebe zum Vaterlande bald ausgegohren und klar sein werde. Er spricht ausführlich seine Meinung aus, wie ein Staat eigentlich beschaffen sein müsse und wie sich die gegenwärtige Lage des Vaterlandes zu diesem Urbilde verhalte. Er will, daß der Bürger als Glied eines irdischen Gemeinwesens nicht in allerlei schwärmerischen Gedanken über den Boden hinschwebe, sondern daß er mit seiner Liebe, mit seiner Arbeit fest in den vaterländischen Boden sich einwurzele, aber zugleich als Bürger einer höheren Welt Freiheit habe, in dieser höheren Welt sich zu bewegen. Noch finden wir in diesem Buche nicht die ganze Einfalt des Christenglaubens, die mit der Zeit ihm immer mehr zurückkehrt als das Erbteil des väterlichen Hauses. Aber wir sehen Arndt schon hier vor den Geheimnissen des Himmels stehen, andächtig, anbetend, nicht frech hineingreifend, nicht flach sie aufklärend. Und der ganze deutsche Mann, als welcher er des deutschen Volkes Liebling geworden ist, der läßt sich schon aus diesem Buche herausfühlen. Er macht es sonnenklar, daß jedes Volk nur dann groß und glücklich sein könne, wenn es in den von Gott gegebenen Grenzen sich halte, wenn es nicht in die Ungerechtigkeit und Thorheit verfalle, über des Nachbars Grenzen zu schreiten, die Sprachen zu vermischen, die Völker zu verwirren und zu unterjochen. An Frankreich sieht er eine solche Ueberschreitung der von Gott gezogenen Grenze, an Deutschland Verlust dessen, was ihm von Gottes und Rechtswegen gebührte. Und daß Frankreich übermütig, daß Deutschland kleinmütig dasteht — das kommt hauptsächlich von einem Manne, dem damaligen ersten Konsul Frankreichs, Bonaparte. Dem dreiunddreißigjährigen Eroberer sieht der dreiunddreißigjährige

deutſche Gelehrte frei und ſcharf ins Angeſicht, um zu ſehen, was an dem Manne iſt. Mag alle Welt ihn bewundern und vergöttern als den, der in das alte Europa ein ganz neues Leben zu bringen beſtimmt iſt, Arndt ſagt es ſchon jetzt, daß er ſein Land ins Unglück ſtürzt. Denn den Ruhm, den Glanz, den Schimmer ſtellt er dem Volke als Ziel hin, nicht die innere, beglückende Wärme der Gerechtigkeit, des Friedens. Dieſer Ruhm, dieſer Glanz und Schimmer aber erfordern ein ſtehendes Heer von 600,000 Soldaten, koſten dem Bürger und Bauer den ſauern Schweiß, den letzten Heller, erheben den Soldaten über alle andre Staatsbürger, entziehen den ehrlichſten und heilſamſten Berufen ihre Ehre und ihre Freiheit. Und in dem Glanz und Schimmer des Volkes ſucht er doch nur für die eigene Eitelkeit Befriedigung. Dieſer Mann, der vor ſieben Jahren noch im Dunkel war, wie umgiebt er ſich jetzt mit einem Prunke, nach welchem ſelbſt die größten Regenten der letzten Zeiten, wie Friedrich der Große und Joſeph II., nicht verlangt haben! Wie gerne läßt er ſich ſchmeicheln! Und Und wie feig iſt er im Grund ſeiner Seele! Wie verjagt die geheime Polizei alle Freiheit des Mundes und Gemüts! Wie zerbricht die Gewalt alle Öffentlichkeit des Urteils! Wie ſorgſam umgiebt er ſeine Perſon mit allerlei Sicherheitsanſtalten! Man ſagt, er ſchone ſich zum Wohle ſeines Volkes. Aber wie klein, wenn ſelbſt der große Menſch um ſeine kleine Perſon alles ſich drehen und den Himmel und die Erde an ihr hängen läßt! Gewiß, er iſt ein Genie, eine ungeheure Naturkraft, aber iſt er mehr als ſtark und gewandt, iſt er auch verſtändig und gerecht? Kennt er ſeine Zeit und ſeine Pflicht? Die nachfolgenden Jahre haben auf dieſe Frage Arndts geantwortet: es war ein außergewöhnlicher Menſch von ungeheuren Gaben, aber das Göttliche beherrſchte dieſe Kräfte nicht, ſondern das Dämoniſche, das Selbſtiſche — und das hat ihn geſtürzt.

In demſelben Jahre, in welchem er die erſten Pfeile gegen Napoleon ſchleuderte, ging er auch einem Feinde im eigenen Lande zu Leibe durch die Schrift: „Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen“. Er deckte in ihr die greulichen Bedrückungen auf, welche der Bauernſtand ſeiner Heimat von den Herren zu erfahren hatte. Arndt war kein Bauernaufhetzer und Volksverführer, wie ſeine Feinde zu verſchiedenen Zeiten ihn haben darſtellen wollen: er war königiſch geſinnt. Wenn ſein Vater recht helle, fröhliche Erinnerungen vergangener Zeiten vorführen wollte, dann kam er auf König Guſtav den Dritten zu ſprechen. Der Oheim Heinrich Arndt in Poſewald lebte ganz in der Herrlichkeit der Schwedenkönige, namentlich Guſtav Adolfs. Der mütterliche Oheim Moritz Schumacher hing mit einer Begeiſterung an Friedrich dem Großen von Preußen, als ob er die großen Siege des ſiebenjährigen Kriegs mit erfochten hätte. So von allen Seiten zur Bewunderung großer Königsbilder hingeführt, hatte Arndt von Jugend auf ein monarchiſch geſinntes, für eine ſtarke königliche Regierung ſchlagendes Herz. Daß er alſo die Bauern in Schutz nahm, das kam nicht aus Feindſchaft gegen das Königtum. Er that es auch nicht, weil er etwa von jenen Bedrückungen des Bauernſtandes ſelbſt hätte zu leiden gehabt: ſein Vater, ein Freigelaſſener, hatte es ja längſt zum Wohlſtande gebracht und ſchaltete jetzt, als großer Pächter mit der Gerichtsbarkeit über einige hundert Seelen betraut, ſelbſt wie ein Herr. Das Rechtsgefühl, das Mitgefühl gab ihm die Worte in die Feder. Er ſah es mit ſeinen Augen, wie die Herren des Landes, auch die Verwalter der Domänen und der ſtädtiſchen und Stiftsgüter, die Bauern nur als ein Kapital anſahen, aus dem möglichſt hohe Zinſen mit Gewalt ausgepreßt werden müßten, als hätte in ihrem Auftrage der berühmte Lichtenberg die Preisaufgabe ausgeſchrieben: eine Salbe zu erfinden, zur Ein-

schmierung der Bauern, damit sie drei- viermal im Jahre geschoren werden können. Er sah, wie die Edelleute große Dörfer ankauften, Wohnungen und Güter schleiften, große und prächtige Höfe bauten, um sie möglichst teuer wieder zu verkaufen, und wie die Leute davon getrieben wurden und die selbst Knechte und Mägde sonst gehalten hatten, nun als Knechte und Mägde dienen mußten. Er sah, wie die Herren nur um große, willkürlich bestimmte Summen ihre Leute freigaben, oder die Freilassung ganz verweigerten. Er sah den Bauernstand in einem rechtslosen Zustande, und die alten Urkunden belehrten ihn, daß das nicht immer so gewesen, daß dieser Zustand erst unter schwedischer Herrschaft und namentlich in den letzten Zeiten recht eingerissen sei. Als nun sein Buch ausgegangen war trotz der Warnung wohlwollender aber zu rücksichtsvoller Freunde, da gab es großen Rumor unter Edelleuten und Pächtern. Und solche, die zu meinen schienen, daß ein Teil der Menschen schon mit einem Sattel zur Welt komme, um nur geritten zu werden, ein anderer aber mit Stiefel und Sporen, um nur zu reiten, sahen es für ein großes Verbrechen an, daß Arndt die Bauern gegen die Edelleute in Schutz genommen. Sie wandten sich an den König. Sie deuteten aber, in der ächten Weise solcher Angeber, nicht auf das Buch im Ganzen hin, sondern auf einige freimütige Äußerungen Arndts über etliche verstorbene Könige, um ihn als Majestätsverbrecher zu brandmarken. Diese Stellen in dem Buch hatten sie ordentlich mit Rotstift angestrichen. Wie der König sie las, ward er entrüstet und schickte das Buch an den Generalstatthalter von Pommern, der zugleich Kanzler der hohen Schule zu Greifswald war, General Essen, daß der den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung ziehe. Arndt war nach Stralsund geladen. „Wie wollen Sie sich aus dem Handel helfen?“ fragte der General, indem er ihm die rot angestrichenen

Gefährlichkeiten zeigte. Arndt bat sich eine Bleifeder aus und strich in dem Buche auch die Stellen an, in welchen die Greulichkeiten der Leibeigenschaften geschildert wurden und bat den General, diese nun dem König auch vorzulegen. So geschahs und der König hat geantwortet: „wenn dem so ist, so hat der Mann ja recht!“ Arndt ward kein Haar gekrümmt, aber die Verhältnisse der Bauern wurden verbessert. Des Dichters Wort sollte immer wieder, wo dem Bauernstande Unbill geschieht, als ernste Mahnung tönen:

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!

Im Herbst 1803 ging Arndt auf ein Jahr nach Schweden, denn er hatte für Land und Volk eine große, herzliche Teilnahme und wollte gern an Ort und Stelle die Geschichten vergangener Zeiten und die gegenwärtigen Menschen genauer kennen lernen. Als er im Herbst 1804 nach Deutschland zurückkam — wie traurig sah es da in dem lieben Vaterlande aus, wie weit war Napoleon auf seiner völkerverderbenden Bahn schon vorangeschritten! Das alte deutsche Reich ging schon aus allen Fugen. Kleine Fürsten, die den deutschen Kaiser nicht mehr fürchteten, aber auf den französischen Herrscher hofften, fingen an, gewaltthätig gegen die Ritter und Herren zu werden, die noch kleiner waren als sie. Das Kurfürstentum Hannover war von Napoleon mit Krieg überzogen worden, es konnte sich selbst nicht wehren und Preußen hatte nicht den Mut, ihm beizuspringen. Napoleon, früher schon durch eignen Beschluß zum alleinigen Konsul Frankreichs erhoben, verwandelte nun im December 1804 die französische Republik in ein Kaisertum und ließ sich zum Kaiser von Frankreich krönen und zum König von Italien erklären. Nun rüsteten England, Rußland, Österreich und Schweden gegen den neuen Kaiser. Aber er blieb wieder Sieger. Es war

keine Macht, die ihm dauernd Widerstand entgegensetzen konnte. Es ging mit der Freiheit Europa's immer tiefer abwärts.

Arndt konnte diese Ereignisse nicht erleben, ohne daß sein mannhaftes Herz in Zorn geglüht hätte. Er lebte im Sommer 1806 in Stralsund, wo er auf der Regierungskanzlei zu arbeiten hatte. Einst saß er mit Freunden in einem öffentlichen Garten beim Wein unter lebhaftem Gespräch. Ein schwedischer Offizier ließ ein schlechtes Wort über das deutsche Volk fallen, als Arndt dem Schweden das schwedische eben ins Angesicht gelobt hatte. Sie kamen hart an einander. Es ward Arndt zu Mute wie Moses in Ägypten. Den dritten Tag schossen sie sich im Zweikampf, Arndt bekam eine Kugel in den Leib. Es war sechs Uhr abends, der schönste Abendsonnenschein. Er sah die grünen Ufer der lieben Insel Rügen herüber grüßen, er glaubte den Gruß zum letztenmal zu erwidern. Aber er ward nach mehrwöchentlichem Krankenlager geheilt. Die Kugel ist heraus, schrieb er am 22. Juli an seine Freundin Charlotte von Kathen, und ich bin nun allen Falken entflogen. Bei meinem frohen Mute muß ich also bald wieder auf die Beine kommen und will dann auch recht weidlich sein. Diese Geschichte mag zeugen von Arndts deutschem Sinn, aber auch von seinem heißen Arndtsblut. Der Christ sagt einfältig: du sollst nicht töten! und läßt sich von diesem Worte der Schrift nicht abbringen, weder durch die Hinweisung auf die Ehre, als ob diese nur mit Degen oder Pistol aufrecht erhalten werden könne, noch durch das Pochen auf die Ritterlichkeit, die keine Herausforderung ablehnen dürfe. Wir freuen uns, daß wir von Arndt andere Thaten berichten dürfen, die er zur Ehre des Vaterlandes gethan. Schon im Herbste 1805 hatte er in kurzer Frist weniger Wochen ein Buch geschrieben, das nun in die Welt flog, ein Bundesgenosse aller derer, die gegen Napoleon für Europa's Freiheit kämpften, ein mächtiger Wecker vaterländischer Gesinnung.

Viertes Kapitel.

Geist der Zeit. Erster Teil.

In diesem Buche erscheint Arndt zuerst in seiner ganzen Größe und Bedeutung für das deutsche Volk. So wie sich der Sechsunddreißigjährige hier darstellt, so ist er geblieben bis an sein Ende, nur daß sich sein Leben immer mehr in den einzigen Grund des Heiles einwurzelte, in Christum. Frisch und geschwind ist der Gang, frei und kühn der Athem seiner Rede, es spricht in ihr das deutsche Gewissen zum Vaterland, als dieses daran ist, ganz unter welsche Tyrannei zu geraten. Wie Alles um ihn her sinkt, wie der tausendjährige Bestand des deutschen Reiches in dem Sturm aus Frankreich verweht, wie die Deutschen unter einander sich berauben, wie durch alle Stände des Volks feige Hingabe an den Eroberer oder kraftlose Verzweiflung herrscht, da steht Arndt ungebeugt, ein mutiger, redlicher Mann, der kein höheres Gesetz kennt als Gerechtigkeit und Wahrheit, und keinen stärkeren Trieb als die Liebe zu dem armen Menschengeschlecht. Es ist Prophetengeist in dem Buche. Arndt versenkt sich mit tiefem Blick in die Geschichte der Völker, wie sie ihren Lauf genommen bis auf die gegenwärtige Stunde, um zu erkennen, wie es mit Deutschland steht. Und da er merkt, wie übel es steht, da wird der Geist der Buße wach, der schonungslos die Schäden des Volkes aufdeckt von oben bis unten, aber auch der Geist des Glaubens, der weiß, daß auch die gewaltigsten Eroberer nur Zuchtruten sind in der Hand des starken Gottes und daß, wo das Volk die Zucht erkennt, aus der Zerstörung, aus dem Nichts durch Gottes Barmherzigkeit ein neues Volk, ein neues Leben, eine neue Freiheit hervorgehen könne. Wie ein Bote Gottes an das deutsche Volk spricht Arndt, und die Folgezeit hat bewiesen, daß Geist der Weissagung in ihm

war — ſie hat's bewieſen durch die völlige Erniedrigung Deutſchlands und ſeine glorreiche Auferſtehung.

Arndts Thaten ſind ſeine Schriften und Lieder. Es iſt unmöglich zu zeigen, wie groß und trefflich der Mann geweſen, wenn wir ihn nicht aus ſeinen geiſtbeflügelten Schriften zu uns ſprechen laſſen. Das ſoll darum zur rechten Zeit allemal geſchehen.

„So lange das warme Blut und das Gefühl in dem Menſchen iſt," ſagt Arndt in dem Eingang, „muß er weinen und reden, ob er dadurch etwa ſein Leid und fremdes Leid mildere. Dieſe heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen laſſen, ſo lange noch ein Puls ſich in mir bewegt, ich werde frei ausſprechen, was ich frei fühle. Wahrheit iſt nicht Verleumdung, und wem man die Wahrheit ſagt, den haſſet man nicht: wem man aber vorlügt und ſchmeichelt, den mißbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes: denn aufrecht und göttlich, nach dem Lichte der Sterne hinſehend, iſt der Menſch geſchaffen, daß er das Recht verſtehe und verehre. Man wird rufen: Ei, Geſell, du ſprichſt frech, weil man jetzt meiſtens nur gebückte Sklaven ſprechen hört. Ich will euch ein Gleichnis ſagen: Satan, der böſe, war ein arger Schelm und Lügner von Anfang, darum war er ein Gleisner und Leiſetreter; aber Gott der Herr, deſſen Leben Wahrheit und Güte iſt, donnert aus den Wolken und blitzt und ſchickt ſeine Schloßen, aber er erfreut in Regen und Sonnenſchein auch alles Lebendige. Er hat den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen, daß er wahr ſei und gerecht. So ſpreche ich frei und ſchelte das Schlechte, aber ich ſchimpfe nicht: das thun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Menſch, nicht bloß heut, ſondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das in Jammer erſtarren würde, und ſchlägt wie ein Blitzſtrahl durch edlere Brüſte."

Mit heiligem Zorn ſtraft er nun die Sünden ſeiner Zeitgenoſſen, ſich ſelbſt demütig in die Strafe einſchließend.

Er hält den Fürſten vor, daß ſie in den furchtbaren Ereigniſſen der letzten Zeit immer nur an ſich gedacht, nicht an das deutſche Reich, nicht an die mitverbundenen Reichsſtände, vor allem nicht an das Volk, daß bei allen Kriegen, Friedensſchlüſſen, Entſchädigungen immer nur von den Fürſten die Rede geweſen ſei, daß ſie verſäumt haben, mit ihrem Volk ſich zuſammenzuſchließen zu lebendigen Leibern voll Kraft und Mutes. Er ſtraft die Edelleute, daß ſie die Fürſten in der Stunde der Gefahr allein gelaſſen, daß in Vielen der Sinn für das Ganze, für das Große fehle, der freudig Gut und Blut in die Schanze ſchlage. An den Schreibern, wie er ſie nennt, an den Gelehrten, an denen, welche für das geiſtige Leben des Volkes Sorge zu tragen haben, tadelt er, daß ſie in lauter Geiſtigkeit über das Leben hinſchwebten, ohne den Boden zu berühren, geſchweige auf ihm feſt zu ſtehen. So leben die Beſten der Zeit in einer Welt voll Gedanken, nicht in der wirklichen Welt. Alles haben ſie ſo vergeiſtigt, daß keine Kraft mehr da iſt zum Handeln, zur That. Sogar die Gottesgelehrten — wie haben ſie die großen Thaten und Wunder Gottes hinweg vernünftelt und iſt in der Religion, die ſie predigen, weder Kraft noch Saft. Die Prieſter des Luthertums, ruft er aus, der aus dem Luthertum geboren war, ſind Schelme geworden, mehr als die Katholiken. Sie glauben nicht mehr, lehren aber doch den Glauben. Keine Religion, keine Zucht, keine Begeiſterung mehr in der proteſtantiſchen Welt! Wenn aber die Führer des Volks ſo ausgeartet ſind, wenn die Einen, den zeitlichen Gewinn allein erfaſſend, um alles Hohe und Herrliche ſich nicht kümmern, die Andern, durch alle Höhen des Geiſtes fliegend, das wirkliche Leben nicht umgeſtalten, was ſoll aus der Maſſe des Volkes werden? Nichts anders als ein feiges, mattes, genußſüchtiges, auf den flüchtigen Augenblick gerichtetes, das Ewige verſäumendes Geſchlecht! „Gold wird geſammelt, oft geſtohlen

von den Bürgern und vom Staat. Tugend ſteht nach Gold, reich und vornehm ſein iſt edler, als tapfer und gütig ſein. Iſt der Bauer ein Bürger, der Bürger ein Edelmann, der Edelmann ein Graf geworden — das ſind die Höhen, die dieſe Menſchheit erklimmen kann, das iſt ihr edelſtes Streben. Und die Geſelligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich nach Vergnügungen jagt der Menſch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Luſtbarkeiten ſo viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch ſelbſt der Barbar herrlicher iſt als ein flaches, ſtrohenes Geſchlecht. Zuſammen ſind die Menſchen mehr als zu viel, aber alle mit Lügengeſinnung und Eitelkeit. Deswegen iſt die gewöhnliche Geſelligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie ſollte es nicht? Denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Ängſten und kleinen Abſichten kommen ſie zu dem, was ſie ihre Vergnügungen nennen. So iſt die Luſt lange tot und die Unſchuld zu Grabe getragen, ehe ſie unter den Leuten erſchienen iſt. Nichts kennzeichnet die völlige Abſterbung des Naturtriebes und der Selbſtkraft beſſer als die Jugend. Geſchieht das am grünen Holz, was ſoll am dürren werden? Da iſt alles Friſche und Mutige ſtumm, was ſonſt kühn hervorbrach im Guten und Böſen. Eine Zucht ſchon bei Knaben, welche die wahre Unzucht iſt, weil die ſchwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt ſtirbt. Die Jünglinge bei aller Queckſilbrigkeit der Zungen und Füße verkümmerte Greiſe mit zwanzig, vierundzwanzig Jahren. Es iſt ein entſetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden iſt.... Wie ſtaune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meiner Erinnerungen zurückdenke! Was damals in Schritt ging, geht jetzt in Galopp. Geht von den Flittern eurer Schuhe, von den Titusköpfen eurer Stutzer und von den Muffen eurer Damen bis zu den Konſtitutionen und Schlachten der letzten Jahre und ihr verſteht mich....“

„Es ist wunderbar, wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt, alles Frische verdorrt hat. In meiner Kindheit da wandelte noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Märchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben, selbst der Geringste spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben; er ist ja klug geworden wie die Vornehmen....“

„Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart, und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Thätigkeit und Beständigkeit in ihr. Ei, spricht man, wie du alles weißt. Ist denn nicht Mut genug unter den Menschen, nicht Verachtung des Todes genug? und du sprichst von Lebensangst. Ich weiß, wohin man will. Aber ich sehe nur Mut hier und da in Schlachten und eben auch nicht zu viel. Der Krieg aber ist nur einer Krankheit gleich, einer Wut der menschlichen Natur, und nicht gerne möchte ich das ganze Geschlecht darnach richten lassen. Mut heißt mir Ruhe und Besonnenheit im Leben, Verachtung des Schlechten mit Aufopferung, Wahrheit und Freiheit in Rede und That ohne den Rückblick auf Gold und Ruhm. Das sind andere Kämpfe als die unter Trommel und Pfeifen und vor Kanonenschlünden. Manche hat die Zeit sterben sehen, wie sie meinte, für edle Dinge, nicht ich. Die Menschen sind wie Missethäter und Narren zum Schaffot gegangen, nicht wie Menschen. Als Berauschte und Wahnwitzige sprechen sie im Schall prunkender Worte, was die Mannesthat nicht zu sprechen bedarf.“

So war das deutsche Volk, als Napoleon über dasselbe kam, ohne wahre Gottesfurcht, ohne echte Vaterlandsliebe, im Haschen nach dem Schein verlor es das Wesen, es war klug, aber nicht stark, sinnlich ohne Mut, von Gott und sich selbst

abgefallen. Und dennoch — brauchte es die Franzoſen als ſeine Meiſter anzuſehen? Als Zuchtrute wollte Gott die Franzoſen brauchen, nicht als Meiſter. Arndt deckt auf, was an ihnen iſt. Er erinnert an ein Wort, das Einer ihrer größten Männer ausgeſprochen: Die Franzoſen thun die albernen Dinge ernſthaft und die ernſthaften albern. Er kann ſich vor der franzöſiſchen Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Zierlichkeit, Schnellzungigkeit nicht beugen, auch nicht vor ihrer Gier und Unverſchämtheit, ſelbſt nicht vor ihrem Ruhm, den ſie in ungerechten Kriegen erringen.

„Ihr alſo," redet er ſie an, „ſeid das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und Herren anderer ſein, ihr, die ihr wieder die kriechendſten und elendeſten Sklaven eines Einzigen geworden ſeid, der euch durch keine edleren Künſte beherrſcht, als durch gemeine Liſt und prunkende Äfferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausplündern, Staaten umkehren, freie Völker unterjochen, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben, groß iſt, ſo ſind wenige größere Völker geweſen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menſchen und das Volk groß machen, ſo ſagt euch ſelbſt, wie klein ihr ſeid. Führt mich hin, wo ihr geweſen ſeid, heißt mich euch nachtreten, wo ihr ſeid — iſt die Peſt und der Hunger nicht mild gegen das Elend, was ihr bringt? Iſt die Grauſamkeit des Barbaren nicht ſanft gegen die eurige, die ſich nicht ſchämt, mit den Worten Humanität und Edelmut auszuſtehen, wenn ſie etwas Schlimmes thun will? — — Ihr ſeid ſo leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Äfferei iſt eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firnis und die Abglättung voraus. In der Mitte Europas ſeid ihr eine Art Mitteldinger geworden und von jeher fehlte euch die volle ſüdliche Naturkraft und die ſchwärmeriſche nor-

diſche Tiefe des Gemütes, ihr ſchwammet in einer kümmerlichen Mitte zwiſchen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewußt: daher eure Windbeutelei, euer ſchaler Spott und Spaß mit dem Ernſteſten und Heiligſten von jeher... Ohne Religion, ohne Poeſie, ohne Wahrheit, zu ſchwach, euch zu beſſern, zu gebildet, eures Unheils inne zu werden, tretet ihr ſtolz hin und krähet uns andern mit einer beiſpielloſen Unverſchämtheit vor, daß wir ungeſchliffene Geſellen und Barbaren ſind. Leichtfertiges, unverbeſſerliches Geſindel, das ſchwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere ſtehen, das ſich einbildet zu ſein, wo andere ſind — ihr habt vielen ſchönen Schein, aber den wir fliehen müſſen, weil er ohne Wirklichkeiten iſt. Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte überſpielt, das ſich, wo andere Völker leben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein ſo wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzoſen kann keinen friſchen, freudigen Stock auf die Menſchheit ſetzen; es iſt zu weit über alle Menſchheit hinaus."

Und dies eitle, unruhige, zur Freiheit unfähige Volk, bewunderte Napoleon, der es aus dem wilden Taumel der Revolution herausgeführt und unter ſeine eiſerne Herrſchaft gezwungen hatte, und zitterte vor ihm. Arndt kennt den Gewaltigen. Er hat ſeinen Lauf von Anfang an beobachtet. Er verſagt ihm die Bewunderung nicht, die ihm gebührt. „Die Natur, die ihn geſchaffen hat, die ihn ſo ſchrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer ſo thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menſchen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer ſcheint, weil es über und unter Menſchen herrſcht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede ſeltene Naturkraft und ſie kann man auch Bonaparte nicht verſagen." Aber er weiß auch genau, was für Triebe dieſe

ungeheure Naturkraft in Bewegung ſetzen. Nichts Edles und Menſchliches iſt in ihm, weder in Frankreich noch außerhalb iſt Gerechtigkeit ſeines Handelns Leiterin, er wirft Alles nieder, er ſcheut ſich nicht vor Mord uud Verbannung der Edelſten, nur daß ſein Wille gelte. Und er, der die ganze Welt ſich zu ſeinen Füßen legen will, iſt von kleinlicher Eitelkeit nicht frei. Mit Glanz und Schimmer umgiebt er ſich, mit Feſten, Schauſpielen, Erbärmlichkeiten aller Art ſtellt er das eitle Volk zufrieden. Aber ſelbſt dieſe Vergnügungen belauſcht das wache Auge der Herrſchaft durch tauſend Spione. Ueber alle Albernheiten und Thorheiten darf man laut ſein über ernſte und wichtige Dinge klingt kein Wort. Von dieſem finſtern, verſchloſſenen, tückiſchen Geiſt, deſſen geheime Pläne plötzlich wie mit Blitzesſchnelle hervorbrechen und mit Blitzesverderben ausgeführt werden, darf die Welt nur Verderben erwarten. Gewaltig rüttelt Arndt die Verblendeten auf, welche meinen, da ſich der Ehrgeiz des Mannes nun die Macht errungen, werde er in ruhiger Regierung Segen über die Länder verbreiten.

„Furchtbarer," ſchließt Arndt ſeine Rede über den „Emporgekommenen," „iſt kein Mann der Fürſten und Völker. Er iſt dem Weltmeer gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in ſich verſchlingt und keinen Tropfen zurückgiebt. Wie das Glück ihn fortſtößt, folgt er friſch und die weiten Entwürfe des Ehrgeizes wachſen. Der Kaiſertitel, die Krönung in Italien, die Reiſe des heiligen Vaters von Rom, die vorbereiteten Vergleichungen und Anſpielungen auf Karl den Großen — — ſeine Herrſchaft und Anzettelungen mit den unglücklichen ſüddeutſchen Fürſten — — o ihr irrt, Geblendete oder Blender, die ihr uns in dieſem Mann bloß den heroiſchen zeiget, den gerechten und milden gerne zeigen möchtet, wenn ihr könntet. Die Zeit wird es enthüllen. Unaufhaltſam ſtürzt er ſich fort mit Blitzesſchnelle wie Dſchingis und Attila.

mit dem Eigensinn eines Fabricius und Marius, mit der Freundlichkeit und List eines Scipio und Cäsar, wenn der Unholdere sie ganz gebrauchen könnte. Ihr hofft auf einen Umschlag seines Glückes. Es ist möglich. Laßt ihn unglücklich sein, dann erst beginnt seine Furchtbarkeit, neue unbekannte Kräfte werden in ihm erwachsen. Kennt ihr denn die Römer nicht? Nie waren sie furchtbarer, als nach verlorenen Schlachten.

„Und furchtbar ist das Volk, daß dieser zu Siegen und und Zerstörungen führt.... Schon vor der Revolution war dies Volk fertig mit der Auflösung alles Glaubens und aller höheren Tugend, die Revolution hat das Verderben vermehrt. Schein und Ehre sollen ersetzen, was andern Treue und Gerechtigkeit heißt, durch seine honnêteté soll der Mensch vor den Ängsten behütet werden, nicht aus Menschengefühl, sondern aus Bildungswahn soll er das Niedrige und Unwürdige fliehen. So lange die bessern Tugenden anderer Völker nicht begeistert werden, ist dieser Schein allmächtig, die Franzosen bewegen sich mit der Windbeutelei ihrer Geistigkeit, mit mancher Liebenswürdigkeit, die alles gut machen soll, am freiesten ohne das unbequeme Gepäck der Gerechtigkeit. Nichts hemmt, nichts hält sie, Aberglauben, Religion und Mitleid kennen sie nicht. Ehre und Not ist ihre einzige Göttin und so ziehen sie über den Leichnam der Welt zum Sieg."

Aber das alles wäre in Deutschland unmöglich, wäre Deutschland sich selbst nicht untreu geworden. „Die Nation hat ihr letztes Gefühl von Gemeinschaft verloren, der Deutsche erschlägt den Deutschen, die Fürsten beschimpfen einander öffentlich und stehen mit dem Feind, Verwirrung, Erstarrung überall, das Elend vernichtet die letzte Kraft und die Erhaltung des jämmerlichen Lebens, das so nichts wert ist, bleibt bei den Unglücklichen das letzte Gefühl: die Sklaven sind fertig. Wie könnte sonst der übermütige Feind so vordringen, noch gegen mächtige Heere achtzig bis hundert Meilen von seinen

Grenzen? Müßte er nicht fürchten daß Grimm und Rache ſich hinter ihm waffneten und Hunger und Schwert ſelbſt die tapferſten verdürben?“ O daß Deutſchland aufſtünde in ſeiner Kraft, wie ſollte vor ihr franzöſiſcher Schein verwehen! „O gebt mir,“ ruft Arndt, „die treuen biedern Völker und laßt einen kräftigen, herrlichen Mann auftreten und Leben in ſie bringen, einen kühnen Gebieter, der das Gute und Gerechte darſtellen und dafür begeiſtern kann; feſter Grund der Menſchlichkeit wird windige Ehre zerſtieben und einmal zerſtoben, iſt ſie wie der Wind verflogen..... Deutſche Feldherren, kenntet ihr euer Volk! Grade, einfältig, ſtark und tapfer iſt es. Liſten und Künſte gelingen ihm ſelten. Warum laßt ihr euch denn darauf ein gegen die Liſtigen und Gewandten? Ihre Liſt zerrinnt, wie ihr mit dem Vertrauen der Stärke, Treue, Tapferkeit grade drauf geht, wie ihr die Schnellen ſchneller angreift, die für das Phantom kleiner Ehre Begeiſterten beſtürmt, begeiſtert für Recht und Vaterland. Aber habt ihr nichts als Fäuſte, ſo wiſſet, durch bloße Fäuſte wird dieſe Welt weder befreit noch bezwungen.“

Die Buße iſt die ächte, aus welcher der Glaube emporwächſt, daß alles wieder gut werden könne. Sie ſieht aus dem Tod das Leben grünen. So war Arndt's Buße, die er gethan und gepredigt hat über Deutſchlands Sünde. „Kein Nichts kann die Welt halten und bewegen! Deswegen wird alles zuſammenſtürzen. Eine neue Geburt muß werden!“ „Das gegenwärtige Geſchlecht iſt klein und verzagt. Es wird und kann den Todesſprung nicht wagen. Hineingeriſſen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkömmt, und durch langſame Qual wird es des Todes ſterben zur Verjüngung.“ Es war ſein Glaube eine gewiſſe Zuverſicht des, das er hoffte — darum ſollte er einſt zum Schauen kommen. Er hat ſie geſchaut, die er zuvor gehofft, er hat ſie in nächſter Nähe geſchaut und war ihrer Freundſchaft gewürdigt — die

großen Retter, die wie Blitzstrahlen in das kalte Tote fuhren — Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau. Deutschland hat Buße gethan, da hat sich Gott seiner erbarmet.

Fünftes Kapitel.

Freiwillige Verbannung.

Es war Geist der Weissagung in Arndt. Was er in seinem Buche von Deutschlands Erniedrigung gesagt, das hat sich in fürchterlichem Maße gleich darauf erfüllt. Zu Ende des Jahres 1805 war das Buch geschrieben: das Jahr 1806 ist für Deutschland das Jahr der Schmach geworden, bei dessen Erinnerung bis in die fernsten Zeiten dem Deutschen das Herz im heiligen Zorne glühen und die Schamröte in die Wange steigen soll. In diesem Jahre war das deutsche Reich mit seinem Kaisertum, mit seinen Kurfürsten und Ständen, mit seinem Reichstag und Reichsgericht, mit allem Hohen und Herrlichen, was an diesen alten Ordnungen haftete, durch die Übermacht des französischen Zwingherrn, durch die Erbärmlichkeit seiner deutschen Diener zu Grabe getragen. Es wollte ja freilich das liebe alte deutsche Reich schon lange nicht mehr recht zusammenhalten. Französischer Einfluß hatte es schon im westfälischen Frieden, der auf den unglückseligen dreißigjährigen Krieg folgte, dahin gebracht, daß den einzelnen Fürsten eine Macht eingeräumt wurde, welche sich mit der Unterwerfung unter das Ganze nicht wohl vertrug. Preußen war aus einer kleineren Macht durch Friedrich den Großen zu einer Großmacht herangewachsen, die nach Kaiser und Reich nicht viel fragte, wo es Preußens Größe galt. Der Kaiser fühlte sich längst mehr als österreichischer denn als deutscher Kaiser. Der

Reichstag in Regensburg war langweilig, ſchläfrig, ein alter ſterbensmüder Leib, den kein lebendiger Geiſt durchdrang. Das Reichskammergericht in Wetzlar konnte die Prozeſſe nicht zu Ende bringen, weil das Geld fehlte, um Beſitzer zu ernennen, und der Reichshofrat in Wien wollte ſich dieſem oberſten Gericht gleichſtellen, ſo daß doppeltes Recht im Reiche galt. Es war keine Kraft, keine Einheit mehr im Reiche. Die alte Form ſtand noch, der Geiſt war daraus gewichen. Als die franzöſiſche Revolution gegen Deutſchland ſich wandte, gab es wohl kühne Redner gegen die Eindringlinge, aber die am ſchnellſten in Worten geweſen, waren auch die ſchnellſten zur Flucht. Aus den Fürſten war der deutſche Sinn gewichen, wie ſollten die Völker ohne Führung ſich gegen den Erzfeind erheben? Arndt hatte nicht zu viel geſagt, wenn er die damaligen Fürſten beſchuldigte, daß ſie ſich einander zu berauben ſuchten. Das hatte ſich gezeigt in der Zeit zwiſchen dem Frieden von Lüneville, in welchem das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, und dem Reichsdeputations-Hauptſchluß, in welchem die Entſchädigungen der Fürſten für die Verluſte auf dem linken Rheinufer feſtgeſtellt wurden. Denn dieſe Entſchädigungen wurden den deutſchen Fürſten aus Beſitzungen anderer deutſcher Fürſten, die ſich nicht wehren konnten, und namentlich aus den deutſchen Bistümern und Stiftern gegeben, die ihren geiſtlichen Herrn genommen wurden. Da gab's denn ein Feilſchen um deutſche Quadratmeilen und deutſche Seelen, das offenbar machte: es war in dem deutſchen Reiche keine Spur mehr von dem Geiſte, der da ſpricht: Wo Ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit, und wo Ein Glied wird herrlich gehalten, da freuen ſich alle Glieder. Und weil die Glieder nicht an das Haupt zuſammenwuchſen zu einem kräftigen Leibe, ward Ein Glied nach dem andern von dem Erzfeind abgeſchnitten und endlich das Haupt auch ſeiner Würde und Herrlichkeit beraubt.

Arndt hatte seinen „Geist der Zeit“ noch nicht beendigt, da kam die Trauerbotschaft, daß der letzte deutsche Kaiser von Napoleon bei Ulm und Austerlitz geschlagen sei. Es war an Arndts Geburtstag, am 26. Dezember 1805, da fügte sich Österreich in die von Napoleon gestellten Friedensbedingungen. Der deutsche Kaiser verlor Venedig an Frankreich, Tirol an Bayern, die schwäbischen Besitzungen an Baden und Würtemberg, 1140 Quadratmeilen mit beinahe 3 Millionen Einwohnern, willigte darein, daß die ihm untergebenen Reichsfürsten, die Kurfürsten von Bayern und Würtemberg, zu Königen durch Napoleons Gnaden ernannt wurden und ließ sich die Bestimmung gefallen, daß diese Könige und der Kurfürst von Baden, der seine Würde ebenfalls Napoleon verdankte, volle Souveränität und alle daraus fließenden Rechte genießen durften, und daß er nichts hindern wolle, was dieselben in Kraft ihrer Souveränität etwa zu thun gedächten. Schon damit stieg der Kaiser vom deutschen Kaiserthron herab und überließ die Oberherrschaft dem französischen Emporkömmling. Aber es kam noch schlimmer. Die neuen Souveräne unterdrückten die Fürsten und Städte, die einst mit ihnen im Reichstag gesessen, von Napoleon aber ließen sie sich gefallen, daß er ihre deutschen Länder aussog und zertrat. Der deutsche Reichstag in Regensburg mußte es geschehen lassen, daß der französische Reiteroffizier Murat, weil er Napoleons Schwager und von diesem zum Großherzog von Berg ernannt worden war, in die ehrwürdige Reihe deutscher Reichsfürsten eintrat, daß der Kurfürst von Mainz, von Dalberg, einen französischen Kardinal Fesch zu seinem Nachfolger im Kurfürstentum und Amt des Reichserzkanzlers ernannte. Endlich war das Maß voll: Napoleon stiftete den Rheinbund, aus Bayern, Würtemberg, Baden, Kurmainz, Hessen-Darmstadt, Kleve-Berg, Nassau und einer Anzahl kleinerer Fürsten bestehend, zu welchen später Sachsen und andere hinzutraten. Diese machten sich zu Ober-

herren, der in ihren Ländern wohnenden Fürsten, Grafen und Herren, dem Reich ward der Gehorsam aufgekündigt, dagegen Napoleon als Protektor anerkannt. Ein großer Teil von Deutschland, herrliche Länder, kräftige Volksstämme wurden jetzt an den Siegeswagen Napoleons gebunden, wohin der zog, mußten sie mit, wenn er befahl, mußten hinfort die deutschen Regimenter der französischen Trommel folgen. Die Gesandten der Rheinbundsfürsten zeigten dem Reichstag in Regensburg an, daß sie aus dem alten Reiche ausgetreten und unter den Schutz Napoleons getreten seien, „dessen Absichten sich stets mit dem wahren Wohl Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben." Das geschah Anfang August 1806. Zehn Tage später legte der letzte deutsche Kaiser die Kaiserkrone nieder und entband alle Reichsstände ihrer Pflichten gegen das Reich. Konnte Deutschland tiefer sinken?

Es ist noch tiefer gesunken. Erst im Herbst des Unglücksjahres 1806 war die Frucht der deutschen Erniedrigung völlig reif und Napoleon konnte sie mit Leichtigkeit abschütteln. Preußen mußte gedemütigt werden, damit in ganz Deutschland kein Widerstand mehr sei gegen den neuen Weltherrscher. Preußen hatte bisher unschlüssig hin- und hergeschwankt, weder den Mut gehabt, Napoleons Feind zu werden, noch den Mut, sich ihm zu ergeben. Feile Seelen wie der Minister Haugwitz und kühne Seelen wie der Minister Stein stritten um die Leitung des Staates. Endlich im Herbst 1806 drängten die Dinge zum Krieg gegen Napoleon. Der König war edel, aber bedenklich, von schlechten Rathgebern zu sehr eingenommen. Die Generäle waren Greise, fast alle Stabsoffiziere über das kräftigste Mannesalter hinaus. In vielen jüngern Offizieren brauste eine übermütige Kriegslust, als ob vor der Armee Friedrichs des Großen Napoleons Heer wie Spreu zerstieben müsse. Die Soldaten waren nicht aus dem gesundesten Volkskern hervorgegangen, zum großen Teil

angeworbenes Geſindel, durch Gaſſenlaufen und andre entehrende Strafen in Zucht gehalten, viele alt, durch Familienſorgen in der friſchen Schlachtenluſt gehemmt. In der ganzen Kriegsführung ſchien man von Napoleon noch nichts gelernt zu haben: ſo raſch, kühn, leicht dieſer daherzog, ſo langſam, bedenklich, ſchwerbeladen zogen die Preußen ins Feld. Während Napoleon ſich alles nahm in den Ländern, in denen er kriegte, brachten dieſe ſich alles mit, ein Lieutenant ſogar ſein Klavier. Die Einſichtigſten waren die Bedenklichſten, die Thörichtſten die Kühnſten im Reden. Vom Süden Deutſchlands zog Napoleons Heer herbei und hing ſich wie ein Gewitter über Thüringen. Kaum waren die Heere von beiden Seiten zuſammengetroffen, ſo kam es zur Schlacht bei Jena und Auerſtädt im Oktober 1806, und Preußens Heeresmacht ſtob in wilder, ungeordneter Flucht auseinander. Die alten Kommandanten überlieferten die Feſtungen. Die Offiziere ergaben ſich in Menge, ohne das Letzte gewagt zu haben. Die Franzoſen und Rheinbündler wälzten ſich in das Land. Der König mußte bis in den äußerſten Oſten ſeines Reiches ſich flüchten. Nun lag Deutſchland völlig zu Boden und im bittern Übermut, in dem auch kein menſchliches Gefühl war, in welchem er ſogar die edle Königin Luiſe von Preußen höhnte, zertrat Napoleon das deutſche Volk. Und doch — Gott ſchafft aus dem Nichts. Er demütigt, um zu erhöhen. Aus der Vernichtung läßt er neues Leben keimen. Auch aus der tiefſten Nacht jener Tage von Jena und Auerſtädt und der darauf folgenden Monate leuchten Sterne. Scharnhorſt, wie er das Heer Friedrichs des Großen vernichtet ſah, wurde nun erſt recht ſicher, daß es neu geboren werden müſſe aus dem Volke ſelbſt, aus ſeinen beſten Kräften. Gneiſenau zeigte durch die Vertheidigung Kolbergs, was heller Geiſt und hoher Mut vermöge. Blücher hieb ſich bis Lübeck durch. York ergab ſich nicht eher, als bis er geſtochen in

den Straßen Lübecks todmatt zusammengesunken war. Als er heimkam, in sein Haus, in sein Zimmer trat, krank, elend, innerlich und äußerlich gebrochen, ward er von seiner Frau, von seinen Kindern nicht wieder erkannt. Aber das Vögelchen im Käfig, das er vor dem Feldzug so treu gepflegt, flatterte wie vor Freuden hoch auf und fiel dann tot hin. Es waren dunkle Tage damals, in denen in den gewaltigsten Naturen furchtbare Kämpfe der neuen Geburt durchgekämpft wurden.

Was Arndt geweisagt, war eingetroffen. Wie stand es mit ihm selbst? Wir haben oben erzählt, daß er im Sommer 1806 auf der Regierungskanzlei zu Stralsund arbeitete. Um Michaelis war er mit der Arbeit zu Ende gekommen und weilte bei seinem Vater auf dem königlichen Gute Trantow an der Peene, das dieser gepachtet hatte. Bald drängte sich Feind und Freund an diesem Flusse. Sollte es Arndt darauf ankommen lassen, daß die Franzosen ihn noch fänden? Das wäre ein toller Streich gewesen. „Ich hatte nicht Lust," erzählt er selbst, „mich ebenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Welschen totschießen zu lassen." Denn totschießen lassen, das verstand der neue Beschützer Deutschlands trotz Einem. Seinem Bruder Joseph, den er zum König von Neapel gemacht, hatte er nicht lange vorher geschrieben: „Laß die Lazzaronis ohne Erbarmen niederschießen, nur mit heilsamen Schrecken wirst du der italienischen Bevölkerung Achtung einflößen. Mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht. Ich sehe mit Vergnügen, daß man ein Dorf der Aufständischen verbrannt hat. Solche Exempel thun Not." Wenn er so seine Volksgenossen, die Welschen, behandelt haben wollte, was durften die Deutschen von ihm erwarten? Es war gleich nach der Gründung des Rheinbundes, ein Paar Wochen, nachdem die Erklärung in Regensburg abgegeben worden war, daß Napoleons Absichten sich stets mit dem wahren Wohl Deutschlands übereinstimmend

gezeigt hätten, da erschien eine Schrift, in welcher das Bonapartsche Wesen mit deutschem Unwillen aufgedeckt ward, sie führte die Aufschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung 1806.“ Der Verfasser war nicht genannt, aber mehrere Buchhändler, unter andern Palm in Nürnberg, hatten sie verbreitet. Sie war noch nicht verboten. Die Verbreiter kannten vielleicht den Inhalt nicht einmal. Rasch wurden sechs Angeklagte vor ein Militärgericht berufen, mit der bestimmten im Namen Napoleons gegebenen Weisung, daß die Schuldigen innerhalb 24 Stunden verurteilt und hingerichtet werden müßten. Es begann die Untersuchung. Alle wurden zum Tode verurteilt. Nur zwei waren eingefangen, Einer wurde begnadigt, Palm aber am 26. August im Jahre von Deutschlands tiefster Erniedrigung erschossen, unschuldig, auf des fremden Zwingherrn Befehl, ohne daß der mächtigste Souverän des Rheinbundes, der König von Bayern, seinen Unterthanen schützte oder schützen konnte. Wie recht hatte darum Arndt, daß er sich nicht wollte wie einen tollen Hund erschießen lassen, dafür, daß auch er Deutschlands Erniedrigung geschildert. Er ging über das Meer nach Schweden.

An seinem Geburtstag, dem zweiten Weihnachtstag 1806, kam er in Stockholm an. Bald hatte er Beschäftigung und Besoldung. Er ward bei der Überarbeitung und Übersetzung schwedischer Gesetze zum Nutzen und Frommen seines Heimatlandes Pommern und Rügen von der Regierung verwandt. In den folgenden Jahren half er auch in der Staatskanzlei in Verfassung von Ankündigungen und sonstigen Schriften, die sich auf die damaligen Welthändel bezogen. Fast drei Jahre blieb er der deutschen Heimat fern in dieser Stellung. Er hatte liebe Freunde genug in Stockholm, Landsleute aus Pommern und geborne Schweden. Zu jeder andern Zeit wäre der Aufenthalt erträglich, ja lieblich gewesen, denn er genoß Liebe die Fülle. Aber diese Zeit war eine

ſolche, daß kein deutſcher Mann in ihr wahrhaft fröhlich ſein konnte. Der Schmerz um das Vaterland folgte ihm in die Fremde, und ſelbſt hier in Schweden geſchahen Dinge, die ſeinen Haß gegen Napoleon ſteigerten, das Leben ihm verbitterten.

Arndt war, wie früher erzählt worden iſt, königiſch geſinnt und ſein Vater hatte ihm von ſchwediſchen Königen, namentlich Guſtav III., Dinge erzählt, die ein jugendliches Gemüt zu entflammen vermochten. Jetzt ſaß auf dem ſchwediſchen Throne Guſtav der vierte Adolf, ein Mann, deſſen wunderſame Gemütsſtimmung ſchon lange auf einen traurigen Ausgang ſeines Königtums hindeutete. Er war von Natur ernſt, ſtreng, ſchroff, eigenwillig, aber von hohen Gedanken, von tiefen Gefühlen mächtig ergriffen. Der gewaltſame, blutige Tod ſeines Vaters, der auf dem Maskenball erſchoſſen worden war, ſchien dunkle Schatten in des Königs Gemüt zu werfen. Und die Zeit war nicht dazu angethan, ein düſteres Gemüt mit heitern Lichtern zu erfreuen. In Napoleon ſah er von Anfang an einen Feind des Menſchengeſchlechts, einen Feind ſeines Königtums, und wenn alle ſich beugten, wenn alle nach den Verhältniſſen ſich richteten, in der Hoffnung, ſpäter das Verlorne wieder zu gewinnen, er beugte ſich nicht. Als im Reichstag zu Regensburg keine Stimme unter allen Geſandten der deutſchen Stände laut ward gegen die Zerreißung des Reiches, wie ſie Napoleon durch die Erhebung einiger Reichsfürſten zu Souveränen ohne Verpflichtung gegen den Kaiſer vollzog, da erklärte König Guſtav, es ſei unter ſeiner Würde, länger an einer Verſammlung Teil zu nehmen, deren Entſchließungen unter dem Einfluß der Uſurpation und Selbſtſucht ſtänden. Er hatte eine tiefe Ahnung deſſen, was durch Napoleon noch aus der Welt werden würde, einen ſittlichen Abſcheu gegen den Zwingherrn — aber das war Alles. Es fehlte die Thatkraft,

die Klugheit, die Beweglichkeit, um das Staatsſchiff durch die furchtbaren Brandungen hindurchzuſteuern. Er beſchwor Ungewitter über ſein Land herauf durch ſeine ſtarre Ueberzeugung, aber er that nichts, um dem Verderben zu wehren. Von Jahr zu Jahr ward das Unheil größer. Der Verluſt Finnlands an Rußland, den er 1808 erlitt, machte ihn nicht klüger, nicht thätiger. Eine furchtbare Erbitterung ging durch das Land, Schweden fing an, den König als das Unglück ſeines Volkes anzuſehen und für die Franzoſen Bewunderung zu faſſen. Das Volk ſpaltete ſich in Parteien. Endlich im Frühjahr 1809 bemächtigte ſich der Volksaufruhr des Königs, zwang ſeinen Oheim die Regierung anzutreten und ſetzte den unglücklichen Guſtav gefangen. Da hat er alsbald ruhig ſich gefaßt und in der Bibel fortgefahren zu forſchen, in welcher er ſchon vorher gefunden, daß der Apollyon der Offenbarung Johannes kein anderer ſei als Napoleon, und daß dieſer böſe Geiſt geſtürzt werden würde durch den Arm des lebendigen Gottes.

Arndt wurde von dieſen Ereigniſſen ſchmerzlich ergriffen. Wenn er auch mit angeſehn hatte, daß der unglückſelige Guſtav ſich ſelbſt das dunkle Schickſal bereitete, ſo that ihm doch dieſer Ausgang des Königsgeſchlechtes weh, zumal der tief gewurzelte Widerwille des Königs gegen Napoleon mit ſeinen Ueberzeugungen ſo wohl zuſammenſtimmte. Noch weher that ihm aber, daß nun auch in Schweden die Franzoſenbewunderung immer allgemeiner ward. Es war das Jahr 1809, das Jahr, in welchem Hoffnungsſtrahlen über Deutſchland hinblitzten. Öſterreich hatte ſich aufgerafft gegen Napoleon, in den Tiroler Bergen knallten Hofers Büchſen mit weithin hallendem Echo, Schill hatte ſich erhoben, war freilich bald in Arndts Heimat, in Stralſund, gemordet worden. Arndt brannte es unter den Füßen. Er machte ſich auf mit doppeltem Paß, verbarg die eigentliche Richtung ſeiner Reiſe,

that, als führe er nach England, fuhr aber über die Oſtſee nach Pommern. Er kam nach Kolberg, gedachte der hier Gefallenen, ſeine Stimmung war trüb wie Deutſchlands Lage. Zu Waſſer und zu Land, unter mancherlei Fährlichkeiten, gelangte er endlich unter dem Namen eines Sprachmeiſters Allmann in die Heimat zurück, nach Trantow. Die Eltern ſah er nicht wieder. Die Mutter war ſchon vier Jahre begraben, das Leben des Vaters hatte der Sturm der Zeit im vorigen Sommer geknickt. Aber ſein achtjähriger Sohn war fröhlich aufgewachſen und die Geſchwiſter empfingen ihn mit alter Liebe und Treue.

Sechſtes Kapitel.

Geiſt der Zeit. Zweiter Teil.

Wir müſſen langſam gehen, da wir von einer Zeit berichten, die Jahr für Jahr Ungeheures geboren, Ungeheures zerſtört hat. Wir dürfen uns auch nicht begnügen, raſchen Schrittes zu erzählen, wo und wie Arndt gelebt, was er für eine Stellung in der Welt gehabt, wie er in dieſer argen Zeit ſein Lebensſchifflein durch die empörten Wogen geſteuert hat. Wir müſſen, wenn wir ihn recht kennen lernen wollen, ihm in ſein Herz ſchauen, in die Kämpfe, die er da durchkämpft, in die Leiden, die er duldet, und in die Hoffnungen, die wie Schimmer der Morgenröte aus der Nacht hervorbrechen. Wir müſſen ſeiner Rede lauſchen, und ob Deutſchland jetzt in ſeiner Erniedrigung iſt, und ſeine Geſchichte uns zur tiefſten Trauer ſtimmt, wir dürfen über dieſe Zeit nicht wegeilen, um bald die Jubelklänge der Erhebung anzuhören. In die Nacht der Schande ſoll der Deutſche noch heute hineinſchauen, damit die deutſche Ehre in ihm zur Flamme werde, die ſolche Schande für die Zukunft unmöglich macht. Das Weizenkorn bringt

keine Frucht, es sei denn in der Erde erstorben. Der Mensch wird in großen Schmerzen ans Licht der Sonne geboren. Auch für die neue Geburt aus dem Geiste gilt die Regel: Stirb und werde! Und ein Volk muß wie der Einzelne durch den Todesschmerz der Buße hindurch, will es ein neues freies Volk werden.

Was Arndt in den Jahren von 1806—1809 in der freiwilligen Verbannung gefühlt und ausgesprochen, das hat er im zweiten Teil des „Geistes der Zeit“ in die Welt gerufen. Die Not war auf den höchsten Gipfel gestiegen, so ist auch die Rede vom schärfstem Stahl, von heißester Glut.

Er tritt im Geiste vor sein deutsches Volk hin und sieht, wie es dem welschen Zwingherrn zu Füßen liegt, und fragt: Wie ist das alles so geworden? Da erscheinen ihm wieder die deutschen Sünden als die giftigen Wurzeln des Todes, die Zwietracht, die Schlaffheit, die Genußsucht, kalter Verstand, feiges Gefühl, ohne den heißen Sporn der That, ohne den Todesmut, der Alles für das Vaterland hingiebt. Er beklagt, daß Deutschland, als von Frankreich der Sturm herüberbrauste, dastand mit einer morschen Verfassung, ohne Halt, ohne Geist, ohne Leben. Ihn jammert die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, zumal daß Österreich und Preußen nicht zusammenstanden und zusammenhielten. Was hätte Frankreich vermocht, selbst mit Napoleon an seiner Spitze, wenn ihm der deutsche Kaiser und der Erbe des Reiches Friedrichs des Großen wie Brüder eines Hauses die Spitze geboten hätten? Auch die deutschen Edelleute tadelt er, daß sie ihres alten Berufs, des Vaterlandes Ritter und Retter zu sein, so sehr vergessen. Wer könnte sie zwingen, für Napoleon zu streiten, wie jetzt geschieht, für Napoleon die Staaten Deutschlands einzurichten auf französischen Fuß, wenn sie nicht wollten? Scharfe Pfeile schleudert er gegen die geistigen Führer des Volks, die Gelehrten, die Denker, die Schriftsteller, die durch ihre Bücher seit lange

die deutſche Nation eingeſchläfert haben, daß ſie berauſcht von einem Gedanken an eine Allerweltsbildung, eine Allerweltsfreiheit, ein Allerweltsbürgertum den nächſten von Gott angewieſenen Beruf vergeſſen, das Deutſche zu pflegen, deutſch zu ſein in Sinn, Wort, Sitte, Geſetz und Freiheit. Am ſchärfſten dringt er an die Elenden heran, die, wenn ein Furchtbares, und wäre es auch ein Teufliſches, geſchehen iſt, ſchnell hinterher ſind und mit lauter Lügen und Klügeleien es darſtellen als etwas Gutes, Heilſames, Göttliches, an die Knechtesſeelen, die ihre Rede und Schrift an Napoleon verkaufen und ihn als den politiſchen Meſſias der ſein Reich als das große Weltreich des allgemeinen Friedens und Glückes preiſen. „Laß den Satan von der Hölle herausfahren," ruft er entrüſtet aus, „und König der Deutſchen werden, ſogleich werden hundert und tauſend Federn in Bewegung ſein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder-, Hinter- und Mittelſätzen, ja, wo möglich mit Hinterhinter- und Vordervorderſätzen beweiſen, daß es ein Glück der Welt und beſonders ein Glück des deutſchen Volkes iſt, daß Herr Satanas ihm das Regiment über ſie belieben läßt." Und weil die Häupter und Führer des Volkes den ſtarken Mut nicht in der Bruſt hatten, das vergängliche Daſein der eigenen Perſon für das Vaterland in die Schanze zu ſchlagen, wie ſollte die Maſſe des Volks ſich aus dem niedern Dunſtkreis in die lichte Höhe der Vaterlandsliebe emporſchwingen? „O ihr Deutſchen," ruft Arndt aus, „geliebte Landsleute und Brüder, bei deren Erinnerung mein Herz oft in Stolz ſich erhob, jetzt in Wehmut verſinkt, zu euch ſpreche ich ein ernſtes und letztes Wort, das Teſtament meines brechenden Herzens, die letzte Stimme einer unendlichen Liebe. Der Hohn der Sieger, die Verachtung der Fremden, der Vorwurf der Feigheit und Nichtswürdigkeit, die Anklage der tiefſten Ehrloſigkeit, ſelbſt eurer eignen Männer und Schriftſteller Verdammung, die ich ſo oft mit Verzweiflung

vernehmen muß, zerreißen mir das wunde Herz. Ihr seid nicht mehr die Alten, nicht mehr die Gewaltigen, auch euch hat die allmächtige Zeit zum Nichtigen abgeschliffen; aber ihr seid ebenso stark, ebenso tapfer, ebenso gut, als eure Tadler und Verhöhner. Nur Eintracht mangelt euch, nur ein großes Männerherz fehlt euch, das euch aus der Not emporheben, begeistern und zu unsterblichen Mühen für das zerfleischte Vaterland führen könnte. Daß kein gemeinschaftliches Gefühl, keine tiefe Liebe für das Vaterland, kein Verein der Stärke und Begeisterung unter euch ist, daß ihr eure eignen Brüder in Schlachten mordetet, daß ihr nach Indien und Afrika verkauft wurdet, daran waret ihr unschuldig. Aber die Zeit ist eine, wo ihr begreifen lernen müsset, was ihr waret, was ihr nicht mehr sein dürft, und was ihr künftig sein sollt. Ist euer Ohr taub für die warnende Stimme der Zeit, für das Jammergeschrei eines zerrissenen Vaterlandes, für die Klage der Freiheit, welche Sklaverei fürchtet, so verachte ich euch auf das tiefste und werde mich selbst und eure Sprache und die Stelle, wo ich geboren bin, zu vergessen suchen."

Deutschland lag zu Boden. Seine nationale Ehre war dahin. Sollte das deutsche Volk als Nation nicht wieder auferstehen? Nicht wert sein, unter andern Nationen stolz und stattlich dazustehen? Schon fingen in Deutschland feile Stimmen an zu rufen, als ob Deutschland kein Klang sei, der erheben könne. Napoleon hatte es in seiner Schlauheit verstanden, kleinen Stammfürsten ein Gefühl der Größe einzuhauchen, damit sie nach dem Ruhm, des ganzen Volkes Führer zu sein, nicht begehren möchten. Wie er im Lande, wo es ursprünglich nur einen deutschen König gegeben hat, einen bayerischen und würtembergischen König geschaffen hatte, so fing man an von einer bayerischen und andern Nationen in Deutschland zu reden. Das Einzelne, Besondere ward gepflegt, gehätschelt, damit das Große und Ganze vergessen

werde. O wie flammt da Arndts deutſcher Sinn auf in der Flamme des edelſten Stolzes! Er führt die Blödſichtigen hin vor die deutſchen Herrlichkeiten, welche durch die Jahrtauſende leuchten, ob ſie auch noch etwas davon ſehen und ſpüren. Er zeigt ihnen, wie mitten im Herzen des deutſchen Landes unter Anführung Hermanns des Befreiers das Volk zwiſchen Elbe, Rhein, Harz und den thüringiſchen und fränkiſchen Bergen den römiſchen Koloß zerſchmettert hat. „Es war noch die Zeit, wo die Menſchen nichts lieber hatten als Freiheit und Unabhängigkeit, als eigenes Recht und eigene Sprache, als Sitten und Weiſen, die bei ihnen geboren und ihnen gleich waren; es war noch die Zeit, wo der Mann verabſcheut war, der ſeine Waffen wegwarf und litt.“ „Deutſche,“ ruft Arndt aus, „vergeſſet Hermann nicht; flehet die Vorſehung an um einen ſolchen Mann und Befreier; weiſt eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen und ihr werdet ein Volk ſein und ein freies und ſtarkes Volk.“ Und von jener uralten Zeit an, wann iſt das deutſche Volk nicht ein großes Volk geweſen? Hat es, da die Völker mehrere Jahrhunderte ſpäter in Bewegung kamen, ſich nicht im Herzen Europas als ein weitgebietendes feſtgeſetzt? Sind nicht ſeine Blutsverwandten Briten und Schweden und Holländer? Hat es nicht den hinſterbenden Völkern in Spanien, Frankreich, Italien von ſeiner Kraft mitteilen müſſen? War es nicht Jahrhunderte lang in der glorreichen Kaiſerzeit das herrlichſte Volk der Welt? Hat es nicht Helden des Krieges? Iſt es nicht in allen Tugenden und Künſten des Friedens voran? Verlangt euch Reichtum, Handel und alle Thätigkeit eines regen Städtelebens zu ſehen — denkt an die Hanſa! Begehrt ihr Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, Dichter und Weiſe, Erfinder und Entdecker zu ſehen — kein Volk kann größere aufweiſen, als das unſere! Uns gehören die großen Kaiſer des Mittelalters, uns gehören die herrlichen Sachſenfürſten

zur Zeit der Reformation, uns Tell und Winkelried, uns gehören die Maler Dürer und Kranach, die Dichter Schiller und Göthe, uns Händel, Gluck, Mozart, die Meiſter der Töne, uns Luther und Gutenberg, Melanchthon und Zwingli! Soll alle deutſche Herrrlichkeit in den Schlund des Weltreichs hinabſtürzen, das Napoleon aufgerichtet hat?

O leider, es fehlte nicht an ſolchen, die ja zu ſagen wagten und ſprachen: es iſt der Finger Gottes, die Vorſehung will es ſo, man muß ſich dem Gewaltigen unterwerfen. Es fehlte nicht an ſolchen, die ſolcher Unterwerfung einen lieblichen Schein zu geben ſuchten, indem ſie Napoleon als den Heiland hinſtellten, der das Böſe, Alte zu zertrümmern und ein neues glückliches Reich aufzurichten beſtimmt ſei. Arndt läßt den Fürchterlichen nicht aus dem Auge. Er kennt ihn längſt, er zeigt immer beſtimmter, wer er iſt. Daß er eitel iſt, das hat er früher bewieſen. Daß er unedel iſt, das hat er noch jüngſt gezeigt durch die Verunglimpfungen, die er ſich gegen die edle Königin Luiſe von Preußen herausgenommen. Daß er keinen Willen achtet, als den eignen, daß er in ungebändigter Herrſchſucht alles niedertreten möchte, das iſt täglich offenbarer geworden. „Der Mann hat gehört, daß man ihn Wiederherſteller, Friedensſtifter, Befreier, Gleichwäger der Staaten und Völker genannt hat . . Er iſt klug wie alle Italiener, deswegen merkt er ſich Namen und bethört damit lange die große Menge. Aber wir wiſſen jetzt, was er iſt; wir kennen ihn; er iſt ſo ſtolz geworden, daß er ſich nicht mehr verhüllt; der erwachſene Übermut ſpricht ſich jetzt ſinnlos und offen vor der ganzen Welt aus . . . Herrſchſucht und Stolz war von jeher ſein Charakter, Liſt und Betrug ſeine Luſt, Zerſtörung ſein Element . . . Seine Kühnheit und Geſchicklichkeit, ſeine Liſt und Schlauheit haben ihm die Welt und Thronen und Völker zu Füßen gelegt. Er erklärt nun geradezu, daß er der Herr iſt . . . . Mag es ſein, daß er nicht

anders ſein kann, als er iſt, daß eine raſtloſe Unruhe ihn von einer Verwüſtung zu der andern treibt, daß ein tiefer Aberglaube in ſeiner Bruſt ihm vielleicht ſagt, daß er der geborene Liebling des Glückes und der auserwählte Sohn der Vorſehung zu ihren großen Verrichtungen iſt — das alles mag ich nicht entſcheiden. Ich weiß auch nicht, was die Vorſehung mit dem Schlangenzahn und Krokodilrachen will, aber wer wundert ſich, wenn ich vor der Schlange Abſcheu und vor dem Krokodil Schrecken empfinde? .... Angeborne Größe und Geſchwindigkeit kann ihm nicht abgeleugnet werden. Dazu hat er eines von den großen Organen der Herrſchaft auf der Erde ergriffen; er iſt vollkommen böſe. Nie iſt der böſe Dämon ſo ausgeſprochen worden als in dieſem Zeitalter. Ich ſehe auch nicht, was der gute damit anfangen ſollte: der böſe muß ihm erſt den Weg räumen. Denn wer auf Erden herrſchen und groß ſein will, der ſei entweder weiſe und gut im höchſten Sinn, oder liſtig und böſe in ebendem Grade. Dieſe Lehre geht durch die Weltgeſchichte. Alles Halbe und Mittelmäßige wankt in mittelmäßigen Zeiten und fällt in gefährlichen zuſammen. Ruhig und fromm aber, mäßig und edel kann dieſes fürchterliche Gemüt nimmer werden, in raſtloſer Unruhe, in unerſättlicher Herrſchſucht wird es hinfahren, Großes thun und Kleines machen wie alle Eroberungsſeelen .... Nein, nimmer, Bonaparte, wie groß und gewaltig du ſein magſt, nimmer wirſt du der Zukunft gebieten, und der Rieſengeiſt, der dir unbewußt durch die Zeit dahinfährt, wird deinem Soldaten den Weg weiſen, den er gehen ſoll. Siehe! er wird zu ſeiner Zeit dein kleines Werk, das dir ſo groß deucht, mit Sturmesflügeln faſſen und es auseinanderwehen wie Spreu, daß man die Spur davon nicht mehr kennt. Vergebens ſuchſt du das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufriſchen und es für Neues zu verkaufen; vergebens ſuchſt du deinen hinterliſtigen Despotismus, deinen blutigen Eigen-

ſinn, deine grauſame Verachtung aller Freiheit und Hoheit des Menſchengeſchlechts mit ſchönen Namen und neuen Titeln zu verlarven; der Tod, der unvermeidlich in allem Alten liegt, wird auch deine Herrlichkeit vertilgen . . Auch du und deine Arbeiten werden endlich beweiſen, daß kein Vorwand und keine Schlauheit hinreicht, das Allmächtige zu hemmen, was dunkel durch alle dieſe Greuel, Umkehrungen und Revolutionen geht. — So fahre denn hin in deinem unſtäten und nichtigen Sinn! Wenn die Arbeit gethan iſt, wird die Vorſehung das Inſtrument zerbrechen.“

Was wäre aus Deutſchland geworden, hätten nicht ſeine beſten Männer, eine kleine Schar unter der großen Maſſe, auch in der tiefſten Erniedrigung den Glauben bewahrt, daß Gott das deutſche Volk wieder erhöhen könne, wenn es nur, durch die furchtbare Demütigung geläutert, wieder ſich ſelbſt aufraffe zu einem des göttlichen Beiſtandes würdigen Entſchluß? Arndt gehört zu denen, die nicht glauben mögen, daß ein ſo edles Volk auf die Dauer unter der Knechtſchaft der oberflächlichen Franzoſen bleiben werde. Er ſchüttelt die Schlafenden mit einer Rede auf, die durch Mark und Bein geht. Er möchte, daß die Regimenter, die Bonaparte aus den Staaten des Rheinbundes nach Spanien führt, ein freies Volk zu unterjochen, ſich gegen Napoleon ſelbſt kehrten, den Rhein wieder frei machten und das ganze deutſche Land, und daß das deutſche Volk ſich um Öſterreich und Preußen in neuer Verfaſſung ſcharte. Er hofft, da jetzt eben Preußen zu ſchwer darniederlag, auf Öſterreich. „Noch iſt es Zeit, die letzte, köſtlichſte Zeit. Noch ſtehet etwas Wirkliches, woran wir uns anſchließen können, noch haben wir einen Vereinigungspunkt unter etwas, das mehr iſt als Schatten und Namen. Öſterreich iſt noch da, ihr könnt es aufrichten und ſtärken; ihr könnet euch an ihm und durch dasſelbe zu einem deutſchen Volke erheben; ihr könnt eure Unehren abwaſchen und eure

Schimpfe rächen. Das Alte ist dahin; ihr könnet nicht Sachsen, ihr könnet nicht Bayern, ihr könnet nicht Würtemberger sein, als eigene Völkchen, ihr müsset Deutsche sein wollen. Bleibet ihr bei dieser Thorheit, so bleibet in Gottes Namen Franzosenknechte, und gebt mir ein Schwert, daß ich darein falle und die ewige Schmach meines Volkes nicht länger sehe" ....

„Noch einmal, deutsche Männer und Landsleute, ein Wort des tiefsten Ernstes zu euch. Soll ich alles für Aberwitz halten, was ich deutsch geredet habe? Soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht aufgeben auf mein Volk? Nein, das kann ich nicht ... Es fehlt uns nicht an kühnen Herzen, nicht an geistvollen Köpfen, nicht an idealen Führern; aber alles steht vereinzelt, und so erkaltet das Edelste und Frischeste in seiner starren Einsamkeit .... Weil wir die schönste, die unwiederbringlichste Zeit verträumt und verschlafen haben, weil wir auf den großen Punkt unserer Herrlichkeit und Stärke noch nicht hinwiesen, als noch kein Tyrann uns verbot, deutsch zu denken und zu reden, so bleibt uns jetzt nur das stille Einverständnis der besseren Herzen und Köpfe, daß innere Zwietracht zerstört, daß deutsche Verzweiflung beseelt, daß deutsche Begeisterung geweckt werde, damit die Gewalt von außen an uns zerbreche ... Dahin strebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unsre Söhne die Freiheit tapfer wiedergewinnen, die wir dumm hingegeben haben.

„Gesindel wird schreien gegen mich — dummes, mattes, deutsches Gesindel wird schreien über den sprudelnden Tollkopf und hirnverbrannten Phantasten. Das Gesindel wird ihn des Hasses zeihen und des Ehrgeizes, und wird ihm mit milder und menschlicher Ansicht der Geschichte, mit ruhiger Abwägung der Dinge, mit frommer Hoffnung auf die Zukunft, mit erbaulichen Gleichnissen früherer Zeit entgegenkommen.

„Schreie, Gesindel! schilt mich und verdamme mich, denn

du haſt recht. Ja, ich haſſe, es iſt meine Luſt und mein Leben, daß ich noch haſſen kann; ich haſſe innig und heiß... Wie ſollte der Mann nicht haſſen, der in der Welt etwas thun und wirken will? Denn welcher Menſch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland, ſeine Ehre und Freiheit über alles; ich liebe meine Freiheit; ich liebe die Heiligtümer, welche die vergangenen Jahrhunderte uns zu bewahren überliefert haben, ich liebe die Wiſſenſchaft und das Licht, welche Despotismus von der Erde vertilgen möchte.. Darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen, gewaltigen Retter und Helfer".....

„Ich brenne vor Ehrgeiz. Auch da ſaget ihr recht. Ja, ich brenne von einem edlen Geiz. Das Herz, das nicht nach Unſterblichkeit lechzet, als nach dem göttlichſten Beſitz, wird nimmer Großes vollbringen. Ich liebe die Unſterblichkeit, darum liebe ich Freiheit, Licht und Geſetz. Aber ihr, die ihr klein denkt und richtet, wie ihr klein thut und leidet, gebt mir ein freies, glorreiches Vaterland, und nie mag mein Name genannt werden, als in meinem Hauſe und bei meinem Nachbar; gebt mir nur ein Plätzchen in Germania, wo die Lerche über mir ſingen darf, ohne daß ſie ein Franzoſe herabſchieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzoſe ihn bei den Fittchen faſſe und in ſeinen Topf ſtecke, und ich will fröhlich ſingen wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch ein Leinenkittel meinen Leib bedeckt.

„Fahre denn hin Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beſeele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vorgehen für unſer Land und unſere Freiheit, auf daß unſere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und ſeid gerüſtet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven."

Siebentes Kapitel.

Kreuz- und Querzüge.

Arndt war im Oktober 1809 in der Heimat angelangt. Noch lag Deutschland zertreten. Die Erhebung Österreichs, die in diesem Jahre so fröhliche Hoffnung erregt hatte, war nicht zur Befreiung Deutschlands, sondern zu einem neuen schimpflichen Frieden mit Napoleon ausgeschlagen. Was Hofer in Tirol, Dörnberg in Hessen, Schill in Preußen zur Abschüttlung der Franzosenketten unternommen hatten, schien alles vergeblich gewesen zu sein. Von Süd nach Nord, von West nach Ost seufzte Deutschland unter dem Druck. Auch Pommern stand unter der Herrschaft der Franzosen. Mecklenburger, die nun auch Rheinbündler geworden waren, hielten das Land besetzt, französische Beamten und Späher streiften umher. Was für ein prächtiger Fund wäre es für diese gewesen, wenn sie auf Arndt gestoßen wären, diese gewaltige Posaunenstimme gegen die Zwingburg der Napoleonischen Herrschaft! Arndt saß in einem einsamen Stübchen des väterlichen Hauses versteckt und verborgen, den meisten Gehenden und Kommenden ein Geheimnis. Wenn die Nacht hereingebrochen war, dann erst wagte er sich hinaus und lustwandelte mit Bruder, Schwester oder Base im Baumgarten oder Wald. Einmal nur während dieses Aufenthalts ward ein Ausflug unternommen auf das Gut des ältesten Bruders. Da hielt es Arndt für notwendig, mit Mänteln und Mützen sich zu vermummen und zu verkappen und wie einen alten Mann auszustaffieren, auch den Bart vorher so lange wachsen zu lassen, daß, wie er sagt, der Teufel selbst ihn kaum gekannt haben würde. Unterwegs wagten sie wie Flüchtige nicht unter dem Dache wirtlicher Menschen, sondern nur unter schattigen Bäumen in den Tiefen des Waldes einzukehren.

Das Leben war ihm doch zu mönchiſch und knechtiſch, nicht frei und offen in die Welt treten zu dürfen, während das Herz in mächtigen Gefühlen bewegt war. Er ging nach Berlin. In der großen Stadt hoffte er zwar verborgen, aber doch frei leben nnd ſtudieren zu können. Er hatte einen lieben Jugendfreund und Landsmann dort, den Buchhändler Georg Reimer, einen trefflichen deutſchen Mann, der wie Arndt mitten in der Knechtſchaft an die Freiheit glaubte und für dieſelbe wirkte. Er war eine der ſtarken Seelen, aus deren Tiefen damals die Hoffnung beſſerer Zeiten wunderbar aufblitzte; eines Bürgers Sohn, ſchlicht, fromm, treu, aufopfernd, klug, mutig, auf ſtillen Wegen und ohne Geräuſch allezeit ein Wecker deutſcher Geſinnung. An ihn hatte ſich Arndt gewandt, daß er ihm eine Wohnung ausmache, und etliche Wochen vor Weihnachten kam er in Berlin an, einen Tag vor dem Einzug des Königs und der Königin in der Stadt. Die drei Jahre ſeit der Schlacht bei Jena, die Arndt hin und her gezogen war, hatte das Königspaar im fernſten Oſten des Reiches zugebracht, und erſt jetzt hatten die Franzoſen wieder ſo viel Raum gemacht, daß es ſeinen Einzug in die Hauptſtadt halten konnte. Arndt miſchte ſich auch unter die Weinenden und Jubelnden. „O mehr Augen waren naß vor Wehmut und Schmerz, als vor Freude," erzählt er. „Der ſchönen Königin, die ſich dem begrüßenden Volke im Fenſter zeigte, ſah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die alten ſiegklatſchenden Adler hingeflogen? Meine Augen ſuchten Scharnhorſt, der blaß und verſchloſſenen Blickes und vornüber gebückt ſich von ſeinem Roſſe unter andern Generalen ruhig forttragen ließ."

Der Königin brach bald darauf das Herz. Sie hat nur vom Himmel her ſchauen dürfen, daß ihr Deutſchland, das ſie ſo heiß geliebt, frei ward und in Tagen der Befreiung

auch ihrer nicht vergaß. Und schon regte sich's mächtig im Volke; Preußen war daran, wiedergeboren zu werden, abzuwerfen das alte Wesen, das es bei Jena zu Fall gebracht, anzuziehen das neue, durch welches es über Napoleon siegte und nach Paris zog. Arndt kam mitten in das wunderbare Triebleben im damaligen Berlin. Der Minister vom Stein, jetzt freilich von Napoleon geächtet in Österreich lebend, hatte dem Staat neues Leben eingehaucht, indem er das Volk frei machte von allerlei Fesseln, indem er die Kräfte des Bodens hob und den Volksgeist belebte. Scharnhorst mit seinen Genossen hatte Grund gelegt zu einem neuen Heer, das aus dem Kern des gesammten Volkes hervorgehen und zu jeglicher Tüchtigkeit herangebildet werden sollte. Und dem Streben der Regierung kam die Lust und Liebe der besten Männer entgegen. Man hat in Deutschland in alter und neuer Zeit über deutsche Professoren gespöttelt, als über ein wundersam Völklein, das in seinen Büchern vergraben, in seinen hohen Gedanken eingesponnen, wenn es zum Handeln in den großen Gefahren des Vaterlandes komme, nicht zu brauchen sei. Man soll über keinen Stand spötteln, dem Gott einen Beruf angewiesen. Aber vor den deutschen Professoren, wie damals etliche in Berlin und sonst ihre Stimme erhoben, soll man den Hut in Ehrfurcht abziehen. Arndt war auch ein deutscher Professor, und in Berlin war Fichte, war Schleiermacher. Fichte, der mitten unter den Franzosen, von ihren Bajonetten bedroht, von ihren Lauschern umgeben, in öffentlicher Versammlung „Reden an die deutsche Nation" hielt, in denen er die Mittel und Wege andeutet, wie die Totengebeine des deutschen Volkes, durch einen Hauch von oben angefaßt, wiedererstehen könnten zu einem lebendigen Leibe, der die Ketten abschütteln würde. Schleiermacher, der von der Kanzel Frömmigkeit in das entartete Geschlecht pflanzte und durch sein ganzes Reden und Handeln in Berlin den tüchtigen, mutigen deutschen Geist

weckte. Und zu solchen Ministern und Generälen und Professoren gesellten sich damals schlichte Bürger, wie Reimer, stärkten sich die Herzen einander zum Haß und zur Liebe und übten sich in den Waffen, um zur rechten Stunde losbrechen zu können. Arndt ward von Reimer in das Schützenhaus mitgenommen und hier und sonst freute er sich, wie ein neues Deutschland unter dem Schutte des alten zu keimen begann.

Um Ostern 1810 verließ Arndt Berlin. Pommern war an Schweden zurückgegeben und Arndt in seine Stelle als Professor in Greifswald wieder eingesetzt. Er trat sie noch einmal an, nicht mit der Lust auf ihr auszuharren. Aber es that seinem bürgerlichen Ruf gut, daß er wieder einmal in ein festes Amt trat, auch hatte er in seinen Haus- und Familiengeschäften mancherlei zu ordnen. Er ordnete aber seine Angelegenheiten sogleich so, daß er zu jeder Zeit wieder wandern könnte. Schon im Sommer 1811 war er so weit; er hatte seine Entlassung, packte Bücher und Gerät und ging nach Trantow. Es waren in Greifswald keine hellen Zeiten gewesen. Zwar fehlte es an Freunden nicht, die mit ihm in dem Haß gegen Napoleon, in der Liebe zu Deutschland zusammenstimmten. Wie manchmal haben die Männer, in der Hoffnung besserer Zeiten, auf die tapfern Spanier und Wellington angeklungen, der in Spanien dem Heere Napoleons Blatt um Blatt aus seinem Ruhmeskranz zerpflückte! Aber die Franzoserei hatte auch in Greifswald um sich gegriffen und liebste Menschen, wie sein alter Freund Kosegarten und sein Schwiegervater Quistorp, waren von Napoleon bezaubert. Arndts Söhnlein war zu einem echt deutschen Jungen herangewachsen. Als er aber einst gesagt: „Die großen Deutschen sollten die kleinen Franzosen alle totschlagen," züchtigte ihn der Großvater mit den Worten: so ein kleiner Naseweis müsse das Maul halten. Arndt hielt es in Greifswald nicht länger aus. Er harrte in Trantow der Dinge. Es war ihm

gelungen, Empfehlungen an den ruſſiſchen Geſandten Grafen Lieven in Berlin zu erhalten. Rußland und England ſtanden damals allein noch als ſelbſtändige Staaten. Gleich nach Neujahr 1812 fuhr er nach Berlin hinüber und erhielt von dem Grafen einen Paß für Rußland. Dann kehrte er nach Trantow zurück. „Vierzig Jahre bin ich alt und darüber,“ ſchrieb er damals an Charlotte von Kathen, „und wer weiß, was aus den fünfzehn, zwanzig Jahren wird, die ich etwa noch mit Saft und Kraft leben könnte? Doch kann ich nicht wanken von meinem Willen und meinem Glauben und auch nicht wanken von der Hoffnung, die mich doch nur ſelten verläßt!“ Er bedurfte der Hoffnung, denn die Zeit war böſe. Es war am 26. Januar 1812, da ſaß Arndt an der fröhlichen Tafel des Propſtes Barkow in Boitz. Eine neue Kirchenorgel war eingeweiht worden und der Propſt hatte liebe Freunde, darunter Arndt, ſeine Brüder und ſeinen Schwager, zu einem feſtlichen Mahle geladen. Da kommt ein reitender Bote, von einem Freunde in Greifswald geſandt: die Franzoſen rückten ins Land. Die Gäſte erblaßten und Arndt ergrimmte. Mit einem Freunde, der mit beim Feſte war, dem Freiherrn Munk, fährt er in derſelben Nacht gen Stralſund, Gelder einzukaſſieren und ſchläft bei ihm in Brandshagen bei Stralſund die folgende Nacht. Am andern Morgen ſchied er von dem Freund, und ſeine treffliche Gemahlin gab ihm beim Abſchied drei Dukaten mit den Worten: Da lieber Freund, das iſt gut; zu einer Piſtole! Und nun ging's über Greifswald, wo es ſchon von Franzoſen wimmelte, nach Trantow zurück, teils auf Schlitten, teils zu Fuß auf unbetretenen Pfaden. Durch eine Hinterthür ſchlüpfte er ins Haus, in welchem ſchon franzöſiſche Offiziere und Gemeine eingekehrt waren, aber von Arndts Brüdern mit Wein und Branntwein beſchäftigt wurden. Die ganze Nacht ward zwiſchen den Papieren gekramt und gepackt. In der Morgenfrühe eilte er

wieder zur Hinterthür hinaus in den Garten. Seine alte Baſe, die geliebte Schweſter, ſein Sohn hingen ſich an ihn, er mußte ſie abſchütteln und wegſchieben und eilte fort. Und als er ein Stücklein gegangen war, kam ſein Kind weinend und heulend hinter ihm hergelaufen, und es that ihm ſüß und wehe, und er ſegnete und fluchte zugleich. Dann drückte er ſein liebes Kind noch einmal an die Bruſt und ſchritt über den knirſchenden Schnee nach der Peene und über den gefrornen Fluß ans preußiſche Ufer. Da betete er zu Gott für ſein Land und bat um eine ganz helle Sonne als ein Zeichen, und ſiehe, die Sonne ging hell auf am Himmel wie ein großes Feuerrad und er freute ſich ſehr, ſtand ſtille und betete noch mehr. Zwei ſchöne Wochen verlebte er bei einem Freunde in Clempenow an der Tollenſe. „Nur Not und Verderben," ſchrieb er von dort an Charlotte von Kathen, „kann uns von den Sklavenfeſſeln dummer Gewohnheit erlöſen, damit wir die Augen und Herzen zu etwas Höherem erheben und uns in kühner Gefahr an Bande feſtgreifen, die zum Himmel erheben, aber auch vom Himmel herunterfallen laſſen können. Beten Sie für die Sache der Freiheit." Und für dieſe Sache kam er Mitte Februar nach Berlin.

Da war dasſelbe Leben, das er ſchon vor zwei Jahren dort kennen gelernt, nur bewegter, denn man ſtand vor einer großen Entſcheidung. Ein furchtbares Gewitter hatte ſich wieder über Europa zuſammengezogen. Der franzöſiſche Kaiſer konnte es nicht länger leiden, daß es einen ruſſiſchen Kaiſer gebe, der noch ein ſelbſtändiges Daſein hatte. Napoleon hatte gegen Rußland Krieg gerüſtet, und in Preußen waren alle Herzen geſpannt, auf welche Seite der König ſich ſtellen würde. Die Tapferſten und Mutigſten waren längſt voll Luſt loszuſchlagen, in aller Stille hatte ſich in dem gebeugten Volke eine furchtbare Macht nicht blos des Haſſes in den Herzen, ſondern auch wohleingeübter Streiter gebildet. Aber noch

einmal hatte der König sich mit Napoleon verbinden müssen. Viele der besten Offiziere begehrten ihren Abschied und der König gewährte ihn gnädig. Die meisten wandten sich nach Rußland. Arndt, dessen Bleiben in Berlin auch nicht war, ward von dem Obersten Grafen Chazot nach Breslau mitgenommen.

Das war Mitte März 1812. Dort war es nicht minder lebendig als in Berlin. Namentlich trafen in der Stadt viele der bedeutendsten Männer des Heeres zusammen. Dort sah Arndt zuerst Blücher, den Greis in der Kraft und Glut des Jünglings, heiter und scherzend bei fröhlichen Gelagen, aber doch im tiefsten Grund voll Ernstes und Zornes, der in Jahresfrist ausbrechen durfte gegen die Franzosen. Dort wurde er aufs freundlichste von Scharnhorst, dem Neuschöpfer des preußischen Heeres, aufgenommen und verlebte mit ihm und seiner Tochter Julie und deren Gemahl, dem Grafen Friedrich zu Dohna, keimkräftige Stunden, in welchen die Hoffnung des Vaterlandes immer aufs neue besprochen wurde. Es sah nun wieder so traurig aus — und doch in Jahresfrist wird von Breslau die Freiheit Preußens und Deutschlands ausgehen.

Endlich mußte Arndt auch von hier weiter, da Napoleon schon von Dresden aus gen Rußland sich wandte. Er richtete seinen Lauf gen Prag. Zu Fuß wanderte er über das Riesengebirge. Wie gut kam es ihm jetzt zu statten, daß er sich in seiner Jugend abgehärtet hatte, daß er mit wenig Schlaf und geringer Kost sich allezeit rüstig auf den Beinen hielt. Am 15. Juni verließ er Breslau und wanderte in den Tagen, da die Natur in der ganzen Fülle des Wachstums strotzt, in den lieblichen prächtigen Gegenden diesseits und jenseits des Riesengebirges umher. Täglich sechs, sieben Meilen, abends ein Lager auf dem Heu, von welchem die Hähne ihn früh wieder weckten — das minderte seine Lust nicht. Da er eines

Tages die Ärmel in der Sonnenhitze heraufgezogen hatte, verbrannte er ſich die Arme, daß ſie dick anſchwollen und ihm lange Schmerz verurſachten. Aber er blieb fröhlichen Mutes. Er trank aus der Quelle der Elbe und betete inniglich zu Gott, daß der Trunk ein Trunk der Freiheit ſein und der Strom von einem Ende bis zum andern bald ganz entfeſſelt fließen möge. Er lag auf der Schneekoppe eine Stunde und ſchaute in die Welt hinab und träumte und pflückte Blumen, ſie denen zu ſenden, die ſeine Seele lieb hatten. Auch begegnete ihm auf dieſen Wanderungen eine luſtige Geſchichte. Sie erinnert an die Schweizerjünglinge, die mit Luther zu Jena im Bären ein Glas Bier getrunken, ohne ihn zu kennen und kurz darauf ihn bei Philipp Melanchthon in Wittenberg wieder fanden und nun erſt merkten, wem ſie damals Beſcheid gethan. In Adersbach ſaß Arndt beſtäubt an Lenden und Füßen bei einem Schöppchen Ungariſchem. Zwei preußiſche Offiziere mit wehenden Federn auf dem Hut kommen auf prächtigen Pferden, einen Diener hinter ſich, angaloppiert, befehlen Brot und Wein und beginnen Arndt, den ſie für einen Handwerksburſchen halten, mit vornehmen Einfällen und Fragen zu foppen. Arndt ſtellt ſich anfangs ſehr dumm und giebt Antworten, die unter dem Handwerksburſchen ſind. Allmählig aber geht er in einen andern Ton und Sprache über. Die Herren werden verlegen — und wie ſtaunen ſie, als ſie wenige Tage darauf ihre ehrerbietige Aufwartung bei General Scharnhorſt in Bad Kudowa machen und der Handwerksburſche neben dem Feldherrn ſitzt! O du Fußwanderglückſeligkeit! ruft da Arndt aus, o du göttliche Freiheit und Gleichheit des Lebens auf der Landſtraße, wo man alles und nichts iſt! Zuletzt aber mußte dieſe Glückſeligkeit, damit die Reiſe raſcher vorangehe, doch noch mit der Poſt vertauſcht werden. Arndt kam am 8. Juli nach Prag.

Hier traf er den preußiſchen Polizeipräſidenten Gruner,

einen Franzoſenfeind, der Berlin verlaſſen gemußt und nun hier in Prag während des ruſſiſchen Krieges dem Napoleon hinter dem Rücken zu ſchaden ſuchte durch Anknüpfung von Verbindungen gegen den Tyrannen in ganz Deutſchland, bis ihn die Öſterreicher, abermals mit Napoleon verbündet, aufhoben und in eine ungariſche Feſtung brachten, aus der ihn erſt die Siege über Napoleon wieder befreiten. Gruner wartete ſehnlich auf Arndt, denn der Miniſter vom Stein, jetzt im Rat des Kaiſers Alexander in Petersburg, verlangte den Mann zu ſich, der ſo tapfere Bücher gegen Napoleon geſchrieben hatte. Da durfte denn nicht geſäumt werden. Aber wie nach Rußland kommen, nun der Krieg erklärt und ſchon im Gange war? Sie trieben einen kleinen Kaufmann auf, einen gebornen Wiener, der gewohnt war als Schmuggler in jenen Ländern hin- und herzufahren und eben eine Reiſe nach Brody in Galizien vorhatte. Arndt erbot ſich, die Reiſekoſten zu bezahlen, wenn der Kaufmann ihn als ſeinen Diener auf den Paß ſetzen laſſe und mitnehme. So geſchah's. Der Kaufmann als Herr lebte auf Arndts Koſten herrlich und in Freuden und dieſer als beſcheidener Diener blieb manchmal im Regen auf der Straße mit einem Butterbrot um den Wagen beſchäftigt, nur daß er nicht erkannt werde. In Rußland reiſte er dann in Geſellſchaft eines Grafen von der ruſſiſchen Geſandtſchaft, der ſpäter Napoleon als Wächter nach St. Helena zu begleiten hatte. Es war eine lange beſchwerliche Fahrt. Die Hitze war groß, die Zahl der Flöhe mehr als Legion. Manchmal ſtiegen die Reiſenden aus, gingen in den erſten beſten Wald oder Buſch, ſich faſt nackt auszuziehen und das Ungeziefer abzuſchütteln. Oft war das Eſſen ſchlecht und immer unmäßig teuer. Aber Arndt, der Land und Leute gern beobachtete, ſah doch viel Ergötzliches, in den Provinzen, da die Juden in großer Zahl wohnen, jüdiſche Aufzüge und dann im eigentlichen Rußland kriegeriſche Bilder. So ging's

nach Kiew, der alten Russenstadt, so nach Smolensk, wo sie mitten in das Kriegsgetümmel kamen. Da fand Arndt wieder gute deutsche Herzen und Degen, seinen Landsmann Gustav Barnekow aus Rügen, Leo Lützow und vor allen den Grafen Chazot, der ihn mit an die Tafel des Generals Herzog von Würtemberg nahm und ihm nachts gerne einen Raum auf der Streu neben sich gönnte. Von Smolensk ging's weiter nach Moskau, wo Arndt den Statthalter Rostopschin kennen lernte, der im Winter darauf die Stadt in Flammen aufgehen ließ und Europa ein Feuerzeichen nahender Freiheit gab. Die letzte Fahrt, von Moskau nach Petersburg, Tag und Nacht, war die beschwerlichste, denn der Wagen rollte über Knüppeldämme und gab gewaltige Stöße. Und wollten die müden Augen sich dennoch schließen, so verbot es die Wachsamkeit. Denn das Volk dort war diebisch, und sollte Arndt von seinen Dukaten noch etliche mit nach St. Petersburg bringen, so mußte er die Augen darauf lassen. Ende August fuhr er in der russischen Hauptstadt ein und sogleich geradewegs zur Burg des Ministers Freiherrn vom Stein. Welche Wanderung und Wandelung von der Flucht aus dem väterlichen Hause bis zum Eintritt in die Wohnung dieses Gewaltigen!

Achtes Kapitel.

Stein.

Arndt hatte in den Jahren, da Napoleon Deutschland gefesselt hielt, manchmal auf einen Mann gehofft und geweissagt, der durch Geist, Mut und Kraft die deutschen Herzen gewinnen, die deutschen Hände ineinander fügen, das deutsche Volk mit einer lichten Begeisterung durchflammen würde zum Kampf gegen den Unterdrücker. Gott hat ihm Hoffnung und

Weisſagung erfüllt. Wie viele tapfere Männer in der Stunde der Entſcheidung zuſammengeſtanden haben, Deutſchland zu befreien — der Gewaltigſte unter ihnen, des Rechtes Grundſtein, des Unrechtes Eckſtein, des deutſchen Volkes Edelſtein, wie ihn die dankbaren Deutſchen genannt haben, iſt Stein. Vor ihm ſtand nun Arndt, von ihm war er berufen, die Kraft ſeines Wortes in dem Kampf gegen Napoleon einzuſetzen, mit ihm hat er gemeinſam gewirkt in den Jahren, da Napoleons Stern unterging. So lange Stein lebte, war er Arndt in herzlicher Liebe zugethan, und Arndt hat bis in die letzten Jahre ſeines langen Lebens dem deutſchen Volke immer aufs neue Stein hingeſtellt als den herrlichſten Mann, den uns Gott in den Tagen der Not und Errettung gegeben.

Heinrich Friedrich Karl vom Stein war am 26. Oktober 1757 zu Naſſau an der Lahn aus einem alten reichsfreiherrlichen Geſchlecht geboren, das dort Stammſitz und Güter hatte. Unter der Hut eines kräftigen, redlichen, ritterlichen, deutſchen Vaters, unter der Pflege einer frommen, thätigen Mutter von hellem Geiſte und warmem Herzen wuchs der Knabe auf. Seine Heimat iſt eine der waldesfriſchen Gegenden, an denen Deutſchland ſo reich iſt, und auf den bewaldeten Bergen, die an den Ufern der Lahn ſich erheben, hat der Knabe ſich wacker getummelt, den Leib gekräftigt, die Seele erfreut und die Heimat herzlich lieb gewonnen. Dabei verſäumte er nicht, etwas Tüchtiges zu lernen und den jugendlichen Geiſt mit der beſten Geiſtesnahrung zu ſtärken. Früh hatte er beſondere Luſt, die großen Vorbilder, welche die Geſchichte vergangener Zeiten aufweiſt, zu betrachten. Der Wunſch, ſeinem Vaterlande als ein tüchtiger, redlicher Mann zu dienen, glimmte in ihm und ward zur rechten Zeit zur lodernden Flamme. In den Jünglingsjahren beſuchte er die damals berühmteſte Hochſchule Deutſchlands, Göttingen, machte ſich in den Wiſſenſchaften heimiſch, die am meiſten zum

Staatsdienſt befähigen, und in inniger Gemeinſchaft mit gleichgeſinnten Freunden nährte er den Sinn, der nicht darauf gerichtet iſt, vor allem der eigenen Perſon ein behagliches Daſein zu ſchaffen, ſondern darauf, daß das Vaterland groß, frei, glücklich unter den Völkern ſtehe.

Gelegenheit zu einem behaglichen Daſein war ſchon dem Jüngling gegeben. Obwohl der zweitjüngſte unter zehn Geſchwiſtern, war er doch von den Eltern zum Haupterben und Stammhalter der Familie beſtimmt, offenbar, weil ſie ihn für den Geeignetſten hielten, die Ehre und den Beſitz der Familie zu erhalten. Er hätte nun auf ſeinen Gütern bleiben und denken können, die Verwaltung derſelben, die Sorge für ſeine Untergebenen ſei Beruf genug für ihn. Aber er ſuchte einen größeren im öffentlichen Dienſte. Wo ſollte er ſich hinwenden? An der Kleinſtaaterei hatte er keine Freude und die Luft der kleinen Höfe Süddeutſchlands, wie ſie damals war, gefiel ihm ſchlecht. Der Sproß eines Reichsrittergeſchlechts, das keinen andern Herrn über ſich hatte, als den Kaiſer, hätte am liebſten dem Kaiſer und Reich gedient. Aber der Kaiſer war ſchon damals ein mehr öſterreichiſcher als deutſcher Kaiſer, und das alte deutſche Reich war morſch geworden und hatte keine Stelle, wo ein junger, großherziger Mann mit voller Luſt ſeine Kraft hätte einſetzen können. Er beſuchte das Reichskammergericht in Wetzlar, den Reichstag in Regensburg, den Reichshofrat in Wien: überall alte Schläuche, die für den jungen Moſt nichts taugten. Aber aus dem Norden Deutſchlands glänzte damals ein heller Stern, Friedrich der Große, der Preußen aus einem kleinen Staate zu einer Weltmacht emporgehoben hatte. Dorthin wandte ſich Stein und fand, was er ſuchte: eine tüchtige Arbeit im Dienſte eines großen deutſchen Staates. Zunächſt ward er in Bergwerksſachen verwandt, als ob Stein, der ſchon feſt war wie Granit und ſcharf wie Eiſen, durch die Beſchäftigung mit dem Stein-

reich ſich immer mehr hätte kräftigen und ſchärfen ſollen. Mit außerordentlichem Fleiße und Geſchick hat er ſich in dieſen Zweig des Staatsdienſtes hineingearbeitet, unermüdlich aus den beſten Büchern ſich unterrichtet, durch Reiſen ſich Erfahrungen geſammelt. Dabei war es eine günſtige Fügung Gottes, daß er ſeine erſten Ämter zu Wetter an der Ruhr, zu Kleve, zu Minden bekleidete, in Gegenden, wo ſeinem eigenen Wunſche, ein freies, ſelbſtſtändiges und ſelbſtthätiges, frommes und ſittliches Volk zu erziehen, der Volksgeiſt entgegen kam, der auf freie Einrichtungen in Kirche und Staat und Gemeinde gerichtet war, mit der treuſten Hingebung an den König das Gefühl ſelbſtſtändiger Kraft verband, das der deutſche Mann überall haben ſoll.

Wie mächtig die Liebe zum deutſchen Vaterlande in Steins Herzen brannte, das zeigte ſich zuerſt recht offenbar, als die Franzoſen im Jahre 1792 plötzlich in dem ſchlecht verteidigten und raſch übergebenen Mainz einrückten. Er war damals Kammerdirektor in Kleve und auf einer Reiſe in die Heimat begriffen, als er die Nachricht erhielt. Alsbald trat er mit ſeinem Bruder, dem preußiſchen Geſandten beim Kurfürſten in Mainz und mit dem hannöverſchen Feldmarſchall Wallmoden in Gießen zuſammen, um zu beraten, was zu thun ſei. Er ſchaffte Geld, die Angelegenheiten weiter zu betreiben, er drang in die Landgrafen von Kaſſel und Darmſtadt, daß ſie Soldaten ſtellten, ſchloß ſich dann dem Zuge ſeines Königs, Friedrich Wilhelm II. an, um das ebenfalls von den Franzoſen genommene Frankfurt zu befreien. Er war Zeuge, wie die tapfern Heſſen das Eſchenheimer Thor ſtürmten, er hatte die Freude, daß das Land gegen Mainz hin wieder geſäubert und die Wiedereinnahme von Mainz betrieben ward. Als die Dinge in dieſer Gegend ſich befriedigend geſtalteten, eilte er den Rhein hinab und fand die Franzoſen ſchon der Feſtung Weſel gegenüber, ſchon im Beſitz der Inſel Büderich und in

der Festung schon eine Stimmung, die von Übergabe sprach. Da geriet Stein in einen mächtigen Zorn, bewaffnete die Trainknechte, die ihm zur Verpflegung des Heeres untergeben waren, steckte sie in Uniform, stellte sich an ihre Spitze und trieb die Franzosen von der Insel hinweg. Preußen trat schon im Jahre 1795 durch den Frieden von Basel aus der Reihe der Mächte, welche gegen Frankreich kämpften. Stein diente in den folgenden Jahren, namentlich als Oberpräsident in Minden, seinem König in einer unermüdlichen, ausgebreiteten Thätigkeit für Hebung des Volkes. Und wenn, so lange Preußen Frieden hielt, seine Lust, gegen Frankreich zu kämpfen, zurückgedrängt werden mußte, so blieb doch in seiner Brust die Flamme der Liebe zum Vaterlande lodernd, die nichts mehr wünschte, als Deutschland von dem französischen Einflusse und der französischen Herrschaft befreit zu sehen. Im Jahre 1804, um dieselbe Zeit, als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, ward Stein als Minister nach Berlin gerufen. Hier hat er mit andern auf eine offene, mutige Politik Preußens gegen Frankreich gedrungen, aber zunächst ohne Erfolg. Er mußte die Tage von Jena und Auerstädt erleben. Stein rettete, als die französischen Scharen sich in das Land wälzten, die Kassen und eilte nach Danzig. Er hielt treu in diesen Tagen des größten Unglücks an dem König und suchte durch kräftige, mutige Ratschläge zu retten, was noch zu retten war. Aber Stein war rasch zufahrend, der König bedenklich, Stein wollte die durchgreifendsten Mittel angewandt haben, der König hielt gern gemessenen Schritt als sein Minister, Stein sah nur auf den großen Zweck, daß das Vaterland gerettet werden müsse, der König bedachte zu viel das Einzelne. Das führte zum Bruch zwischen dem König und seinem Minister, in einer Zeit, wo jener diesen am nötigsten brauchte, dieser jenem am liebsten diente. Der König sagte Stein auf gut deutsch seine Meinung, Stein

antwortete auf gut deutſch und nahm ſeine Entlaſſung. Statt mit dem König nach Memel zu gehen, kehrte er auf ſeinen Stammſitz Naſſau zurück.

Das war im Frühling 1807. Aber ſchon im Sommer kamen Briefe, die den herrlichen Mann in des Königs Dienſt inſtändig zurückriefen. Und er zögerte nicht, vergaß alles, was ihm bitteres geſchehen war, und eilte wieder zu ſeinem König. Dieſer kam ihm nun vertrauensvoll entgegen, und Stein ward vergönnt, in etwas mehr als einem Jahre Außerordentliches zu thun für die Wiedergeburt des preußiſchen Staates und damit für die Abwerfung der franzöſiſchen Ketten. Er war von der Überzeugung durchdrungen, daß das Volk frei ſein müſſe in ſich ſelbſt, wenn ihm zugemutet werden ſolle, für die Befreiung von dem Nationalfeind große Opfer zu bringen. Es müſſe fühlen, daß es ſich nicht nur um eine Sache des Königs, ſondern um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handle. Darauf arbeitete nun Stein hin, daß alte Feſſeln, welche daß Volk hemmten, ſeine ganze Kraft zu entfalten, weggenommen würden. Die Leibeigenſchaft und Hörigkeit ward abgeſchafft und dem Bauer freier Grund und Boden gegeben. Die Gemeinden erhielten Ordnungen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu verwalten. Sein Ziel war, dem geſammten Volke eine Vertretung zu ſchaffen, die dem Könige helfend zu des Volkes Wohlfahrt zurſeite ſtünde. Was Scharnhorſt für das Heer that im Einverſtändnis mit Stein, das that dieſer für das ganze Volk. Es ſollte äußerlich gehoben werden durch Verbeſſerung ſeiner materiellen Lage, innerlich durch beſſere Erziehung, durch Pflege der Religion, durch alle Mittel, welche einen frommen, geſunden, kräftigen und freien Volksgeiſt zu erwecken imſtande ſind. Und Alles was Stein zur Erneuerung des Volkes that, das that er in dem Gedanken, daß das erneuerte Volk die Franzoſen aus dem Lande jagen würde. Wie in Arndt, ſo brannte in Stein der Haß gegen

Napoleon unauslöschlich. Als nun aber französische Spione einen Brief aufgefangen hatten, in welchem Stein offen seine Hoffnung ausgesprochen, es werde das deutsche Volk sich noch einst gegen Napoleon erheben, da wurden die französischen Machthaber, die in Preußen schalteten und walteten, wütend, und Stein bat, damit das Land nicht um seiner Person willen größeres Unglück erfahre, um seine Entlassung. Der König zögerte damit lange und gab sie endlich, nachdem er Steins Ratschläge angenommen und in Gesetzen und Verordnungen dem Staat hatte zu gute kommen lassen. Gleich darauf kam aus Madrid, wo Napoleon sich damals aufhielt, den Kampf gegen Spanien zu erneuern, ein Dekret, in welchem der übermütige Zwingherr den deutschen Minister, weil er Unruhe in Deutschland zu erregen suche, zum Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte und befahl seine Güter weg- und seine Person, wo sie getroffen würde, fest zu nehmen. Der französische Gesandte in Berlin erhielt mit dem Dekret den Auftrag, mit Preußen zu brechen, wenn Stein sich noch im Lande oder gar im Dienste befände.

So war denn Stein in Acht und Bann und mußte über die Grenze in kalter Winterzeit zu Anfang des Jahres 1809 nach Böhmen fliehen. Nun, nachdem ihn Napoleon vor der ganzen Welt mit seinem Hasse gezeichnet hatte, stand Stein vor dem deutschen Volke erst recht als des Rechtes Grundstein und des Unrechtes Eckstein. Das Volk fragte: warum verfolgt Napoleon einen einzelnen Mann mit einem so grimmigen Hasse? und gab sich die Antwort: weil dieser einzelne Mann für Tausende gilt im Kampf gegen den Zwingherrn. Die Freunde Steins jauchzten ihm zu als dem Märtyrer für die deutsche Sache, und viele, die zuvor seinen Namen nicht gehört, waren nun für den herrlichen Mann begeistert. Gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Böhmen und Mähren raffte sich Österreich auf, das französische

Joch abzuschütteln. Da hatte Stein Herzensfreude an dem guten Geiste, der die Völker Österreichs durchdrang und benutzte seine Verbindungen in Preußen und im übrigen Deutschland, den Anstrengungen Österreichs Nachdruck zu geben. Noch einmal diente die Erhebung gegen Napoleon nur zu größerer Demütigung. Stein mußte ein paar Jahre in Acht und Bann bleiben, und in dem Schmerze über das Vaterland hatte er nur die Erquickung, daß er seine Lieben um sich sah und mit ihnen ein friedlich schönes Leben führen konnte. Endlich, als Napoleon gegen Rußland sich aufmachte, ward Stein in ein großes, thätiges Leben hineingerufen. Der Kaiser Alexander schrieb ihm im Frühling 1812 und bat ihn inständigst, ihm seine Ratschläge für den Kampf gegen Napoleon schriftlich mitzuteilen, oder lieber selbst zu kommen. Stein ging nach Rußland. Er nahm keine feste Anstellung an, sondern stand ein freier Mann dem Kaiser zurseite, besonders von der Hoffnung erfüllt, im Laufe des Krieges für Deutschlands Befreiung wirken zu können, eine Hoffnung, die sich reichlich erfüllte. Kaum war er angekommen, so übergab er dem Kaiser schon seine Vorschläge. Darunter war der, Arndt herbeizurufen, daß er durch Flugschriften und Lieder die Deutschen entflamme, deren eine große Anzahl sich in Rußland zum Kampfe gegen Napoleon eingefunden hatte und einen neuen Abdruck von Arndts „Geist der Zeit," zweitem Teil zu veranstalten, der mit einer erschreckenden Wahrheit geschrieben sei und den Gruner von Prag aus über Deutschland verbreiten könne.

Arndt war auf Steins Ruf gekommen, und stand vor ihm, der Bauernsohn vor dem Reichsfreiherrn, der Schriftsteller, der nichts hatte als das in Liebe und Haß volle Herz und die mächtige Mannesrede, vor dem hochgebietenden Minister und vertrauten Rat des Kaisers. O herrliche Zeit, wo die Not des Vaterlandes und der Drang es zu retten, die

Gewaltigen und die Schlichten über alle Unterschiede der Geburt und der Stellung zu inniger Freundschaft rasch zusammenführte! Sie waren sich ebenbürtig. Wie kam's, daß Stein unter allen deutschen Namen den Namen Arndt so fest im Gedächtnis hielt und den Träger des Namens zu sich durch alles Kriegsgetümmel hindurch ins ferne Rußland rief? Stein hatte Arndt erkannt, hatte die Flamme seiner Seele verstanden, den grimmigen Haß gegen Napoleon, die unauslöschliche Liebe zu dem deutschen Volke. Und wie Arndt Stein verstanden hat, das liegt zu tage in den herzerquickenden Schilderungen seines Helden aus den verschiedensten Zeiten. Man hat Stein den politischen Luther genannt, und wenn man in Arndts Schriften tiefer sich einlebt, muß man sagen, daß auch er von Luther, den er so oft preist, manchen Zug an sich trägt. Das Richtige mag der getroffen haben, welcher nach Arndts Tode in einem Nachruf gesagt hat: „die Wahrheit ist, man muß Stein und Arndt zusammen nehmen, um das vollständige Bild des großen Reformators zu haben. Zu diesem Bilde gehört zuerst das Scharfe, das Rücksichtslose, das Niederwerfende, Vordringende, Thatenlustige, es gehört nicht minder dazu das Sinnige und Gemütliche, das Fröhliche, Menschliche, Volksmäßige. Wie Stein würde Luther gehandelt, wie Arndt würde er gelebt und geliebt, gesprochen und gedichtet haben." War Luther ein ganzer deutscher Mann und ein ganzer Christenmensch, hatte in ihm Volkstum und Evangelium einen innigen, unauflöslichen Bund gemacht, so sind auch darin Stein und Arndt Luther nicht unähnlich. Ja, darum gerade stehen Stein und Arndt als so leuchtende Vorbilder vor dem deutschen Volke, weil es fromme deutsche Männer gewesen sind. Fromm, aber nicht deutsch, deutsch, aber nicht fromm — so soll es bei denen nicht heißen, die von den Befreiungskriegen, von Stein und Arndt, etwas gelernt haben wollen. Fromm und deutsch, deutsch und fromm —

so klingt es aus jenen Tagen, so haben's die Besten gemeint, die uns Gott geschenkt, um Napoleon zu verderben.

Die beiden haben sich verstanden und haben sich lebenslang geliebt. Wie manchmal, als in Deutschland das „Kiwi" nicht mehr schallte und Stein wieder ruhig auf der Burg der Väter wohnen durfte, hat er Arndt zu sich eingeladen und mit ihm an Krieg und Sieg sich erinnert! Als Arndt verfolgt ward um der Dienste willen, die er einst dem Vaterland gethan, wie treu hat Stein bei ihm ausgehalten und Fürsprache für ihn eingelegt! Nichts geht aber über die Liebe und Treue, mit welcher Arndt seinem Helden angehangen. Als Stein heimgegangen war aus seinem wechselvollen Leben zu seines Herren Freude, hat ihm Arndt einen Nachruf gewidmet und er selbst wollte nicht eher heimgehen, als bis er in seinen „Wanderungen und Wandelungen" mit Stein, die er als ein Achtundachtzigjähriger herausgab, dem deutschen Volke noch einmal alles erzählt, was er von ihm wußte. Und wenn er in seinen Liedern die Helden preist, ist ihm unter den Besten der Beste, unter den Liebsten der Liebste allemal Stein. Er hat im Jahre 1816 einen Lobgesang gedichtet: „Meine Helden." Da tritt zuerst auf „der Stillste, der Größte, den Gott dem Volk als reinstes Opfer weihte," Scharnhorst, dann Blücher, „des Auge so kühnlich blitzet durch der Schlachten Wetterwogen", dann Gneisenau, „der Geschwinde, der über wüste Länder, über Wogen voll falscher Winde so rastlos ist der Freiheit nachgezogen", der Vierte darauf Boyen, „ein Held im Streiten, von Mildheit der Gebärde gleich dem Kinde," der Fünfte: Grolmann, „der von Jünglingstagen bis zu des Mannes schönster Sonnenreife geschlagen, wo gegen Welsche Trommel klang und Pfeife". Dann aber kommt der Letzte:

„Den alle kennen,
Den Säuglinge an Mutterbrüsten preisen,

Darfſt du, Geſang, nicht nennen,
Noch ihn entzückt dem ganzen Volke weiſen;
Mit Donnerkeilen
Laß alle ſieben Himmel niederſchmettern,
Er ſteht ein Fels in Wettern,
Die ſtärkſte von des Vaterlandes Säulen.
Als ſchwarze Schanden
Der Knechte und der Buben uns beſchmutzten,
Als Könige nicht trutzten,
Iſt er beſtanden.
Drum der das Reine
Und Tapfre zum Gerät ſich hat erkieſen,
Gott hat ſich groß erwieſen
In dieſem Steine.
So lange ſolche
Noch trägt die deutſche Erde,
Sind welſche Dolche
Der Freiheit nicht von tödlicher Gefährde.

Und noch vierzig Jahre ſpäter umſchweben ihn die alten Heldenbilder in jugendfriſcher Erinnerung. Er preiſt den Größten — Scharnhorſt, den Edelſten — Gneiſenau, den Frommſten — Hiller, den Stillſten — Boyen, den Mutigſten — Blücher,

Den Stärkſten — O der Starke der Starken
Der herrlich ſchließet den Heldenreih'n,
Der Gewaltigſte war in des Vaterlands Marken,
Der Stärkſte der unzerbrechliche Stein.
So lange klinget von deutſchen Lippen Geſang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klang.

Neuntes Kapitel.

Von St. Petersburg bis Dresden.

Arndt erhielt nun unter Stein eine feſte Anſtellung und Beſoldung, auch Vergütung ſeiner Koſten auf der Reiſe von Prag nach St. Petersburg. Was hatte er zu thun? Stein

gebrauchte ihn in allerlei Schreibereigeschäften, er mußte wichtige Briefe in Staatsangelegenheiten abschreiben, die Stein nach Wien, nach London und andre Orte gerichtet, er mußte ankommende Briefe, die zum Teil um des Geheimnisses willen in einer Zeichensprache geschrieben waren, entziffern. Das waren aber die kleineren Geschäfte, die freilich die meiste Zeit ausgefüllt haben mochten. Wichtiger war, was er auch hier zur Erweckung des Volksgeistes gegen Napoleon that, namentlich unter den Deutschen, die in Rußland sich gesammelt hatten, dann aber von dem fremden Lande aus durch die geflügelte Schrift unter den Deutschen in der Heimat, die sehnlich verlangten, daß endlich die schweren französischen Ketten zerbrochen werden möchten. Eine Hauptaufgabe, die sich Stein gestellt hatte und zu deren Lösung auch Arndt das Seinige beitragen sollte, war die Errichtung einer deutschen Legion. Viele, namentlich preußische Offiziere, waren beim Beginn des Feldzuges gegen Rußland dorthin gezogen, um unter fremden Fahnen gegen Napoleon zu streiten und so an ihrem Teile dem Feinde der Deutschen Abbruch zu thun. Ein Teil derselben hatte in dem russischen Heere Aufnahme gefunden, andere weilten in St. Petersburg und sollten aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen eine deutsche Legion bilden, welche Fahnen und Schwerter erheben sollten, wenn Gott Sieg verleihen und der Siegeszug nach den Grenzen des deutschen Vaterlandes sich hinbewegen würde. Es war nicht leicht, das Werk zustande zu bringen, weil die Russen wenig Verstand davon hatten, die es doch unterstützen sollten. Arndt suchte ihm Vorschub zu leisten und hatte oft Gelegenheit, zwischen den Offizieren und Stein die Vermittelung zu bilden. Und in den Kreisen der deutschen Legion fühlte sich Arndt wohl. Da war der edle Graf Chazot, der ihn aus Berlin mit nach Breslau genommen, da war Dörnberg, der 1809 den Aufstand gegen den König Hieronymus in Kassel gewagt,

da war Clauſewitz, einer der Schöpfer des Landſturmes und der Landwehr, die im nächſten Jahre losbrechen ſollten, da waren die Grafen Dohna, für Deutſchlands Befreiung hochbegeiſterte Männer. Da hat Herz am Herzen ſich entzündet, und die edle Glut, die dort Arndt beſeelte, ſie glüht noch fort in einem Büchlein, das er in jenen Tagen in St. Petersburg verfaßt und das in den folgenden Jahren, an verſchiedenen Orten wiedergedruckt, Deutſchland von einem Ende zum andern durchflog und überall den rechten Sinn der Kriegsführung gegen Napoleon weckte.

Dies Büchlein iſt der „Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein chriſtlicher Wehrmann ſein und mit Gott in den Streit gehen ſoll.“ Was war das wieder von Arndt für ein ſchöner, volksmäßiger Gedanke, dem Soldaten in ſeinen Torniſter zu anderm Nützlichen die geiſtliche Waffenrüſtung zu geben! Denn geiſtlich iſt das Büchlein, obwohl es vom Kriege ſpricht und zum Kriege auffordert. Es iſt ja ein gerechter Krieg, um den es ſich handelt, ein Krieg um die höchſten Güter, und das gerade will Arndt erreichen, daß dieſer gerechte Krieg geführt werde, wie ſich's für chriſtliche Kriegsmänner ziemt. „Fürchte dich nicht, liebes Land, ſondern ſei fröhlich und getroſt, denn der Herr kann große Dinge thun,“ mit dieſem Troſtwort des Propheten Joel eröffnet Arndt ſeine Unterweiſung an den Kriegsmann. Dann belehrt er ihn vom Böſen und vom Übel, von Zwietracht und Krieg, von der Menſchen Herrlichkeit und Verworfenheit, vom gerechten und ungerechten Krieg. Da muß er wieder von Napoleon reden. Er ruft mit dem Propheten aus: Wehe dir, du Verſtörer! meinſt du, du werdeſt nicht verſtört werden? und du Verächter, meinſt du, ich werde dich nicht verachten? wenn du das Verſtören vollendet haſt, ſo wirſt du auch verſtört werden; wenn du des Verachtens ein Ende ge-

macht haſt, ſo wird man dich wieder verachten. Es iſt ein heiliger Zorn, in welchem er hier gegen den Zwingherrn losfährt: „Es iſt ein Ungeheuer geboren und ein blutgetränkter Greuel aufgeſtanden, und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waiſen. . . . Doch haben viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöſe. Und doch kenne ich ihn nicht, ſpricht Gott, und habe ihn verworfen und werde ihn verwerfen, und iſt kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott. Sondern durch Lügen iſt er gewaltig geworden und durch Mord und Verrat hat er ſeinen Stuhl gebaut. . . . Aber ich werde die Miſſethat zerſchmettern und die Falſchheit zeigen und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue. Wann die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war. Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind; ich rufe es aus zu den Völkern überm Meer und zu denen, die im fernen Lande wohnen: Auf ihr Völker! Dieſen erſchlaget, denn er iſt verflucht von mir, dieſen vertilget, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts. Und ſie werden ſich verſammeln von den Inſeln und von den Bergen, die ferne ſtehen, und die Völker werden zuhauf ſtrömen und mit ihm treffen, und wird ſein viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme. Doch ſie ſollen nicht faul ſein mit dem Eiſen, damit bei ihren Enkeln die Freiheit blühe und Gerechtigkeit um die Hütten der Redlichen ſchwebe.“

Und wie ſoll der Kriegsmann gegen dieſen von Gott Gezeichneten zu Felde ziehen? Das ſagt ihm Arndt in den

Kapiteln vom Vertrauen auf Gott, von der Liebe und Verträglichkeit, von Soldatenehre, von Bescheidenheit und Demut, von Güte und Milde, von der Mannszucht, von der Gottesfurcht, von der Hingebung.

„Es war die Liebe von euch gewichen und der Haß hatte die Herzen erkältet und wußten nichts mehr von Deutschland und vom Vaterlande und von der alten deutschen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und gingen ein jeglicher seinen eigenen Weg und trachteten nur nach Gold und wie sie des Tages am besten gebrauchten. . . . Und weil du nun siehest, woher dein Unglück gekommen und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinem Herrn gemacht, so mußt du zuvörderst wieder schauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge sind. Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder und die Zuversicht auf den Himmel überwindet die Hölle. Und den Menschen hilft keine Kraft ohne Gott und eitel bleibt, was auf sterblichen Künsten gebauet wird. . . . Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen stillen freundlichen und festen Geist, einen Geist des Friedens und der Liebe, daß du alle deine deutschen Brüder zu dir versammeln magst, und sie weinen, daß sie geschieden waren in ihren Herzen. . . . Und sollet es alles zum besten kehren, auch wo etwas ungleich und ungerad ist, und gegen die Irrenden sanftmütig und gegen die Thörichten liebreich sein. . . . Und sie werden rufen: Hie Papst! hie Luther! hie Calvin! . . . Und sie möchten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern und euch die Hände in Brüderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben. Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden. . . . Und soll der christliche Soldat mild sein wie ein Lamm und mutig wie ein Löwe. Wer stark und

gewaffnet ist, dem ziemet die Freundlichkeit. Das ist der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein schwellendes Wasser, der aber in friedlichen Häusern friedlich ist, wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild, wie die Abendsonne des Sommers.... Der Soldat soll ein Christ sein. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust. Wer Gott fürchtet, über den ist niemand; denn die Furcht Gottes geht über alles.... Der Christ allein weiß, was ist und was sein wird, und die leeren Schrecken bewegen seine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich.... Auf denn, deutscher Mann! Auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtschaft und Lüge! Auf mit dem alten deutschen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter! und fürchte diese Franzosen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, sondern bübisch durch Hinterlisten und Lügen deine Herren geworden sind. Wahrlich, die Franzosen haben nur Schimmer, du aber hast Flammen; sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft; sie haben nur Lüge, du hast Treue; sie haben nur Prahlerei, du hast Ehre; sie haben nur Schein, du hast That. Darum fürchte sie nicht, sondern schaue kühnlich über sie hin, als die da viel schlechter sind als du. Du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wenn dein Geist in dir mächtig wird; sie haben kaum die Geistlosen besiegt."

Der Geist, der aus diesem Büchlein spricht, wehte in den Kreisen von Männern, in welchen Arndt am liebsten sich bewegte. Es war nicht einerlei Geist in St. Petersburg, es waren Schwache, Feige, Mutlose dort, die nur daran dachten, wie mit Napoleon Frieden geschlossen werden könne, und

solche, die um keinen Preis den Frieden anzunehmen, die um jeden Preis Napoleons Herrschaft zu brechen dachten. Der feste Halt, auf welchen die Mutigen sich stützten, war Stein. Diese Mutigen ließen sich auch durch den Brand Moskaus nicht erschrecken, ja erkannten bald in ihm das Feuerzeichen für den Aufstand Europas gegen Napoleon. Die Nachricht dieses Unglücks, so erzählt Arndt, verbreitete in St. Petersburg die größte Bestürzung. Am Morgen des Tages, an welchem sie eintraf, saß Stein und aß sein Frühstücksbrötchen und erging sich anfangs in gewöhnlichen Gesprächen. Dann kam er auf Moskau. „Sie wissen," wendete er sich zu Arndt, „die Stadt hat an allen Ecken gebrannt. Flüchtlinge sind schon genug angekommen. Es kann sein, daß wir nach Orel oder nach Orenburg die Fahrt werden antreten müssen. Ich habe schon zwei- dreimal im Leben mein Gepäck verloren; was thut's? sterben müssen wir ja doch einmal." Und er war den Mittag beim Mahl unbeschreiblich fröhlich und stieß unter andern mit dem braven Dörnberg auf Spanien und England an.

Bald offenbarte sich, was Gott über Napoleon beschlossen hatte. Er war siegreich bis Moskau vorgedrungen. Dort saß er einen Monat lang von Mitte September an. Als aber der Friede mit Rußland, den er gewünscht, nicht zustande kam, und der Winter näher heranrückte, da mußte der Übermütige den Rückzug antreten und auf diesem hat ihn der Arm des richtenden Gottes vernichtet. Es war ein Gericht, wie die Weltgeschichte kein schrecklicheres gesehen. Die Erschlagung der Heerscharen des Königs Sanherib von Assyrien, von der die Bibel berichtet, erscheint klein gegen die Vernichtung der Macht Napoleons in Rußland. Mit einer halben Million war er in das Land hineingezogen, er hatte große Pläne in seinem Kopfe, Rußland sollte gedemütigt werden, von da sollte es nach Konstantinopel, von da übers

Meer nach Asien gehen, in Persien sollte der Feldzug gegen Indien gerüstet werden, England sollte seine Züchtigung an seinen ostindischen Besitzungen empfangen — und jetzt in einem Schlitten, heimlich, unkenntlich, läßt er die Trümmer seines Heeres im Stich, eilt durch Deutschland, furchtsam, es möchte ihn irgend eine rächende Hand auf dem Wege erschlagen, nach Paris. Wie Könige waren die französischen Marschälle in den Krieg gezogen, gefolgt von langen Wagenreihen, welche ihre Bequemlichkeiten und Genüsse ihnen nachfuhren, und zu Fuß, in Tüchern gewickelt, wanderten die frierenden rückwärts. Und von dem ganzen Heere, darunter leider 200,000 Deutsche, fanden wohl nur 50,000 die Heimat wieder und gaben Bericht, wie die ganze Straße bis Moskau ein schreckliches Leichenfeld sei. „Der Gott, der lange drein gesehen, hat endlich dreingeschlagen. Nun dürfen wir's wagen, auch aufzustehn!"

Die Russen verfolgten die Franzosen. Es war Aussicht, daß es nach Deutschland hineinginge. Stein und Arndt fuhren am 5. Januar 1813 von St. Petersburg ab. Sie waren am folgenden Abend zu Pleskow am Peipussee. Da lag Graf Chazot krank am Nervenfieber. Er war hierhergeeilt zu allerlei Deutschen, Gefangenen und Überläufern, um sie in die deutsche Legion einzufügen. Die Unglücklichen hatten die Feldpest und Chazot ward angesteckt. Stein und Arndt eilten an sein Lager, er lag in den Phantasieen des Fiebers und erkannte sie nicht mehr. Bald darauf ist er gestorben. Arndt hat ihm ein schönes Lied ins Grab nachgesungen. Und wie die beiden weiter fuhren im Schneegestöber durch das weite Land, da ging das Bild des Sterbenden mit ihnen, der Deutschland so lieb gehabt und kaum das erste Schimmern der Freiheitsmorgenröte sehen durfte. Und von den traurigen Gedanken, die im Gemüte spielten, wurden sie zu traurigen Bildern um sie her geführt.

Sie fuhren ja über ein Leichenfeld, auf allen Wegen

lagen Tote und Sterbende, die Pferde vor dem Schlitten witterten die Wölfe, die ſchon herankamen, die Leichen zu zerfleiſchen — es waren Bilder namenloſen Elends. Sie kamen am 11. Januar nach Wilna. Von hier fuhr Stein voraus und Arndt blieb einige Tage in der Stadt zurück, um auf das Gepäck zu warten. Das war ein trauriger Aufenthalt. „Allenthalben ein ſcheußlicher Schmutz und Geſtank; ſchmierige Juden; einzelne unglückliche Gefangene, meiſtens Verwundete, oder Halbwiederhergeſtellte, jämmerlich daherſchleichend; alle Straßen in garſtigen Rauch und Dampf gehüllt, denn faſt vor jedem Hauſe hatte man allerlei brennbare Sachen, ſelbſt nur gewöhnliche Miſthaufen, angezündet, um die Peſtluft der vielen Lazarete und Seuchen zu zerſtreuen, und dieſe Haufen dampften Tag und Nacht; auf den Straßen hie und da franzöſiſche Kokarden, beſchmutzte Federbüſche, zerriſſene Hüte und Tſchakos liegend und in der Demut des Staubes und der Zertretung an den Trotz derer erinnernd, die vor fünf Monaten in ganz anderer Geſtalt mit ihnen durch Wilna ſtolziert waren. Ich ging aus dem Thore hinaus und ſchlenderte ein paar grauenvolle Stunden durch die Vorſtädte ... Welche Greuel! Jene Zeichen, die ich in der Stadt geſehen, immer dichter nebeneinanderliegend, allenthalben noch einzelne ganz nackte Leichen, tote Pferde, Ochſen, Hunde, treue und unglückliche Genoſſen dieſes ungeheuren Jammers; viele Häuſer ganz wüſt, ohne Dielen, Fenſter und Öfen, manche nur Brandſtätten; unter dieſen greulichen Denkmälern der Verwüſtung einzelne Schatten von Gefangenen und Geneſenden umherſchleichend, und hin und wieder am öden Gemäuer in ſich zuſammengekrümmt und frierend ein armes verlaſſenes Pferd ſtehend und kümmerlich einige Büſchel Heu aufleſend.“ Wie Arndt am andern Tage wieder ausging, boten ſich den Augen neue Greuel dar; er fand ein kloſterartiges Gebäude, das bis an die Fenſter des zweiten Stockwerks mit aufgetürmten Leichen, wohl tauſend an der

Zahl, ausgefüllt war, und kein Menſch weit und breit, nur ein Hund ſchnoberte an der Thür. Und Ähnliches ſah er auf der weiteren Reiſe. Er holte ſeinen Herrn, Stein, wieder ein und überſchritt mit ihm die preußiſche Grenze. Im Städtchen Lyk hatte er zuerſt wieder die Freude, unter lieben Deutſchen zu ſein, dann genoß er in Gumbinnen das Wiederſehen zwiſchen Stein und dem Präſidenten Schön und endlich am 25. Januar 1813 langten ſie in Königsberg an.

Königsberg iſt eine altberühmte Stadt. Aber der ſchönſte Zweig ward ihr zu Anfang des Jahres 1813 in den Kranz ihres Ruhmes geflochten. Da leuchtete ſie allen deutſchen Städten, ja dem ganzen deutſchen Volke voran durch eine herrliche Begeiſterung und Opferwilligkeit für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes. Hier wärd damals der Anfang gemacht zu der glorreichen Erhebung Deutſchlands gegen ſeine Dränger, welche mit dem Einzug in Paris endigte. Stein war nach Königsberg gekommen mit einer Vollmacht des Kaiſers Alexander, die Kräfte des Landes aufzubieten gegen Napoleon — und doch war der König des Landes noch immer Napoleons Bundesgenoſſe. York war ebenfalls in der Stadt eingetroffen und mit großem Jubel begrüßt worden, weil er ſein Heer von den Franzoſen getrennt und mit Rußland einen Vertrag abgeſchloſſen; aber das alles hatte er gethan ohne Einwilligung des Königs und ſtand nun da wie einer, den der König um dieſer That willen verurteilt hatte. Der Präſident Schön glühte in Luſt, endlich Preußens Schwert gegen Napoleon zu ſchwingen, aber der König hatte dazu keinen Befehl gegebeu. Der Adel des Landes, an der Spitze die Grafen Dohna, die Beamten, Gelehrten, Bürger, Bauern, ſie alle waren bereit, gegen die Franzoſen loszuſchlagen, Landſturm und Landwehr ſollten aufgeboten werden — ſie warteten nur darauf, daß der König ein Wort ſage, dann wollten ſie die letzten Kräfte aufbieten. Aber dies Wort

blieb lange aus. Indes thaten die wackern Männer alles, auch ohne des Königs Befehl, weil sie wußten, daß der König im Herzen gesinnt sei wie sie, und als endlich der Befehl kam, zu waffnen, als York mit Ehren angenommen ward, als der Bund mit Rußland geschlossen war, da standen die Männer Ostpreußens schon schlagfertig da, ein leuchtendes Vorbild für das deutsche Volk. Das waren schöne Tage, die Arndt in Königsberg verlebte. Da war er Zeuge, wie alle Stände einmütig und einhellig das große Ziel ins Auge faßten, das Vaterland zu retten, wie diese Provinz, die vor allen seit Jahren am meisten gelitten hat, die größten Opfer brachte. Der Geist, der damals in Königsberg wehte, er haucht uns noch mit seiner Frische an, aus einer kleinen Schrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ die Arndt in Königsberg zuerst drucken ließ.

Arndt zeigt in dieser Schrift, wie die Bewaffnung aller waffenfähigen Männer eines Landes doch viel besser sei zur Abwehr der Feinde als die stehenden Heere. Dadurch haben die Franzosen in den neunziger Jahren schon so große Erfolge über die Deutschen davon getragen, daß sie die ganze begeisterte Jugend Frankreichs gegen Deutschlands Söldnerheere aufgeboten. Und wo dem Napoleon ein tüchtiger Widerstand geleistet worden sei, in Spanien, in Tirol, zuletzt in Rußland, da sei überall nicht der bezahlte Soldat, da sei das Volk in heißer Glut der Vaterlandsliebe gegen den Feind angegangen. Darum, solle jetzt Napoleon, den Gott geschlagen, nicht dennoch wieder mächtig werden, indem er das Volk der Franzosen aufraffe, so müsse das deutsche Volk sich bewaffnen. Dies geschieht durch Landsturm und Landwehr. „Die Landwehr besteht aus den jungen Männern vom zwanzigsten bis dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahr, sie ist ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet, sie zieht auch aus, um das wirkliche Kriegsheer zu verstärken, wenn ein

feindliches Volk mit zahlreichen Scharen ſich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht. Der Landſturm dagegen beſteht neben und außer der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterſchied des Alters und Standes. Er iſt blos beſtimmt, die Landſchaft und den nächſten eigenen Herd zu beſchützen und wird nicht aus der Landſchaft in entfernte Grenzen geführt. Er ſteht auf, wenn der Feind herannaht; wenn die Gefahr vorüber, geht jeder wieder heim an ſein Geſchäft. Zu ſolchem Volkskriege ſoll ſich nun das ganze Deutſchland vereinigen, damit die alten deutſchen Grenzen, ſo weit Gott in deutſcher Zunge angebetet wird, wieder erobert werden. Alle Eiferſuchten, alle Zwiſte, alle Unterſchiede der verſchiedenen Stände ſollen ſich in dem einen Gefühl aufheben, und darin untergehen, daß nur einmütige Liebe und Begeiſterung den Kampf ſiegreich machen kann und daß derjenige vor Gott und Menſchen der Würdigſte und Glücklichſte ſein wird, der zum hohen Dienſte des Vaterlandes der Demütigſte und Freundlichſte iſt. Der Krieg, nicht für Raub und Eroberung, ſondern für Freiheit und Vaterland geführt, iſt ein heiliger Krieg, denn nur durch Frömmigkeit und Treue wird Verruchtheit und Treuloſigkeit beſiegt.

„Wenn alſo der Landſturm die Glocke läutet gegen den Feind und auszieht, ſo ſoll das große Werk mit Gottesdienſt und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen deſto mutiger in den Streit.

„Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

„Sowie die junge Mannſchaft eines Kreiſes verſammelt iſt, wird feierlich Gottesdienſt gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzoſen bedeutet, und wie ſie ein viel beſſeres Volk ſind als die Franzoſen und alſo nicht leiden dürfen, daß dieſe ihre Herren bleiben; es wird

ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land ſonſt glücklich und ruhmvoll geweſen und wie es durch ihre Tugend und Redlichkeit das wieder werden ſoll; es wird ihnen eingeſchärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob iſt; es wird durch Reden und Predigten und durch geiſtliche und kriegeriſche Lieder ihr Gemüt zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.

„Das auch iſt eine fromme und chriſtliche Sitte, daß jeden Tag nach geſchehenen Kriegsübungen die Mannſchaft ſich feierlich in Reihen ſtellt, und, ehe ſie auseinander geht, ein geiſtliches Lied ſingt; das geſchehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches giebt Mut und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Böſen ...

„Beim Eintritt in die Landwehr wird ein teurer und feſter Eid geleiſtet, immer aber in großer Gemeinſchaft, ſo daß einige Hunderte oder Tauſende zugleich ſchwören, und vorher feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung iſt.

„Auch werden die Fahnen mit chriſtlichem Gebet und ernſter Andacht eingeweiht.

„Zieht eine Landwehr aus der Heimat gegen den Feind, ſo iſt feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung; die ganze Mannſchaft empfängt das heilige Abendmahl zu chriſtlichem Gedächtnis und zu chriſtlicher Freudigkeit, und geht ſo mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod."

Mit Gott ſind die deutſchen Kämpfer dieſes und die folgenden Jahre in den Sieg oder in den Tod gegangen. Auf den Schlachtfeldern klangen die frommen Lieder der alten Zeit und die neuen, welche Arndt, Schenkendorf, Körner gedichtet. Das Büchlein vom Landſturm und von der Landwehr hat das Seine dazu geholfen, daß der Krieg mit einem frommen Sinn begonnen, und der Sieg mit Jubel und Dank genoſſen ward.

Um Frühlingsanfang fuhr Arndt aus Königsberg. Es war eine beſchwerliche Reiſe, auf welcher er die ſchmutzige

polnische Wirtschaft wieder reichlich zu empfinden hatte. Doch über allen Schmutz der Erde trug damals die deutsche Begeisterung mit kräftigem Flügelschlag hinweg. War doch der Bund zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm jetzt eben geschlossen, von Preußen an Frankreich der Krieg erklärt, hatte doch der König den Aufruf an das Volk erlassen, sammelten sich doch in Breslau um ihn Tausende, die freiwillig zum Kampfe sich stellten. Auf der Fahrt von Kalisch nach Breslau begegnete Arndt in leichtem Wagen dem Wagen des Königs, der den Kaiser in Kalisch besuchen wollte. Arndt richtete im Wagen sich auf und entblößte sein Haupt. Aber fast wäre durch Schuld des polnischen Fuhrmanns der Wagen des geringen Mannes von dem königlichen gefaßt und zerbrochen worden. In Breslau fand nun Arndt wieder ein wunderbares Wogen der Begeisterung. Der Professor Steffens, der kurz vorher seine Zuhörer aufgefordert hatte, die Waffen zu ergreifen und selbst in Reih und Glied getreten war, nahm Arndt sofort auf einen Ball mit, der ein Fest der vaterländischen Begeisterung sein sollte. Da ward er von einer schönen Jungfrau, der Tochter des königlichen Leibarztes Hufeland, gleich beim Eintritt aus lauter deutscher Begeisterung mit dem allerherzhaftesten und herzlichsten Kusse vor allem Volke begrüßt. Es war eine Zeit, wo die Flamme und Glut fürs Vaterland die Schranken gewöhnlicher Sitte durchbrach. In einem süddeutschen Dorfe hat, wie dem Schreiber sein alter Oheim erzählt hat, in demselben Jahre 1813 im Herbste, eine Bauernmagd, die in einem Wirtshaus diente und der Franzosenwirtschaft müde war, das Gelübde gethan, den ersten Kosaken, der käme, zu küssen, und sie hat das Gelübde zu großer Rührung des bärtigen Mannes gehalten, der vom Pferde herabsprang und die umherstehenden deutschen Kinder liebkoste und herzte. Arndt weilte ein paar Tage in Breslau und zog dann weiter gen Dresden.

Zehntes Kapitel.

Geist der Zeit. Dritter Teil.

In Dresden fand Arndt einen Monat lang erwünschte Ruhe. Er bedurfte sie um das volle Herz in Worten auszuschütten, die über Deutschland mahnend hinfliegen sollten. Wie mußte es in ihm gähren und glühen! Welche Schauer vor der Majestät des richtenden Gottes hatten ihm die Jammerbilder eingeflößt, welche das übermütige französische Heer auf seiner Flucht darbot! Wie beseligend war er von dem Geiste angehaucht worden, der Preußens Volk in Königsberg zum Kampfe scharte! Was für ein Frühlingswehen umspielte seine Brust, als er zwischen Kalisch und Breslau den König sah, der endlich sein Volk aufrief, als er in Breslau unter den Tapferen weilte, welche die Ketten abzuschütteln brannten! Er sehnte sich nach ruhigen Tagen, um auszusprechen, was ihn erfüllte. In Dresden hatte er darum alsbald den dritten Teil seines „Geistes der Zeit," zu welchem er unterwegs schon gesammelt, vollendet.

Was wollte und was that Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus? Diese Fragen beantwortet Arndt zuerst und entwirft ein schauerliches Gemälde des Gerichtes, das Gott, der Herr, in Rußland über Napoleon und sein Heer hat kommen lassen. Diese Blätter, darauf die Jammergestalten der aus Rußland Fliehenden gezeichnet sind, sollen die spätesten Enkel noch lesen und daraus zwei Dinge lernen: zuerst, welch ein schreckliches Übel der Krieg ist und sodann, wie furchtbar Gott diejenigen straft, welche in frevelndem Übermut den Fuß auf den Nacken glücklicher Völker zu setzen wagen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — das will Arndt mit diesen Schilderungen seinem Volke einprägen. Aber nicht das allein.

Die Weltgeſchichte iſt auch das Herzensgericht — auch die deutſchen Herzen, die durch ihre Selbſtſucht, Feigheit, Weichlichkeit das Vaterland geſchwächt und nachher ſeinem Zertreter das Schmeichellied geſungen, daß er der neue Heiland der Welt ſei, auch ſie ſind durch die Flucht aus Rußland und die grauenvolle Niederlage und Vernichtuug ſtreng gerichtet worden. „Die feſte Gottesfurcht, die ernſte Treue, die zornige Gerechtigkeit — eure weinerliche iſt keine — war von uns gewichen; die Furcht vor dem Tode war größer als die Furcht vor der Schande; die Luſt an der Nichtigkeit des Lebens war mächtiger als die Sehnſucht nach der Unſterblichkeit des Lebens — deswegen ſind wir ſo unglücklich und beſchimpft worden, als es heute am Tage liegt, und Glück und Sieg, ja die Geſchichte hat ſich von uns zu beſſeren Völkern gewendet. Die Weltgeſchichte iſt das Herzensgericht, wir haben den verdienten Lohn unſerer kleinen Herzen empfangen.“

Und was haben die großen Mächte jetzt zu thun? ſo fragt Arndt weiter. Sie haben die unterdrückten Länder, namentlich Deutſchland, zu befreien. Mit den Mitteln eines gewöhnlichen Krieges iſt dies nicht zu erreichen. Die Franzoſen und Bonaparte ſind nicht ſo leicht beſieglich, als etliche ſich einbilden, am wenigſten durch bloß irdiſche Waffen beſieglich; erſt wenn man die himmliſchen Waffen gegen ſie zückt, wird man ſie beſiegen. Welche ſind dieſe himmliſchen Waffen? Sie heißen Glaube an Gott, Glaube an das Volk, Glaube an die unvergängliche Ehre.

„Nicht das gewöhnliche Soldatiſche, nicht die gewöhnlichen Berechnungen und Künſte menſchlicher Klugheit, nicht auf das geſchickteſte zuſammengeſetzte und gebrauchte phyſiſche und mechaniſche Hilfsmittel und Kräfte werden die Franzoſen beſiegen; Bonaparte und ſeine Franzoſen ſind glücksfeſt gegen die kleine Geſinnung; ſie müſſen fallen durch die hohe Geſinnung. Dieſe hohe Geſinnung heißt Zuverſicht auf Gott,

Liebe und Treue zum Vaterlande, und der Stolz, für die Ehre zu leben und zu ſterben; dieſe hohe Geſinnung heißt Glaube an die Tugend und an das Volk. Nur wenn man dem deutſchen Volke mit dem edelſten Sinn den großen Gott und die unſterbliche Pflicht zeigt: wenn man die Namen Vaterland und Ehre zu ſeinen heiligſten Namen macht; wenn man, was von Kraft und Frömmigkeit und Hochſinn in ihm lebt, mit in den großen Kampf ruft und edel walten läßt, wie es in ſo gefährlichen Zeiten walten ſoll, wenn man die uralte franzöſiſche Argliſt und Büberei gegen das deutſche Reich mit allen tauſend Namen und Klängen ausſpricht, womit ſie ausgeſprochen werden muß; und wenn dies alles nicht mit frömmelnder Gaukelei, ſondern mit reiner Wahrheit gefühlt, gethan und ausgeſprochen wird — nur dann iſt die Gewißheit da, daß der deutſche Name von den tückiſchen Nachbarn wieder mit Zittern genannt und gehört werden wird."

Damit aber das deutſche Volk fühle und merke, welch ein heiliger Krieg es ſei, der nun geführt werde, ſo müſſe er mit ganzem Ernſte geführt werden. Erſtlich geſchehe nichts halb, man nehme das ganze waffenfähige deutſche Volk und wälze ſeine zerſchmetternde Laſt auf den Feind. Zweitens brauche man der größten Geſchwindigkeit. Denn wie die Stürme durch die geſchwinde Zuſammenrollung der Wolken Donner und Blitz in ihrem Schoße zünden, ſo ſchüret die geſchwinde Bewegung alle friſchen Geiſter zu dreifacher Flamme und läßt die faulen und wäſſerigen ſich nicht auf die feurigen werfen. Drittens brauche man, ſo lange die Sache ſteht wie heute, keiner verderblichen Schonung und Gnade, keiner vergeblichen, ja gefährlichen Halbheiten; mit der ganzen vollen Kraft des deutſchen Volkes muß für das ganze volle Glück Deutſchlands jetzt gegen Frankreich gekämpft werden. Es iſt keinem Fürſten, bei Verluſt des Landes und der Ehre verſtattet, von dieſem Kampfe ſich auszuſchließen. Viertens ſtrafe

man im Namen Gottes und der ewigen Gerechtigkeit, wer das Land verraten hat oder ferner verraten will. Denn das ist der höchste Mut und Lohn der Guten, daß die Bösen gestraft werden. Läßt man allen Schmutz und Verrat im Volke, so wird er und sein Anhang immer noch im Finstern arbeiten. Mit einem solchen ganzen Ernste soll der Krieg geführt werden und er soll dazu dienen, Deutschland seine rechten Grenzen zurückzugeben. Den Rhein darf das unruhige und eroberungslustige Volk nimmer als Grenze behalten. Der Rhein mit seinem Knie in fremder Hand drückt gerade auf den Nacken Deutschlands und wird nicht weniger drücken, wenn man auch gelobt und bedingt, er soll mit weicher Wolle und Seide umwulstet werden. Die Deutschen wollen nur ihr Gebührliches wieder, die Menschen ihres Landes und ihrer Zunge, die ihnen unter Ludwig dem Vierzehnten und Fünfzehnten und in der letzten französischen Raubzeit entwendet worden sind. Diese uralte germanische Grenze steht an dem Vogesus, dem Jura und den Ardennen durch Art und Sprache des Volkes unverkenntlich und unverrücklich fest, und nichts Französisches, welches sie nur verderben würde, soll von den Deutschen je begehrt, noch genommen werden.

„Also ein geschwinder, tüchtiger Krieg gegen Frankreich, und diesen Krieg auf das geschwindeste und kräftigste über den Rheinstrom hinausgetrieben und nicht eher das Schwert in die Scheide gesteckt, als bis alle Menschen der deutschen Zunge, die bis in Lothringen, Elsaß, Luxemburg und Flandern hinein wohnen, von der französischen Herrschaft erlöst und wieder zu dem deutschen Reiche gebracht sind — dies ist die Aufgabe und das Ziel. Löst man diese nicht und trachtet man dahin nicht, so ist nichts gethan, und Gott hat den Deutschen umsonst ein Glück geöffnet, das er ihnen, wenn sie faul sind, wieder nehmen wird."

Und wenn nun Gott den Krieg mit seinem Segen krönt,

wenn die jüngſt und längſt geraubten deutſchen Provinzen von Frankreich wieder zurückgenommen werden — wie ſoll ſich dann Deutſchland geſtalten? Es iſt unmöglich, zu der Geſtaltung zurückzugehen, welche es beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution gehabt. Denn dieſe Geſtaltung hat gerade mitgeholfen, daß es Napoleon als leichte Beute anheimfiel. Es muß alſo eine neue Verfaſſung erhalten. Welche ſoll das ſein? Da kommt Arndt auf einen großen Zwieſpalt in den deutſchen Gemütern, der erſt im großen Krieg von 1870 überwunden ward. Denn die einen ſagen: Kleinherrſchaft und Vielherrſchaft muß in Deutſchland ſein. Sie iſt echt deutſch, ſie entſpricht der deutſchen Vielſeitigkeit, ſie iſt die Mutter aller Freiheit und Gerechtigkeit geweſen, und hat in Deutſchland jene allgemeine Bildung und weite Wiſſenſchaftlichkeit erzeugt, wodurch es bis dieſen Tag geprieſen wird. Die andern aber, und dazu gehörte Arndt, laſſen das Gute gelten, was die vielen kleinen deutſchen Staaten haben, wollen auch nicht in revolutionärer Wut die deutſchen Fürſten wegſchaffen, aber ſie erinnern daran, daß die glorreichſte Zeit des deutſchen Volkes diejenige war, in welcher Ein Wille, der des Kaiſers, der höchſte war, daß die Erſtarkung der Stammesfürſten gegenüber dem Kaiſer dem Reiche ſeine Macht genommen, und daß die Feinde des Reiches, zuletzt die Franzoſen, gerade in der Erſtarkung der einzelnen Fürſten und in der Schwächung des Reichsverbandes die ſicherſte Gewähr der Erniedrigung Deutſchlands erkannt haben. Es ſind nun ſiebenzig Jahre hingegangen, ſeit Arndt ſeinen Traum von der neuen Geſtaltung des deutſchen Reiches geträumt hat. Als einen Jakobiner ſahen ihn damals wegen dieſes Traumes ſelbſt viele Deutſche an. Und die Völker, die Deutſchland umwohnen, hatten, wenn ſie das deutſche Volk ſo deutſch träumen ſah'n, den argen Gedanken: Sehet, da kommt der Träumer her! kommt, laßt uns ihn erwürgen, da wird man ſehen, was ſeine Träume ſind! In

Gottes Rat aber war der Traum von des deutschen Volkes Einheit und Kraft Weissagung. Und was Arndt kühnlich geweissagt, wir sehen's in Wirklichkeit.

„Damit ich zeige", schreibt Arndt, „daß nicht blinder Zorn meine Worte treibt, und daß mir alles recht ist, was dem lieben Vaterlande Sicherheit, Stärke, Freiheit giebt — noch einen schönen Traum von einer deutschen Eidgenossenschaft. . . . Ich zweifle aber, daß die Zeit Atem haben und daß ihre Mattigkeit Tugend gebären wird, diesen Traum je wirklich zu machen.

„Wir nehmen an, Deutschland erwählt und erkennt wieder einen Kaiser aus seinen eigenen Fürsten.

„Diesem Herrn wird eine viel größere Majestät und Gewalt gegeben, als die Kaiser in den letzten Jahrhunderten gehabt haben. Er ist der Oberrichter und Oberfeldherr in einem viel weiteren Sinne, als die späteren Kaiser es gewesen sind.

„Die Fürsten bleiben Regierer ihrer Lande unter folgenden Bedingungen:

„Ihnen bleiben ihre Lande, wie sie dieselben im Jahre 1792 vor dem Anfang des französischen Revolutionskrieges besaßen. Sie sind die ersten Richter und Verwalter ihrer Lande, auch die Feldherren ihrer Heeresmacht; doch schwöret das Heer zuerst dem Kaiser und Reiche, und dann ihnen.

„Für jedes Land ist bestimmt, was es an Festungen, Waffen, Kriegsgerät, Kiegsvorrat und Mannschaft zum Dienste des Reiches immer geordnet und gerüstet haben muß.

„Haben Kaiser und Reich Krieg erklärt, so verwalten der Kaiser und seine bestellten Feldherren die Heeresmacht ganz allein, und verfügen darüber, wie Bonaparte in den letzten Jahren über die Kriegsmacht seiner Vasallen verfügt hat; denn ohne Einheit des Kriegsbefehls ist deutsche Freiheit nicht mehr denkbar. . . .

„Die Lande behalten jedes ihre besonderen Einrichtungen und Gesetze, wie sie nach alter deutscher Weise vor der letzten allgemeinen Gewalt und Umkehrung waren; alles Neueste und Französische wird ausgetilgt als eine Erinnerung an die letzte Schande; neue mögen sie sich selbst nach deutscher Art in deutscher Freiheit stiften. . . .

„Die Stände von Adel, Städten und Bauern werden allenthalben, wo sie nicht mehr gelten, wiederhergestellt und ratschlagen über die Geschäfte; der Fürst ist nur ihr Haupt und Vorsitzer, gleichsam ein Oberstatthalter des Kaisers und Darsteller und Verwalter der Majestät und Gerechtigkeit.

„Dem Adel wird ein höherer, festerer und mehr geschlossener Rang geordnet; er soll wirklich Adel sein. . . .

„Der deutsche Reichstag wird wieder eingerichtet, ernster und fester, und zugleich leichter und beweglicher, als die abgestorbenen Reichstage der letzten Jahrhunderte waren, und das lebendige und mutige Wort muß künftig mehr gelten, als die tote und zaghafte Schreibfeder.

„Je alle drei Jahre erscheint der Kaiser in Person auf dem Reichstag, und dann müssen auch alle Fürsten erscheinen und seine und ihre und des Volkes Majestät zeigen und verherrlichen, wie es weiland geschah. Das bindet die Herzen, reizet die Seelen, wecket die Kräfte.

„Öffentliche Spiele für alle Deutsche werden gestiftet und mit dem größten Glanz je alle drei oder fünf Jahre gehalten. Der König und die Fürsten sitzen dabei vor, das Gedächtnis herrlicher Thaten und Menschen wird gefeiert, alle Künste und Tugenden wetteifern miteinander u. s. w. . . .

„Alljährlich reisen kaiserliche Großboten durch alle Lande Deutschlands und untersuchen, was die allgemeine Sicherheit, Gerechtigkeit und Heeresmacht des Reiches angeht und berichten an den Kaiser und an den Reichstag. . . .

„Für Halssachen und Ehrensachen werden die alten natür-

lichen Strafen und natürlichen Gerichte nach früherer deutscher Art wieder eingerichtet. Es ist Grundsatz, daß jeder deutsche Mann von seinesgleichen gerichtet wird, die Geschwornen sind ein Sproß altgermanischer Freiheit. . . .

„Ein allgemeines deutsches Oberreichsgericht für alle Lande wird mit dem Ansehen und der Majestät verordnet, wie es eines so großen und herrlichen Volkes würdig ist, auch werden die Gesetze des Vaterlandes durchgesehen und der Grundverfassung des Reiches, dem Gemüte des Volkes und dem Geiste der Zeit angepaßt. . . . Vor allem aber verbinde man das heilige richterliche Amt, als welches ein höchstes Amt von Gott im Himmel ist, wieder auf das innigste mit der Religion, und stelle seine großen Feierlichkeiten und Handlungen unmittelbar mit Weisen und Ceremonien der Kirche zusammen."

Und damit für Deutschland ein neues Glück aufgehe — was müssen die Deutschen thun? Worte heiligen Zornes redet Arndt auch jetzt gegen die Vielseitigen, die sich auf ihr Allerweltsliebe etwas zu gute thun und im Grunde nichts sind als elende Knechte der fremden Eroberer, und wünscht allen eine recht deutsche Einseitigkeit, d. h. eine brennende Liebe zu dem eigenen Volk und seiner Art und einen brennenden Haß gegen das Fremde, welches die vaterländische Eigentümlichkeit fälschen und verderben will. Diese nichtswürdige Vielseitigkeit ist es gewesen, die sich feige in alles gefunden hat, was der Tyrann über Deutschland verhängt hat, ja die alles Schlimmste als sehr gut darzustellen und auszulegen wußte. Diese Gesinnung muß weichen, wenn Deutschland gerettet werden soll.

„Wahrlich ich sage dir," ruft Arndt seinem Volke zu, „zu lange, zu lange wandeltest du in diesem Irrtum und Unglück. Auf! ermanne dich! fasse dir eine deutsche und männliche Zuversicht und sieh über das Kleine hinweg und du wirst das Große gewinnen. Nicht mehr diese wässerigen und weibischen Gefühle! nicht mehr diese Gleichgültigkeit und Er-

bärmlichkeit! was ſie Menſchlichkeit nennen, das iſt keine Menſchlichkeit, es iſt die nichtswürdige Geduld eines Sklaven; Gott hat Zorn und Rache geboten, wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat, und den Frevel zerſchmettern und die Tyrannei vertilgen heißt keine Sünde. Darum haſſe und liebe, belohne und ſtrafe! oder du bleibſt ein verächtliches Volk. Verfluche und verbanne aus dir die franzöſiſchen Sitten und Moden, und die lüſterne und leichtfertige Sprache, welche alle edelſten Keime deiner Tugenden ſeit Jahrhunderten verwüſtet hat. Dieſes Geſchnatter müſſe verſtummen in den Sälen deiner Fürſten und in den Kammern deiner Frauen! Denn es hat dir den einfältigen Sinn verdrehet und die deutſche Liebe in deinem Herzen erkältet. Verfluche und verbanne aus dir alle Schmeichler und Ausrufer und Verkündiger für Bonaparten und die Franzoſen, und vertilge die Buben und Verräter, wie man Otterngezücht vertilgt; denn die jene preiſen, verachten dich, und die ihnen Glück wünſchen, wollen dich in der Schande der Knechtſchaft erhalten.“ . . .

„Auf! deutſche Menſchen! auf! deutſches Volk! einſt ſo ehrwürdiges, tapferes und geprieſenes Volk! auf! fühlet die große, zu lange vergeſſene Brüderſchaft! fühlet die heiligen und unzerreißlichen Bande desſelben Blutes, derſelben Sprache, derſelben Sitten und Weiſen, welche die Fremden haben zerreißen wollen. . . . Nicht mehr Katholiken und Proteſtanten, nicht mehr Preußen und Öſterreicher, Sachſen und Bayern, Schleſier und Hannoveraner, nicht mehr verſchiedenen Glaubens, verſchiedener Geſinnung und verſchiedenen Willens — Deutſche ſeid, eins ſeid, wollet eins ſein durch Liebe und Treue, und kein Teufel wird euch beſiegen!“ . . .

„Ich habe Frankreich geſehen, das wütende, verruchte und bluttriefende Frankreich, ohne Freiheit, ohne Gott, ohne Tugend; Frankreich iſt durch einen Tyrannen geſtraft, ſchon modert das Gebein ſeiner meiſten Henker und Mörder, die

Gebeine der übrigen werden in kurzem modern. — Ich habe Spanien geſehen, die verzehrende Rache, den brennenden Zorn, den leuchtenden, blitzenden, feurigen Mut, das Schwert und das Kreuz in gleichem Verein, Numantias Stolz, Saguntus' Trotz mit ihren heiligen Toten wieder erſtehend, und Saragoſſas friſche Trümmer, Geronas und Tarragonas blutige Mauern, und Palafox dich, und Contreras dich, und eures ermordeten Lebens rächende Geiſter — und ſie ſind nicht bezwungen die edlen Streiter, ſie atmen noch frei, und ſchaffen aus blutigem Kampf ſich herrlicheres Leben. — Ich habe Rußland geſehen, ich ſah die unter dem heiligen Kreuze wimmelnden Jünglinge, ſie jauchzten zum Streit wie zum Ringen, ich ſah die an den Altären knieenden Greiſe und Frauen und Jungfrauen, ich hörte deine Aſchen, heilige Smolensk, deine Flammen, ehrwürdige Moskau, röteten den Himmel meiner Bruſt; ihr Freien, ihr Tapfern, ihr Unſterblichen, bringt mich in euren Himmel mit empor! Ich habe Deutſchland geſehen, der Germanen Land, das heilige Land, das freie Land, wo Hermann mit Römerleichen bedeckte das Feld, wo der Vogler auf die Hunnen die Wölfe und Raben lud — ich ſah ſeinen Scepter gebrochen, ſein Schwert verhüllt, oder mit dem Blute der Brüder gerötet, tief ſenkte der doppelte Adler der Fittiche Kraft. Da hielt ich den Fluch oft ſchwer von der Lippe, den Dolch oft ſchwerer vom Herzen. Doch wirble du Staub! Doch toſe du Schlacht! Doch brauſe du Flamme der fliegenden Zeit! Ich werde dich ſehen, mein heiliges Land, mit Sieg bekränzt, mit Freiheit bekränzt, ich werde hören deines Adlers klingenden Flug; ich ſehe dich ſchon, ich höre ihn ſchon, auch wenn mein Staub mit dem Staub der Geſchlagenen verfliegt, von Geſtirnen werde ich mein Germania ſehen."

Elftes Kapitel.

Hoffnungsreicher Frühling, schwüler Sommer, fröhlicher Herbst.

Ein solcher Frühling war dem deutschen Lande und vornehmlich Preußen noch nicht aufgeblüht, wie der von 1813. Endlich war der starre Winter der Knechtschaft dahin und schwellendes Leben regte sich überall. „Meine Sache ist die Sache meines Volkes," hatte Friedrich Wilhelm der Dritte verkündigt. Und als diese Verkündigung vernommen ward, wer hätte dann nicht mit Freudigkeit auch die andere gehört: „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden." Man brachte die Opfer mit heiligem Eifer. Das Volk stand auf, der Sturm brach los. Was waffenfähig war, eilte zu den Waffen. Männer in den Fünfzigen gürteten das Schwert um, und die Hörsäle der Hochschulen, die oberen Klassen der Gymnasien leerten sich, weil die Hörer und Schüler unter die Fahnen des Vaterlandes eilten. Da hat mancher Knabe heiße Thränen geweint, daß ihm ein Jahr fehlte zum kriegsfähigen Alter. Von den königlichen Prinzen bis herab zu den Bauern wetteiferten alle, in Reih und Glied zu stehen. Die Handwerker ließen den Meißel fallen, die Bauern den Pflug stehen, die Professoren eilten von den Büchern auf den Exerzierplatz. Steffens in Breslau, nachdem er Hunderte durch sein mächtiges Wort für den Kampf gewonnen, bot sich selbst seinem königlichen Kriegsherrn dar und zog mit von Breslau bis Paris. Karl von Raumer folgte seinem Beispiel. In Berlin griff der gewaltige Fichte, der vor fünf Jahren die Reden an die deutsche Nation gehalten, zu den Waffen. Er wollte nichts sein als ein Gemeiner, und wenn er keine größeren Dienste thun könne, wollte er wenigstens den Dienst verrichten, daß er immer vorwärts, nie zurückwiese. Arndts Freund, Georg Reimer, der Buchhändler, verließ Weib und

Kind und zog ins Feld. Und so Tausende, darunter selbst Jungfrauen in Männerkleidern. Und die nicht mitziehen konnten, die rüsteten die Ziehenden aus. Es war eine Begeisterung des Gebens, wie sie die Welt nie schöner gesehen. Beamte, Offiziere, Pensionäre gaben ein Viertel, ein Drittel ihres Gehalts. Die Reicheren statteten ganze Scharen aus. Wer nicht Geld hatte, der gab, was er besaß — eine Jungfrau ihr schönes Haar. Goldne Trauringe wurden eingesendet und mit eisernen vertauscht, welche die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen 1813.“ Die Frauen, Steins Freundin, Prinzeß Marianne, des Prinzen Wilhelm von Preußen Gemahlin, an der Spitze, waren unermüdlich thätig, für alle Bedürfnisse der Ausziehenden und Heimkehrenden zu sorgen. Das war Gottes Barmherzigkeit und Allmacht, daß er aus dem Herbst des Jahres 1806 einen solchen Frühling werden ließ.

Arndt hatte in Dresden eine Wohnung gefunden, in welcher er recht in dem herrlichen Anhauch der deutschen Begeisterung blieb, bei dem Oberappellationsrat Körner. Dieser treffliche Mann war einst Schillers treuer Freund und Helfer in der Not gewesen. Sein Sohn war Theodor Körner, ein Jüngling, dessen Lieder, dessen Leben und Sterben das Jahr 1813 aufs wunderbarste vergegenwärtigen. Der junge Körner hatte die letzte Zeit in Wien gelebt, im aufgehenden Glanze des Dichterruhms. Man durfte sagen: das Los war ihm aufs lieblichste gefallen! Er schwebte auf Fittichen der Dichtkunst über den Jammer der Erde, bräutliches Glück war ihm aufgeblüht, er hatte eine Stellung erlangt, die auch sein äußeres Leben behaglich gestaltete. Die Briefe, die er an die Eltern schrieb, atmen das schönste Glück. Da auf einmal, noch ehe der König den Aufruf erlassen, schreibt der junge Dichter an den Vater: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens nord-

deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen!" Er hat Wort gehalten. In dem schwülen Sommer des Jahres hat er sein Leben gelassen, ehe die Ernte angebrochen war. Jetzt im Frühling traf Arndt mit dem jungen Dichter in des Vaters Hause zusammen, die beiden, die mit Schenkendorf und Rückert die wunderbare Zeit in herrlichen Liedern gefeiert haben. O welche frischen Lebenstriebe waren in diesen Dichtern! Sie gebrauchten ihre Dichtergabe jetzt nicht zu leichtem Spiel, sie stellten sie vielmehr in den Dienst des Vaterlandes und riefen mit ihren Liedern auf, das lang geknechtete endlich zu befreien. Es galt jetzt Thaten, zur That sollte auch der Gesang antreiben.

Bei Stein fand Arndt auch hier die völlige Glut und Schärfe, die nötig war, wenn die Ketten abgeschüttelt werden sollten. Stein war ein sehr mächtiger Mann geworden. Er war der Vorsitzer und oberste Lenker eines von Rußland und Preußen gemeinsam eingesetzten Verwaltungsrates für die deutschen Angelegenheiten und die Verwaltung der wieder zu erobernden deutschen Länder. Arndt arbeitete unter ihm. Da waren wunderliche Anträge und Vorschläge zu beantworten, welche sich an den großen Minister herangewagt hatten, oft in der besten Meinung. Ein Professor wollte eine ungeheure, magnetisierte Batterie bauen, welche an des vaterländischen Heeres Spitze alle feindlichen Kugeln unschädlich heranziehen und zersplittern sollte. „Den Himmel selbst stürmen wir mit unserer Narrheit," sagte Stein da zu Arndt. „Schreiben Sie dem Narren, er solle mal herkommen und sich als Kugel in eine Kanone laden und gegen seinen Magnetberg schießen lassen, damit wir sehen, ob das Ding die Probe aushält!"

Endlich ſtand dem Heer der Verbündeten Napoleon mit einem neu geſchaffenen Heere gegenüber, und der Kampf ward wieder aufgenommen. Ehe es zu großen Entſcheidungen kam, ſtarb zu Bunzlau in Schleſien am 23. April 1813 der alte ruſſiſche Feldmarſchall Kutuſow am Nervenfieber. Da riefen viele: der alte deutſche Gott lebt noch! und Arndt rief: hier iſt der Finger Gottes! Denn Kutuſow war ein rechter Hemmſchuh am deutſchen Siegeswagen. An und für ſich ein Zauderer, ſo daß ihn Alexander und Stein kaum über die Weichſel hatten bringen können, war er dazu eine hartnäckige ruſſiſche Natur, welche die hohe deutſche Aufwallung und Begeiſterung nicht verſtand. Kutuſow und Blücher — wie hätten die beiden in einem Heere befehlen ſollen? Nun war der Zauderer tot und Arndt pries darin den Finger Gottes. Den ſah er mit gläubigem Auge noch in gar manchem andern Ereigniſſe dieſer großen Geſchichte der Befreiung Deutſchlands. Er hatte ihn in dem frühen Einbrechen des Winters im vorigen Jahre geſehen und er ſah ihn bald nach Kutuſows Tod in dem Tode Moreaus. General Moreau, einſt wohl der Edelſte der franzöſiſchen Marſchälle, war von Napoleon verbannt geweſen und kam nun, um im Heere der Verbündeten gegen Napoleon zu ſtreiten. Aber eine der erſten Kanonenkugeln, die in dem wieder begonnenen Kriege bei Dresden flogen, raffte ihn weg. Da ſagte Arndt aufs neue: das iſt der Finger Gottes! Denn wäre er am Leben geblieben, ſo hätten die Franzoſen geſagt: wir ſind durch den größten und edelſten unſerer eigenen Feldherrn beſiegt, aber nicht von den dummen Deutſchen. Gott aber wollte die Franzoſen durch die Deutſchen ſchlagen.

Als der Krieg wieder begonnen hatte und nach den erſten unglücklichen Erfolgen Napoleon wieder in Dresden einzog, reiſte Arndt mit kleinen Aufträgen Steins nach Berlin und beſuchte von dort aus ſeine Freunde, Verwandte und vor

allem seinen kleinen Sohn in der Heimat. Dann kehrte er nach Berlin zurück und verlebte dort den Junius unter seinen Freunden, die mit ihm in gleicher Stimmung waren, daß es jetzt gelte, alles an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen.

In Berlin fühlte Arndt zuerst die Sommerschwüle des Jahres 1813 — die gedrückte, traurige Stimmung während des Waffenstillstandes. Anfangs Mai hatte der Kampf wieder begonnen, die Verbündeten, vor allem die Preußen, darunter kaum eingekleidete Landwehrmänner, fochten wie die Löwen, aber die Schlachten bei Großgörschen und Bautzen nötigten dennoch zum Rückzug, machten sogar einen Waffenstillstand wünschenswert, damit die Heere vervollständigt, die Kräfte wieder gesammelt würden. Napoleon hatte seinerseits auch Gründe genug, auf einen solchen einzugehen. Er ward am 4. Juni abgeschlossen. Ein paar Tage darauf ging Arndt in Berlin unter den Linden spazieren mit Professor Reil, dem Arzte. Dieser Ostfriese, ein edler Mann, voll kräftigster Leidenschaft gegen Napoleon, voll heißester Liebe zu Deutschland, seit Jahren einer der mächtigsten Schürer des deutschen Feuers, stand mit Arndt unter einem Haufen Menschen, den das Gerücht, eine wichtige Nachricht sei gekommen, zusammengeführt hatte. Als die Kunde kam: es ist Waffenstillstand da war Reil wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er Arndt und den andern Freunden die Hand und die hellen Thränen strömten ihm über die Wangen. Es ist Waffenstillstand — das war eine schwüle Botschaft, denn man mußte fürchten, daß die andere darauf folgen werde: es ist Friede, und das konnte nur, wie die Sachen nun standen, ein schimpflicher Friede sein ohne Freiheit. Um dieselbe Zeit kam die Nachricht, daß Hamburg, schon einmal befreit, den Franzosen wieder geräumt werden müsse, und mitten im Waffenstillstand der schmachvolle Angriff auf das Lützow'sche Freikorps, obendrein durch

einen deutſchen, würtembergiſchen General mit deutſchen Truppen im Heere Napoleons. Da wurden die beſten deutſchen Männer grimmig und kämpften in ihrem Herzen ſchwere Kämpfe durch. Wer die Schwere dieſer innerlichen Kämpfe in der Zeit, da mit dem Schwert nicht gekämpft werden durfte, kennen lernen will, der leſe die paar Lieder, die Körner in dieſen Tagen gedichtet hat. Als die vereinigten Heere über die Elbe zurückzogen, da hat er den „letzten Troſt“ in dem gewaltigen Liede ausgeſprochen: „Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?“ Darinnen ſagt er:

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlandes heil'gen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiederſehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei ſind die Toten.

Drum heule, du Sturm, drum brauſe, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
Ihr ſollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann unter uns untergehn;
Wir wollen als freie Männer beſtehn,
Und den Bund mit dem Blute beſiegeln.

Und als der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen war, dann ſang er ſich und den Brüdern abermals Troſt:

Herz: laß dich nicht zerſpalten
Durch Feindes Liſt und Spott.
Gott wird es wohl verwalten,
Er iſt der Freiheit Gott.

Laß nur den Wütrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf,
Einſt bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Die beſten deutſchen Herzen wurden nun angefochten wie das kananäiſche Weib, da ihm der Herr die Hilfe ver-

ſagte. Aber ſie hatten wie es ein gläubiges: und doch! Dennoch hielten ſie feſt daran, daß Gott ſein deutſches Volk nicht werde untergehen laſſen. Solcher Glaube mußte die Krone empfangen: dir geſchehe, wie du willſt!

Arndt fuhr anfangs Juli von Berlin nach Reichenbach in Schleſien, wo Stein lebte und mit ihm viele Hohe und Gewaltige in dem Städtchen und der Umgegend. Denn hier wurden während des Waffenſtillſtandes die Unterhandlungen gepflogen, die alle tapfern Herzen bange machten, es könne Friede daraus werden. Arndt hatte in dem mit Gäſten überfüllten Städtchen Not, eine Wohnung zu erhalten. Er mußte um ein Eckchen, da er ſein Haupt hinlegen konnte, kämpfen, erſt mit einem ruſſiſchen Oberſt, dann mit einem Koſakenmajor, bis ihm als ſicherer Beſitz ein kleines Stübchen in der bröcklichten Stadtmauer bei dem Nachtwächter zu teil ward. Da ſaß er nun, und ſeine Seele träumte Vergangenes und Zukünftiges. Er ließ ſein ganzes Leben an ſich vorüberziehen und zeichnete die flüchtigen Bilder desſelben und die Empfindungen, die ihm darüber kamen, in leichten Verſen nieder. Sein liebes Rügen mit allen Freuden der Kindheit, das teure Elternpaar, der Sturm und Drang ſeiner Jünglingsjahre, die Liebe, die ihm als neues Leben aufgegangen war, das ſo flüchtige häusliche Glück — und dann der Schwur des Herzens, der deutſchen Freiheit das Leben zu weihen und das unſtäte, freud- und leidvolle Leben das ihm dieſer Schwur eingebracht — das alles ſpielte vor ſeiner Seele wieder. Aber er mußte ſagen, daß Gott es gut mit ihm gemacht.

Bin ich nicht glücklich? Wie ſtehen in Kraft die mächtigen Berge
Fern in dem dämmernden Blau, Lehrer des Ewigen da!
Scheint nicht freundlich der Mond, der liebende Hort, durch mein Fenſter?

Leuchten die Sterne nicht lieb hier wie im Königspalaſt?
Bin ich nicht glücklich? Ich halte die grünende bräutliche Hoffnung,
Nehme ſie ſtolzen Vertrauns mit mir hinab in das Grab;
Siegen wird Wahrheit und Recht und fallen die prunkende Lüge —
O ich glückſeliger Mann! Solches hat Not mich gelehrt.

Rollt denn ihr Räder, die weiter mich tragt, und flattert ihr Segel!
Glaube und Liebe ſind mit, Zorn fliegt fröhlich voran,
Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit ſchwebt wie ein Engel,
Schwinget den leuchtenden Kranz über der ſtaubigen Bahn!

Und wie er die Vergangenheit durchflogen und die Summe daraus gezogen, daß er glücklich ſei, dann malt er der „Künftigen“ den Lebenstraum. Es ſcheint, daß er aus Berlin das Gefühl neuer Liebe zu einer deutſchen Jungfrau mit in ſein Kämmerlein gebracht. Er führt die Künftige zuerſt nach Rügen und malt die Inſel mit allen ihren ſtarken und lieblichen Schönheiten, mit ihren mächtigen Erinnerungen und mit den treuen Menſchen, die jetzt dort leben. Dann ſtellt er ihr die Wahl, ob ſie dort die Hütte ſich bauen wollen oder lieber am Rheinſtrom, wo die Reben das Haus umranken und fröhliche Menſchen in herrlichen Städten wohnen. Aber der Rhein weckt ihn aus ſeinen Träumen wieder auf, denn der deutſche Strom liegt noch in Feſſeln.

O der zu glückliche Traum! wo fänden wir trauliche Stätte,
Welche nicht Schrecken und Wut mordiſcher Waffen umtoſt?
Dienſtbar trauert der Rhein, der heilige Strom der Germanen,
Und auch mein heimiſches Land heißet noch heute nicht frei;
Rings tobt Trug und Gewalt, ein grimmer Tyrann ſchwingt die Geißel.
Könige ſtehen gebückt, ſtaunend gehorchet das Volk. — —
Sicher iſt nichts, kein Thron und Palaſt, kein Berg und kein Eiland,
Sicher iſt nichts als allein, was nicht Beſitzes bedarf.
Dies laß uns halten, was tief im innerſten Buſen uns brennet,

Dies, was mit kühner Gewalt ferneſte Fernen verknüpft.
Siehe, das Häuschen es ſteht, die Laube grünt und der Garten,
Mondſchein ſchimmert darauf, Nachtigal klinget darin —
Erde vergeht, und Irdiſches flieht, o laß uns den Buſen
Dehnen zum himmliſchen Raum, welcher es alles umfaßt! —

So hat Arndt die Stunden im Nachtwächterſtübchen verlebt, bis ihn ein trefflicher Mann dort wegholte und in ſein Haus führte, der Graf Karl von Geßler, Steins Jugendfreund, Theodor Körners Pate, ein Mann von ganzem deutſchen Gefühl, in welchem er noch Jahre lang Arndts Freund und Geſinnungsgenoſſe war. Es war eine Überfülle berühmter Männer in Reichenbach und der Umgegend. Arndt war mit einem traulicheren Kreiſe öfter zuſammen in der Stadt und in dem ſchönen Herrnhuter Flecken Gnadenfrei. Da fand ſich das ſchöne Kleeblatt vaterländiſcher Sänger manchmal unter einem Dache: Arndt, Körner, Schenkendorf, und mit ihnen andere Tapfere. Und mit dem Grafen Geßler las er, die lange Zeit zu vertreiben, italieniſch und griechiſch. Und als endlich der Waffenſtillſtand gekündigt war, als endlich die Sommerſchwüle vorüberging und eine ſchöne Spätſommerfreude und ein fröhlicher Herbſt anbrach, da ging auch in Arndt ein neues Leben auf. In dieſer Zeit lernte er den zornigen, mutigen Grafen als einen barmherzigen und milden zugleich kennen, wie ja der fromme Ritter beides vereinigen ſoll. Nach der Schlacht an der Katzbach, in welcher Blücher den Ton angab für das Lied, das nun geſungen werden ſollte bis nach Paris hinein, kamen 18,000 franzöſiſche Gefangene durch die Gegend, und in Reichenbach war ein Lazaret für Preußen. Da ſorgte Geßler aufs treueſte und fleißigſte für die Verpflegung. Wie oft fuhr Arndt mit ihm hinaus auf ſein Gut, von wo ſie Kälber und Schöpſe mitbrachten, die bald in Suppe und Braten für die Kranken verwandelt waren!

Die volle Herbſtfreude war endlich da, der Leipziger Sieg. Da kam die Botſchaft auch zu Arndt. Er fragte:

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?
Die Welſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Welſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tauſende decken den grünen Raſen,
Die Übriggebliebnen entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang, wie himmliſche Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

Stein rief nach Leipzig und Arndt ging. Er ſah Reil wieder, den Arzt. Er war von Berlin herübergekommen, der Lazarete ſich anzunehmen. Ein ſterbender Freund hatte ihm in Berlin ſchon das Verderben eingehaucht. Es lag ihm wie Blei in den Knochen und er konnte es nicht austreiben. In wenigen Tagen iſt er der Krankheit erlegen und iſt hingegangen in der Freude, daß ſein Deutſchland wieder frei ſei. Im November zogen Herrſcher und Heere und Stein mit ihnen nach Frankfurt. Arndt blieb in Leipzig und ließ kleine Schriften ausfliegen, darunter die trefflichſte die Deutſchen mahnte, nun den Rhein wieder frei zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze.

Ein heller Jubel durchklang die Seele Arndts in Leipzig. Das hat Gott gethan! ſo rief's in ihm, ſo verkündigte er

mit lauter Stimme. Gott gab er vor allem die Ehre, wie er's nachher in dem schönen Bundeslied ausgesprochen hat:

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war.
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut,
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Er beugte sich demütig vor Gott, der solche Wunder der Rettung gewirkt, dann schaute er zurück und umher und fragte sich, welcher Werkzeuge sich Gott bedient. Da ward er veranlaßt, ein Büchlein zu schreiben „über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa", in welchem er Frankreichs Missethaten zur Knechtschaft und Englands Hilfe zur Befreiung aufzählte. Am liebsten aber ruhte sein Blick auf dem tapfern Preußen. Man könnte sagen, Arndt ist in dieser Zeit ein Preuße geworden, wenn dieser deutscheste der Deutschen mit einem Sondernamen dürfte genannt werden. Zu Leipzig noch, einige Wochen nach der herrlichen Schlacht, ließ er drucken: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813." Darinnen schildert er noch einmal alle die stille Arbeit, die in Preußen geschehen ist, um das Volk zur Abschüttelung des Joches fähig zu machen und dann das siegesmächtige Hervorbrechen der geheimen Rüstungen. „Die Aufgebote des Königs von Preußen wegen der Landwehr und des Landsturms waren Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Man kann sagen, das ganze preußische Volk flog auf wie Pulver. Unvergeßlich jedem, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahres 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein wert ist zu leben, daß Menschen

in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung all ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts." ...

„Das ist die Gewalt des überschwänglichen Geistes, die Gewalt Gottes, die über die Menschen kömmt, daß sie aus ihnen selbst heraus und über sich selbst empor gehoben werden und dann nicht mehr fühlen, wer sie gewesen sind, ja kaum fühlen, wer sie sind, wenn das Höchste sie beherrscht. Ihr tapfern und frommen Kämpfer, wie habt ihr in Erstaunen selbst ausrufen müssen: das haben wir nicht gethan, das waren wir nicht, das hat Gott gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, wir haben wollen müssen.

„Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Gott war in euch und ist in euch und wird in euch und mit euch sein. Gott hat sich gegen den Lug und Trug erhoben, Gott will die Schande und den Frevel verderben und die Welt wieder herstellen. Vor jenem heiligen Kreuze, womit ihr gezeichnet auszoget, sind die zahllosen Scharen des gewaltigen Unterdrückers, der Fürsten und Völker in Spanien und Rußland in den Staub gesunken und haben die Wölfe und Raben gefüttert; vor diesem göttlichen Zeichen sanken die trotzigen Legionen, die sich die Weltbezwinger nannten, auch auf Deutschlands entweihten Gefilden in das Nichts. Gott gab euch das Glück und den Sieg, von Gott kömmt es her, und von niemand anders, daß ihr so fromm, so geduldig, so züchtig, so menschlich seid. Vertrauet diesem euren gewaltigsten Hort, vertrauet diesem euren mächtigsten Bundesgenossen, betet zu ihm, daß er euch im Glück bescheiden und mild erhalte, wie ihr im Unglück tapfer und unerschütterlich gewesen seid — und ihr werdet glücklich hindurchführen, was ihr euch als den Preis so herrlicher Mühen und Arbeiten vorgesetzt habt." ...

Und was war der Preis dieſer Mühe und Arbeit, der Preis ſo vielen edlen Heldenblutes? Das ganze Deutſchland frei und groß! Der öſterreichiſche Miniſter, Fürſt Metternich, unfähig zu einem großen deutſchen Aufſchwung, bot ſchon Anfang Novembers, vierzehn Tage nach dem Leipziger Sieg, Frankreich den Frieden an — mit dem Rhein als Naturgrenze! Darum mußte, da das ſiegreiche Heer nunmehr dem Rhein zuzog, mit doppeltem Eifer die Loſung ausgerufen werden:

Der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht
Deutſchlands Grenze!

Es iſt eine der franzöſiſchen Tollheiten und Frechheiten, daß ſie immer wieder das viel geſungene Lied anſtimmen: der Rhein iſt Frankreichs natürliche Grenze! „Der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, bewies Süllh im Jahre 1600 und 1610; der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münſter in den heiligen Orten, wo Herman der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrat Ludwig des Vierzehnten und ſangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, ſchrieen die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800.“ Und wir dürfen das Regiſter Arndts vervollſtändigen und ſagen: der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, ſo ſang Thiers 1840 das alte Lied in neuer Weiſe. Der Rhein iſt Frankreichs Naturgrenze, ſo ſangen die Höflinge des dritten Napoleon mit ihren falſchen Stimmen. That es nicht not, daß ganz Deutſchland mit einem Munde und unter Schwerterklirren die volltönige Antwort gab: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein?“

Der alte Arndt, der auf dem linken Rheinufer ſich nach den Kriegsſtürmen ſein Haus gebaut und dem Deutſchland auf dem linken Rheinufer ein Denkmal der Ehre geſetzt hat, iſt der rechte Mann, uns die Loſung immer ins Herz, in den Mund und auf das Schwert zu ſchreiben: Der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze.

Er ſagt zuerſt ein Wort über die Frage: Was ſind die Naturgrenzen eines Volkes? Er antwortet: Die einzige gültige Naturgrenze macht die Sprache. Die Verſchiedenheit der Sprachen hat Gott geſetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhauſe auf Erden wäre. Die verſchiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, ſie machen die großen innerlichen Verſchiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte uud Triebe entſtehe, wodurch die Geiſter in Lebendigkeit erhalten werden. Nur einzelne Teile eines Volkes, die von andern Völkern umſchloſſen als ein kleinerer Teil in einem größeren Ganzen wohnen, müſſen ſich natürlich bequemen, dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande. So gehört das ſlaviſche Böhmen zu Deutſchland, ſo das deutſche Siebenbürgen zu Ungarn. Das übrige, was beiſammen wohnt und einerlei Sprache ſpricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zuſammen, und dieſe weiſen Verwalter des menſchlichen Glücks haben es meiſtens ſo eingerichtet, daß eine Sprache ſelten das Maß der Grenze überſchreitet, innerhalb welcher ein Volk von einer Regierung überſehen und verwaltet werden kann. Nächſt der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten Gebirge und Meere Naturgrenzen, nicht an ſich ſelbſt, ſondern weil ſie Sprachgrenzen ſind und alſo die Völker durch Verſchiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entſpringende Abneigung und Haß abſondern. Das Meer verbindet zwar die Menſchen, aber die einzelnen, die auf

den Wegen des Handels u. ſ. w. gehen, nicht die Völkermaſſen. Und wie Berge und Meere, ſo werden auch große Wüſten und Sümpfe Naturgrenzen, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgrenzen geweſen und können es auch nie werden. Ströme fließen in der Regel durch fruchtbare Ebenen, wo die meiſten Menſchen wohnen, die reichſten Felder prangen, die fetteſten Herden weiden. Was hindert ein glückliches wohlhabendes Volk, Brücken über den Strom zu ſchlagen, Fähren beſtändig hinüber und herüber fahren zu laſſen und ſelbſt alle Tage in großen Haufen zu Geſchäften oder zu Feſten von einem Ufer aufs andere zu gehen? Selbſt ein Heer kann ein anderes ſchwerlich hindern, den Strom zu überſchreiten, wenn nicht künſtliche Mittel, Feſtungen hinzukommen. Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und teilen einander Sprache, Sitten, Art mit, ſie werden und bleiben ein Volk. Im Krieg giebt ein Strom nur künſtlich eine Verteidigungsgrenze, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt; eine ſolche Kunſtgrenze aber kann man auch anderswo machen.

Was ſoll nun nach dieſen vorläufigen Erörterungen die Loſung bedeuten: Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Grenze? Das ſoll heißen: *Die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müſſen deutſch ſein, wie ſie ſonſt waren, die entwendeten Lande müſſen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die deutſche Freiheit nicht beſtehen.*

Vier Zeugen ſtellt Arndt auf für die Wahrheit dieſer Behauptung: „*Das Recht, die Politik, die Ehre und die Treue des deutſchen Namens.*

Zuerſt tritt das Recht auf und ſpricht geradezu: So weit im Südweſten Deutſchlands flamländiſch (eine Mundart der großen deutſchen Sprache) geſprochen wird, war alles von

jeher deutſch und muß wieder deutſch werden. Meine deutſche Grenze gegen Frankreich geht in gerader Linie von Dünkerken ſüdlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt ſie längs der Saar und dem Vogeſus der deutſchen Zunge bis Mömpelgard und zieht ſich von da auf die Rheinbucht bis Baſel. Das Recht beweiſt, daß von Anfang an deutſche Stämme dieſe Länder beſeſſen haben und daß ſie durch Unrecht von Deutſchland losgeriſſen worden ſind.

Die Politik iſt der zweite Zeuge und ſagt aus: Seit Jahrhunderten haben die Franzoſen geſchrieen: der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Rundung und Grundfeſte der Macht, mit dem Rhein aber iſt ſeine Grenze auf immer beſtimmt und beſchloſſen, und weiter will und darf es nicht ſtreben. Aber das war nur eine arge Liſt; nicht den Rhein, ſondern durch den Rhein wollen die Franzoſen die Oberherrſchaft über ganz Deutſchland. Vom Rhein aus haben ſie weiter und weiter geſtrebt. Iſt das übermütige Volk nicht über die Weſer und Elbe und Oder hinausgeſchritten? Die Politik verlangt, daß Deutſchland durch den Beſitz des Rheins und der geſammten Rheinlande geſtärkt werde gegen Frankreich. Der Rhein iſt ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wenn es ihm gefällt, auf Deutſchlands Nacken ſetzen und womit es dasſelbe erwürgen kann. Wir haben den fürchterlichen Druck dieſes Kniees gefühlt und holen kaum erſt Atem. Hat Frankreich den Rhein, ſo liegt ihm alles Land offen bis zur Elbe, und gegen Oſten kann es ſeine Heere ungeſtraft vorſtoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale; die gute Hälfte Deutſchlands liegt abhängig vor ihm nnd die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Teile bald nachfolgen. Frankreich behält das Übergewicht über Deutſchland und damit über Europa. Europa muß ſtreng gegen Frankreich ſein.

denn sein Übergewicht über Deutschland wird durch drei Stücke recht offenbar. Erstlich: Frankreich hat eine ausgezeichnete, geschützte Lage, durch den atlantischen Ocean, die Pyrenäen, das Mittelmeer und die Alpen ist es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Achtel seines Umfangs gegen Deutschland hin bedarf des künstlichen Schutzes durch Festungen. Hingegen Deutschlands ganze Ostgrenze gegen Ungarn und Polen, ein Teil seiner Nordgrenze gegen Dänemark und der größte Teil seiner Südwestgrenze gegen Frankreich liegt von Natur offen und muß durch Kunst verteidigt werden, d. h. die Hälfte der Grenzen Deutschlands ist leicht zugänglich. Zweitens: Frankreich ist eine einzige ungeteilte Monarchie, stark durch die Einheit, Deutschland dagegen hat eine bündische Verfassung, und ist schwach durch die Vielheit seiner Staaten. Drittens: das deutsche Volk ist kein Eroberervolk, es ist still, mäßig, gerecht, eher zu ruhig, als zu wild. Seine Geschichte beweist, daß es immer lieber das Seine behalten, als das Fremde erobern will. Das französische Volk dagegen ist leichtsinnig, unstät, unruhig, ungerecht. Weil sie sich durch ihren eigenen Willen nicht beherrschen können, müssen sie einem Fremden blind gehorchen. Sie sind ein Eroberervolk, und nie werden die Nachbarn vor ihnen Ruhe haben. Darum verlangt die Politik, daß jetzt, da Gott den Deutschen die Gelegenheit bietet, die Rheinlande den Franzosen abgenommen und sie dadurch zum Gleichgewicht mit Deutschland zurückgebracht werden.

Der dritte Zeuge tritt auf: die Ehre, und vermahnet also: „Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutsche mir noch mit freiem offenem Auge ins Angesicht blicken wollt, so müsset ihr das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habt denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wieder gewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja, da ihr fühlet, ihr seid in dem ge-

rechteſten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grauſamſte Treuloſigkeit und Unterdrückung aufgeſtanden — jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundesgenoſſen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben ſtehen bleiben? jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen laſſen, ob mit dem Rhein als Grenze der Arbeit und des Blutes nicht genug ſei? Nein! nimmermehr, euren ganzen Stolz müſſet ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müſſet ihr ausſprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingungen wieder verlanget.... Sprechet den großen Grundſatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligſte Gebot eurer Größe und Sicherheit, daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden wollet, daß man euch nur ein Dorf von euren Grenzen abreiße....“

Die deutſche Treue kommt als letzter Zeuge und hat ihre Schweſter, die Liebe, an der Hand. Sie iſt grau geworden vor Gram und ſtumm vor Schweigen. Sie war von dem Volke ausgeſtoßen, und wo ſie in einer Verſammlung erſcheinen wollte, als eine Landläuferin behandelt. Ihre Augen ſind trübe von Weinen, ihre Geſtalt iſt abgezehrt, ihr Schritt iſt ſchwach und wankend; ſie iſt nicht mehr die alte fröhliche und ſtolze Kriegerin, die in die Poſaune bließ und rief: Hie Deutſchland und Sieg! aber wer ſie hören will, zu dem ſpricht ſie: „Wie, ihr deutſchen Fürſten und Völker, das könnet ihr? das wollet ihr? eure Brüder wollet ihr ſo leichtſinnig und herzlos verlaſſen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprachen, Sitten und Geſetze, die ihnen ſonſt die verhaßteſten waren? ihr wollt dieſe kräftigen, tapfern, freiheitliebenden Männer zu Franzoſen werden laſſen? ihre Kinder und Enkel ſollen von euch, vom deutſchen Namen, von deutſcher Ehre und Freiheit, nicht mehr wiſſen?.... Die unter römiſcher Tyrannei germaniſch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabſcheuten, die ſollen endlich beinahe 2000

Jahre nach Julius Cäsar doch eine Art Römlinge, sie sollen Franzosen werden? Die Enkel der Trevirer, Nervier, Aduatiker, Eburonen, Sigambern und Franken sollen Knechte der Fremden werden, sollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit dem Herzen? — Denn wo Franzosen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Und die Enkel der Bataver und Friesen, dieses edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Nassaue ein Jahrhundert für die Selbstständigkeit Europas gestritten hat, das Helden und Gesetzgeber und Erfinder und Künstler gehabt hat, denen Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben, als sie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtschaft lassen?... Und wenn diese euch fremd dünken, so blicket auf die nächsten, welche zwischen dem Rhein und der Mosel und Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und der Maas beweiden, und errötet, wenn ihr nicht hoffet, daß sie wieder Deutschlands Kinder werden sollen, ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr sie wiedergewinnen wollet? Werfet eure Augen auf diese Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! was sehet ihr? was fühlet ihr? ihr sehet das Land, das euch an die herrlichsten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr sehet die Ursprünge und Anfänge eures Volkes, die ältesten und heiligsten Erinnerungen des Reiches der Deutschen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiser gewählt, gekrönt und gesalbt wurden, die Grüfte, wo eure Erzkanzler und Erzbischöfe schlafen, die Denkmäler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blicket, wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieses Älteste, dieses Ehrwürdigste, dieses Deutscheste französisch werden sollte? wahrlich mit dem Gedanken ertraget ihr auch die französische Sklaverei. Aachen, Straßburg, Mainz, Köln, Trier, Lüttich, Speier, Worms, den deutschen Königsstuhl bei Rense, die Schlachtfelder, wo

ihr ſo oft gegen die Franzoſen ſiegreich waret, das tapfere, lebendige und geiſtreiche deutſche Geſchlecht, das dieſe geſegneten Lande bewohnt, dieſes echteſte, älteſte Kleinod eures Namens — alles dieſes könntet ihr den Fremden laſſen? Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Köln, in Antwerpen, in Straßburg und Amſterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtnis eurer grauen Heldenzeit und ſo viele andere Heiligtümer eurer Art und Kunſt wolltet ihr denen laſſen, deren Blicke nie nach oben gehen und welchen dieſe Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! das wollet ihr nicht, das könnet ihr nicht wollen. Wahrlich, die Gebeine eurer Väter würden ſich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und das Vaterland, das ihr verlaſſet!...

Und wenn Rheinland franzöſiſch würde, was ſollte aus dem übrigen Deutſchland werden? „Wenn die Franzoſen am Rhein herrſchen“, ſagt Arndt, „ſo herrſchen ſie in dem Kern unſers Volkes, ſie greifen uns in unſerm innerſten und eigenſten Leben an, ſie zerſtören uns in dem Keimen unſers Weſens. Deutſchland könnte durch eine Gunſt der Umſtände, die ſich freilich nicht erwarten, aber doch denken läßt, in ſeinem Oſten vielleicht noch eine Zeit lang mächtig ſein, ſelbſt wenn die Franzoſen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein deutſches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig ſein, es wird überhaupt nicht lange ein deutſches Volk bleiben, wenn den Franzoſen am Rhein die Herrſchaft bleibt. Der Rhein und ſeine umliegenden Lande und die nächſtliegenden Lande von Schwaben, Franken, Heſſen, Weſtfalen und Braunſchweig ſind der Kern und das Herz des deutſchen Volkes, woraus ſein rechtes Lebensblut und ſeine lebendigſten Lebensgeiſter in alle Adern, ja in die äußerſten Glieder ſeines Leibes ausgegoſſen werden; dort, wenn ſie nicht überhaupt ein Traum iſt, lebt die rechte Deutſchheit.... Das iſt wahr, daß eine

gewisse Lebendigkeit, ein gewisses erfrischendes Leben, ein gewisser geistiger Atem, den ich rein germanische Luft nennen möchte, dem deutschen Norden aus seinem Südwesten kommen muß und immer gekommen ist.... Auch am Niemen, an der Oder und der Donau ist Deutschland, aber hier ist das ursprüngliche Deutschland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reiches, immer noch der Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Sitte; hier ist von deutscher Sprache und Geschichte ein unerschöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernsten deutschen Brüder zu holen kommen und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzosen den Rheinstrom behalten, so wird der Deutsche in seinen Keimen vergiftet und erstickt; Deutschland kann seinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Deutschland ist dann bald nicht mehr....“

„Ich habe meine Worte über unsern Rhein gesprochen. Ich könnte sagen: ich habe meine Seele gerettet; aber Ruhe giebt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzosen den Rhein, so habe ich mein deutsches Vaterland verloren: dann muß ich thun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auf ihre Mauern stürmte, ich muß meine Flügel schwingen und in ein anderes germanisches Land fliegen, weil mein Deutschland und meine Liebe dann dahin ist: denn Halbfranzosen sollen meine Kinder nicht werden....“

Der alte Arndt hat seine Kinder am schönen lieben Rheinufer erziehen dürfen. Wir aber wollen, so oft von Frankreich her die falsche Stimme singt: der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, die Hand am Schwert, einmütig hinüberrufen: der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

Dreizehntes Kapitel.

Wanderungen durch das befreite Deutschland.

Bald lieferten die deutschen Heere vor ganz Europa den Beweis, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, indem sie ihn überschritten, die Franzosen von seinen Ufern verjagten und vor sich her nach Frankreich hineintrieben. Der Feldmarschall Blücher dachte, es müßte für die deutschen Brüder am linken Rheinufer ein köstliches Prost Neujahr sein, wenn auf einmal deutsche Regimenter über den Rhein kämen, und setzte den Übergang auf die Neujahrsnacht fest, in welcher das Siegesjahr 1813 dem Siegesjahr 1814 den Platz einräumte. In derselben Nacht ging sein Heer auf drei Punkten, bei Mannheim, Kaub und Koblenz über den Rhein. An dem mittleren Punkte war er selbst dabei. Dort bricht sich der starke Strom mit mächtigen Wellen Bahn zwischen gewaltigen Felsen, die auf beiden Ufern emporstarren. Gar heimlich ward alles geordnet. Der Feind, der am linken Ufer Wache hielt, merkte nicht, wie die deutschen Scharen sich durch das Thal hinter Kaub herabwälzten und bei dem Städtchen aufstellten, wie mit dem Brückenschlagen begonnen ward und wie einstweilen der Graf von Brandenburg 200 Füsiliere auf Kähnen über den Strom führte. Die Nacht war sternhell, aber doch so hell nicht im Flußthal, daß die Franzosen eher etwas gemerkt hätten, als bis die deutschen Soldaten ans Ufer sprangen und gegen den Befehl in der Freude des Herzens, ein lautes Hurra erschallen ließen. Der Feind, ohnedies schwach, sah, daß gegen dieses deutsche Hurra am linken Rheinufer nichts auszurichten sei und floh. In den ersten Tagen des neuen Jahres gingen die Truppen alle über und schritten rüstig über Schnee und Eis Frankreich zu.

Natürlich blieb Arndt, da die ſiegreichen Heere, mit denen er von St. Petersburg bis Leipzig gezogen war, zum Rhein und über den Rhein vordrangen, nicht länger in Leipzig zurück. In den erſten Tagen nach Weihnachten ging er nach Frankfurt a. M., nicht über Fulda, weil auf der großen Heerſtraße keine Pferde aufzutreiben waren, ſondern über den Thüringerwald. Hoch auf dem Gebirge ſtürzte er auf dem ſpiegelglatten Schnee- und Eisfelde auf eine fürchterliche Weiſe mit Pferden und Wagen kopfüber, kam aber mit einer tüchtigen Beule und einem wacklichen Zahn davon. Mit Freuden zog er in Frankfurt a. M. ein. War doch die alte freie Reichs- und Krönungsſtadt, eine Zeit lang die Reſidenz des Primas der Rheinbundsfürſten, jetzt wieder befreit, ſchwangen ſich doch die kühnſten Gedanken bis zu der Hoffnung empor, daß bald wieder ein deutſcher Kaiſer in ihr werde gekrönt werden! Hier in Frankfurt, unter deutſch geſinnten Männern verlebte Arndt den Winter, machte im Gemüte mit durch, was die Heere im Feldzug gegen Frankreich durchmachten, Zorn, daß man gegen Frankreich, von dem doch alle Unruhe ausgegangen, die Sprache gar zu großer Milde und Langmut führte, Sorge, wenn Friedensunterhandlungen den geſchwinden Schritt gen Paris hemmten, zuletzt aber Jubel, daß der alte Marſchall Vorwärts die andern ſich nachriß und Paris einnahm. Freilich jetzt erſt, nachdem die Hauptſtadt des unruhigen Franzoſenvolks, die Quelle des Elends, in welches Deutſchland verſetzt worden war, den Herrſchern zu Füßen lag, jetzt erſt fühlte das deutſche Herz recht ſchmerzlich, daß auf Frankreichs Stimme mehr gehört ward als auf die Stimme Deutſchlands, daß man ſich ſcheute, den Räubern auch nur die Kunſtſchätze wieder abzunehmen, die ſie aus Deutſchland fortgeſchleppt, geſchweige daß Elſaß und Lothringen, Straßburg und Metz, die alten deutſchen Länder und Städte, wieder dem deutſchen Reiche wären zugeteilt worden. „Denn trotz aller Widerwärtigkeiten,“ ſo konnte

er aus Frankfurt an Frau Charlotte von Kathen ſchreiben, „habe ich mir aus der Zeit die ſchöne Lehre geholt, daß es kein beſſeres Volk gibt als das meinige und daß die deutſche Art und Natur gar nicht zu verwüſten iſt. Wenn ich dies ſo recht mit Freuden und Anbetung fühle, komme ich mir oft viel beſſer vor als ich bin.“ Aber für dies Volk hatten die Federn verdorben, was die Schwerter gut gemacht.

Arndt war im Frühling nach Koblenz hinabgegangen, in der Hoffnung, bei der Verwaltung des Mittelrheins, die jetzt unter Gruner ſtand, eine Stelle zu finden. Daraus ward nichts und er begab ſich wieder auf die Wanderung. Er wanderte den Rhein auf und ab und lernte jetzt Land und Volk in dieſen Gegenden erſt recht kennen und lieben. Mehrmals war er in Straßburg — wenn er dann von dem Turme des herrlichen Münſter in die ſchöne Welt hinausſah, weſtwärts nach den Vogeſen, ſüdwärts nach dem Jura, oſtwärts nach dem Schwarzwald und bedachte, daß dies alles urſprünglich deutſche Lande waren und doch zum Teil dem franzöſiſchen Volke nicht wieder abgenommen, welch ein Schmerz kämpfte da mit der Luſt an all der Herrlichkeit! Er durchſtreifte die Gegenden, wanderte im Schwarzwald umher mit ſeinen Bergen, Schlöſſern, Wäldern, brauſenden Waſſerfällen und rauſchenden Bächen, er kehrte in Speier und Worms ein und betrachtete die gewaltigen Dome. Wie mußte da die Loſung in ihm immer wieder lebendig werden: der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze! Und überall fand er ein kräftiges, munteres, hoffnungsvolles Geſchlecht, und auch im Elſaß unter der franzöſiſchen Herrſchaft Luſt genug, wieder deutſch zu werden, wenn nur aus Deutſchland etwas Großes und Ganzes gemacht würde. Er zog rheinabwärts, nach Köln, nach Düſſeldorf und in die Berge des Herzogtums Berg. Da fand er Männer, feſt und tüchtig, glühend und ſprühend wie das Eiſen, das ſie mit Feuer zu bändigen gewohnt ſind. Zwiſchendurch

war er in der Nähe seines Herrn, wie er ihn gern nannte, Steins, in Frankfurt a. M. vor dem Eschenheimer Thor, wo oftmals der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern an des Ministers Tische in lauter, freier Rede seine deutsche Gesinnung aussprach, und im August war er einige Tage auf Steins Schloß zu Nassau an der Lahn. Da lernte er die Lieblingsschwester seines Gönners kennen. Marianne, die Dechantin eines adligen Stiftes zu Homberg in Kurhessen, deutsch, feurig, mutig, witzig wie der Bruder, nur feiner alles und geistiger. Sie hatte auch ihr Teil an Deutschlands Erniedrigung getragen, denn Napoleon hatte sie einst im Jahre 1809, weil sie beschuldigt ward, dem General Dörnberg zu seiner Erhebung gegen die französische Herrschaft eine Fahne im Stift gestickt zu haben, mit Gensdarmen nach Mainz, und von da nach Paris bringen lassen, in Schimpf und Not und Entbehrung. Jetzt war ein lichtes Leben in dem alten Stein'schen Stammsitz aufgegangen: die drinnen wohnten, die Gäste, die aus- und eingingen, die Eingesessenen der Herrschaft vom Beamten bis zum Arbeiter herab, sie alle waren voll Freude, daß der Zwingherr gestürzt war. Als Stein nach Wien gegangen war, wo die Herrscher der Welt eine neue Ordnung für die zerrüttete schaffen wollten, im Herbste 1814, wanderte Arndt gen Norden. Es muß ein seliges Gefühl gewesen sein, damals all die deutschen Gaue, die noch jüngst von frechen Eroberern zertreten und ausgesogen waren, wieder zu sehen im Freudenscheine der Freiheit, ein Gefühl, das Max von Schenkendorf in dem Lied ausgesprochen:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Vaterland, in tausend Jahren
Ward dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!

Ein Jahr war vergangen seit der Leipziger Schlacht; in Erinnerungen an diesen großen deutschen Sieges- und Ehrentag wanderte Arndt seine Straße, zu Fuß, den Säbel an der Seite, den Stab in der Hand. „O es geht keine Lust und Freiheit über die Lust und Freiheit des Fußgängers", ruft er noch als Greis aus, wenn er der damaligen Reise gedenkt. „Und wer die Sitten, Arten und Weisen der Menschen und Völker recht erkunden will, soll, wo Wüsten und Räuber es ihm nicht verbieten, nimmer anders pilgern. Wer in Kutschen mit Vieren dahergefahren kommt, schließt den Leuten den Mund oder öffnet ihn nur dem Lügner und Schmeichler; dem Fußgänger aber gehört die Welt, er ist des Bauers und Bürgers Gleicher, und jeder steht ihm Rede und gewinnt ihm Rede ab, und so wird ihm auch die Lust, durch die Gefühle und Gedanken der Menschen frei durchzuspazieren." Er wanderte denn durch die Wetterau, Hessen und Westfalen lustig hin. Er besah sich den Teutoburger Wald, in welchem einst Hermann die Römer geschlagen, er freute sich an der Porta Westfalica, wo die Weser sich durch schöne Berge Bahn bricht, in Bückeburg ruhte er ein paar Tage bei dem Doktor Faust, nicht dem alten, geheimnisvollen, von welchem die deutsche Volkssage wunderliche Dinge zu erzählen weiß, sondern bei dem biedern Arzt, dem Volks- und Kinderfreund, der für des Volkes und der Kinder Gesundheit durch einen Gesundheitskatechismus gewirkt hat und die Leute mit der Schutzpockenimpfung aussöhnte durch Brätzeln, die er zur Erinnerung an die Einführung der Impfung alljährlich unter einen jubelnden Kinderhaufen verteilte.

Er kam nach Berlin und blieb da den Herbst und Winter bis zum Frühling 1815. Preußen sah er jetzt als seine Heimat an. In einer deutschen Provinz, unter schwedischem Zepter geboren, hatte er immer für ganz Deutschland seine Stimme erhoben. „Das ganze Deutschland soll es sein",

das war dieſer Stimme Klang immer geweſen. Aber irgendwo in Deutſchland mußte er doch ſeine beſondere Heimat haben, feſtgewurzelt ſein, wenn er nicht unſtät und irre umherflattern ſollte. Als Preußen, der Staat, welcher unter Friedrich dem Großen der ganzen Welt trotzen durfte, nach der Schlacht bei Jena ſo ſchrecklich zuſammenbrach, da fing Arndt an, eine rechte Liebe zu ihm zu ſpüren, wie man einen liebt, der die Kraft zu Großem und Hohem in ſich trägt, aber vorübergehend einem widrigen Geſchicke erliegt. Als aber dies Preußen ſich erhob, als Arndt in Königsberg ſah, wie das neue Preußen in Landſturm und Landwehr ſich rüſtete, als er den Löwenmut auch in den unglücklichen Schlachten des Frühjahres 1813 erkannte, als er dann Blücher an der Katzbach, Bülow bei Dennewitz, York bei Wartenburg ſiegen ſah, als er merkte, wie viel bei Leipzig die Preußen gethan und wie ſie es waren, welche nach Paris ſtürmten, da ward er mit ganzem Herzen ein Preuße, da ward ihm der preußiſche Staat der feſte Punkt, von welchem er hinfort für das ganze Deutſchland zu wirken gedachte. Und mit den Augen eines Preußen, mit dem Stolze eines Angehörigen des Preußenvolks, das am meiſten zur Befreiung Deutſchlands beigetragen, ſah er denn auch die Verhandlungen des Wiener Kongreſſes an. Ach, da haben abermals die Federn verdorben, was die Schwerter gut gemacht — da gab's ein Streiten und Zerren um die Länder, ein Umſchleichen und Überliſten, daß einem deutſchen Mann das Herz wohl unmutig werden konnte. Wer weiß, was noch geſchehen wäre, hätte nicht der alte Gott ſeine Zuchtrute noch einmal losgelaſſen und die Streitenden wieder zuſammengetrieben. Plötzlich erſcholl die Kunde: Napoleon iſt wieder von Elba nach Paris gekommen! Die Herrſcher rüſteten wieder Krieg, die deutſchen Augen und Herzen waren wieder gen Weſten gerichtet. Und Arndt zog wieder dem Rheine zu. Dort war er den großen Ereigniſſen näher, dort hoffte er

auch endlich an der hohen Schule, die zu Bonn gegründet werden ſollte, ein feſtes Amt zu erhalten.

Zunächſt ging Arndt nach Aachen, um ſich das Kriegsgetümmel und die Bewegung in Belgien ein wenig in der Nähe zu betrachten. Von da fuhr er nach Lüttich, ſah und hörte dort einen ſeiner Helden wieder, den alten Blücher. Es war eine Geſchichte vorgefallen, die wie ein Meſſer durch das deutſche Herz ſchneidet. Auf dem Wiener Kongreß war Preußen durch einen Teil von Sachſen für gehabte Verluſte entſchädigt worden, und es ſollten nun die königlich ſächſiſchen Bataillone zwiſchen Sachſen und Preußen geteilt werden. Das gab einen Aufruhr, ein Haufe wollte den Palaſt Blüchers erſtürmen. Aber die Brüder der wild Erregten, auch ſächſiſche Soldaten, welche die Wache hatten, hielten Stand gegen ihre eigenen Kameraden, verteidigten die Thore aufs mannhafteſte, daß Blücher, Gneiſenau und die andern ſich davon machen konnten. O was wäre es für ein grauſiges Unglück geweſen, wenn dieſe Helden auf dem Zug gegen Napoleon von deutſchen Soldaten wären gemordet worden! Blücher verſammelte die Sachſen und Preußen und ſagte ihnen: „Nein, die Franzoſen ſollen ſich nicht freuen, daß ſie ihren Bonaparte wieder geholt, daß ſie hier vom Aufruhr der Deutſchen gegen ihren General gehört haben. Wir ſind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachſen und keine Preußen, wir ſind alle Deutſche, wollen Deutſche bleiben, und als Deutſche ſiegen oder ſterben. Ich habe es geſchworen, und ihr ſchwöret es mit mir, ich komme nur als Leiche oder als Sieger über den Rhein zurück.“ Gott ſei Dank, daß keine Uneinigkeit unter den deutſchen Stämmen ihn hinderte, als Sieger zurückzukommen. Zum Krieg und Sieg rüſtete ſich Deutſchland nun in jenen Gegenden. Als Arndt von Aachen nach Köln gezogen war, ſpürte er noch immer das Getümmel des Krieges. Er hatte nun ſeinen Sohn bei ſich. Als er einſt mit lieben Bekannten, die als

Freiwillige auf dem Wege zum preußiſchen Heer durch Köln kamen, am Ufer des Rheines wanderte, lief der vierzehnjährige Knabe, ſchlank und ſchön, mit langen, fliegenden, blonden Locken, faſt jungfräulichen Ausſehens, neben her und trug in Knabenluſt einem der Männer den ſchweren Säbel. Da liefen die alten und jungen Weiber zu ſeinem großen Ärger hinter ihm her und ſchrieen: „Wahrhaftig, es iſt ein Mädchen! ein hübſches Mädchen, und läuft mit den Huſaren?“ Andre riefen: „Das arme junge Blut! was will der ſchon mit im Krieg?“ — Arndt lebte dann den Sommer in Köln in lebendigem Verkehr mit allerlei deutſchen Männern, auch Stein kam ein paarmal und er durfte an ſeinem Tiſche ſich wieder erfriſchen an ſeinem unerlöſchlichen Mute.

Die Schlacht bei Waterloo war geſchlagen, Paris zum zweitenmal eingenommen, Napoleon auf die traurige Felſeninſel St. Helena feſtgebannt. Etwas beſſer ging's jetzt für die deutſche Ehre. Die Franzoſen mußten wenigſtens eine Entſchädigung bezahlen für die ungeheuren Kriegskoſten, die ſie verurſacht — aber was war das gegen die Erpreſſungen, die ſie ſo lange Jahre in Deutſchland gemacht! Sie mußten 150,000 Mann Soldaten etliche Jahre im Lande laſſen, ſie mußten die Kunſtſchätze, die ſie geraubt, zurückgeben, aber Elſaß und Lothringen, Straßburg und Metz blieben bei Frankreich! So lange Blücher allein in Paris war ohne die Monarchen, machte er den Pariſern tüchtig Angſt, wie ſie's verdienten. Die Brücke, die ſie nach der Schlacht, welche Preußen ins Unglück gebracht, die Jenabrücke nannten, drohte er in die Luft ſprengen zu laſſen. Die Leute jammerten, der Miniſter Talleyrand, ein Ausbund welſcher Pfiffigkeit und Treuloſigkeit, legte Fürſprache ein. Aber Blücher antwortete, es bleibe dabei und es wäre ihm ganz lieb, wenn ſich Talleyrand vorher auf die Brücke ſetzte und mit in die Luft flöge. Wie die Monarchen kamen, ward die Brücke erhalten und nur ihr

Name mußte geändert werden. Nun gingen wieder die Künste und Listen an, in welchen die Franzosen so oft den Deutschen voran gewesen. Preußen stand zuletzt ganz allein, es mußte wie die andern wollten. Abermals war das Werk nur halb gethan; die Franzosen waren nicht hinlänglich geschwächt worden, und so hatte Europa bis vor kurzem keine Ruhe durch dies Volk.

Arndt blieb den Herbst 1815 und den darauf folgenden Winter in Köln. Er gab eine Zeitschrift heraus: „Der Wächter". Er wollte am Rhein Wache halten, daß der französische Einfluß nicht wieder schwäche. Im Frühling 1816 brachte er seinen Sohn aufs Gymnasium zu Düsseldorf; dann ergriff er wieder den Wanderstab und zog den Rhein hinauf bis Mainz und über Frankfurt und Kassel nach Berlin. Von da besuchte er seine liebe Rügensche und Pommersche Heimat, hielt sich auch eine Zeit lang in Dänemark auf. Im Herbst und Winter packte er seine Sachen, die in der Heimat geblieben waren, um ganz an den Rhein zu ziehen. In einem Briefe an Charlotte von Kathen dankt er, auf sein Leben zurückblickend, für die Liebe Gottes und der Menschen. „Ihm kann ich auch nie genug danken für alle Gnade, die er von Kind auf an mir gethan hat, und am wenigsten für die Gnade, daß er mich in manchen Verirrungen eines unruhvollen und mit und wider Willen umhergeworfenen Lebens, nie seiner Liebe entfremdet hat, ja, daß er diese unerschöpfliche Liebe gerade dann in den hellsten Strahlen der Barmherzigkeit auf mich geschossen hat, wo es in mir und um mich am dunkelsten war. Und dann die Freundschaft und die Liebe so vieler Frauen und guter Seelen — wenn ein Fünkchen des Besseren in mir glimmt, so muß es durch ihren milden und warmen Hauch doch wohl zuweilen zu einem Flämmchen angeblasen werden. Das erkenne ich mit Demut und darum bete ich mit Demut, und auch du, liebende Seele,

werde nie müde für mich zu beten. Im Frühling 1817 lebte er in Berlin. Dort war ihm ein neues Glück aufgegangen. Er gewann die Halbschwester eines der besten deutschen Männer, Schleiermachers, die seit Jahren in des Bruders Haus gelebt und mit ihm alles Leid und alles Glück des Vaterlandes durchgemacht hatte, zum Weibe: Nanna Marie Schleiermacher. Am Tag vor der Hochzeit begrüßten ihn die Berliner Turner, den Turnvater Jahn an der Spitze, und überreichten ihm einen silbernen Becher mit Immergrün und Eichenlaub und der Inschrift aus Arndts Bundeslied:

Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
Es sei gehalten und geglaubt.

Noch im Herbste 1817 zog Arndt mit seiner Frau nach Bonn. Hier, wo nun eine hohe Schule aufblühte, siedelte er sich an, baute sich ein Haus dicht am Rhein, mit der Aussicht auf die Herrlichkeit des Siebengebirges.

Das sind die Wanderungen, die Arndt gemacht, in den Jahren des Sieges und der Siegsfreude. Jeder, der den Mann aus seinem früheren Leben kennt, wird sich denken, daß er nicht bloß wanderte, sondern daß er auf der Wanderung seine alte deutsche Stimme hören und sie in Flugschriften über ganz Deutschland hinschallen ließ. Nur einiges soll erwähnt werden. Noch in Frankfurt hat er „über künftige ständische Verfassungen" auf Anregen Steins geschrieben, um dem deutschen Volke, wenn es nun von der französischen Herrschaft befreit wäre, zu zeigen, wie es in sich ein tüchtiges, freies, sicheres Leben schaffen müsse. Er weist in dem Büchlein nach, daß in Deutschland, so lang es in seiner eigenen Art, in seinem eigenen Geiste gelebt, immer die Stände den Fürsten beratend zurseite gestanden, daß der deutsche Mann in den besten Zeiten immer ein Wort in seinen Angelegen-

heiten mitgeredet habe, daß erſt durch die Franzoſerei dieſe gute alte Ordnung abgekommen ſei. Nun aber müſſe ſie erneuert werden in allen deutſchen Landen. Aber nicht allein ſuchte er auf die Geſetzgebung zu wirken, ſondern auch auf das, was mächtiger iſt als das Geſetz, weil es nicht von außen an den Menſchen kommt mit einem: du ſollſt! ſondern weil es in Saft und Blut ſchon eingeheilt iſt: die Sitte. Ein köſtlich Wort iſt es, das er „über Sitte, Mode und Kleidertracht“ geſchrieben. Da erklärt er dem franzöſiſchen Weſen den Krieg, wie es ſich in die kleinſten Verhältniſſe und Gewohnheiten des geſelligen und häuslichen Lebens eingeniſtet hat, dem Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, der franzöſiſchen Mode in der Kleidertracht. Er will, daß die Deutſchen deutſch reden und deutſch ſich tragen. Er ruft ins Gedächtnis zurück das Wort eines trefflichen deutſchen Mannes zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, Moſcheroſchs: „Habt ihr Deutſchen nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völkern ihr euch in Kleidung alſo gleich ſtellet und ſie nachäffet, daß dieſelben dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken und zur Dienſtbarkeit zwingen werden?“ Und ſeine Weisſagung: „Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wenn das deutſche Reich ſoll zu Grunde gehen: dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten, und der Welſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen, und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache ſie ſich ſo gekitzelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprache wieder ihr Maß ſetze, ſie durch gelehrte Leute aufbringe und die welſchenden Stümpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir hierzu erwählet? treibe ihn, auf daß dies

Werk einen ſeligen Fortgang habe!“ Und damit die künftigen Geſchlechter nicht vergäßen die großen Thaten Gottes, die zu unſerer Befreiung geſchehen ſind, ſchrieb er ein Wort „über die Feier der Leipziger Schlacht.“ Ach, die Feier des 18. Oktobers, der verdient neben dem 31. Oktober allezeit ein Sieges- und Ehrentag zu ſein, hat nicht lange Jahre gedauert. Die Freudenfeuer, die in den erſten Jahren von allen Bergen leuchteten, ſind erloſchen, immer weniger erfuhr die nachwachſende Jugend von dem Krieg und Sieg jener Zeit und die Lieder, welche davon ſingen, wurden leider immer leiſer. Und doch — wie hat die Zeit gelehrt, daß Deutſchland wachen muß gegen Frankreich, daß ein ſchlafendes Deutſchland immerdar in Gefahr iſt, von dem franzöſiſchen Hahn aufgekrähet zu werden. Gott ſei Dank, daß er uns bei der Abrechnung, zu welcher franzöſiſcher Übermut gedrängt, mit Sieg beigeſtanden. Aber die Erinnerungen von 1813, 1814, 1815, müſſen noch immer zur Einheit und Größe des Vaterlandes fortwirken. Wir müſſen das kräftigſte Mittel, dieſe Erinnerung zu beleben, nun in einem eigenen Kapitel kennen lernen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Meiſter unter den vaterländiſchen Sängern.

Die Völker bewahren ihre Thaten in ihren Liedern. Von Anfang an iſt das deutſche Volk ein überaus geſangsfröhliches Volk geweſen, von Gott mit einem Gemüt begabt, in welchem alles Tiefſte und Höchſte anklingt und mit einem Munde, der es in Wort und Weiſe friſch und frei, ſinnig und gewaltig ausſingen kann. Die Deutſchen können das

Singen nicht laſſen, und wenn ſie's einmal ließen, wär' es ein Zeichen der größten Entartung. Die deutſche Mutter ſingt ihr Kind in den Schlaf mit den ſüßeſten Weiſen und der deutſche Vater entzückt des Knaben Herz, wenn er ihn auf dem Kniee oder der Schulter reitet, mit luſtigen und herzhaften Klängen. Wo ein Brautkranz gewunden wird, da ſingen die Jungfrauen von Liebesglück und Liebesleid, und wenn die Totenkränze auf den Sarg gelegt werden, da ſchallen die frommen Sterbegeſänge noch überall, wo die Geiſtloſigkeit der Geiſtlichen oder die Glaubensloſigkeit der Gemeinde nicht etwa den Mund hat verſtummen laſſen. Wie wiegen ſich doch die Gefühle der jungen Herzen auf den Wellen volksmäßigen Geſangs, wenn Burſche und Mädchen an Feiertagen und Feierabenden ums Dorf ziehen oder unter der Linde ſitzen! Die Jünglinge, die ins Regiment berufen werden, ziehen aus mit den immer wieder geſungenen Soldatenliedern von Scheiden und Meiden, von Mut und Ehre. Wenn die Jugend auf den hohen Schulen zum Feſt ſich ſammelt, dann rauſcht's mit Liedesflügeln durch den Saal, und wo deutſche Männer in Ernſt und Freude ſich ſcharen, da löſt ſich das gemeinſame Gefühl der Bruſt im Geſang und ſchwingt ſich empor. So war's immer im deutſchen Volke. So weit hinauf das Gedächtnis der deutſchen Geſchichte reicht, weiß ſie zu erzählen, daß die deutſchen ihre mächtigſten Empfindungen, ihre ſtolzeſten Thaten im Geſange bewahrt haben. Aus der älteſten Zeit geht die Kunde von ſtarken Liedesklängen, die ſie mit dem Klange aneinander geſchlagener Waffen begleiteten. Als das Evangelium ein neues Leben im Volke erweckte, offenbarte ſich dieſes in neuen Liedern. Mit derſelben Luſt, mit der ſie einſt ihre alten Kriegshelden geprieſen hatten, prieſen ſie jetzt den Helden aus Galiläaland, das Friedekind Gottes. In der ruhmreichſten Zeit unſeres Volks, als die deutſchen Kaiſer ein deutſches Reich gegründet und befeſtigt hatten, welches

der Welt gebot, ward die Erinnerung an die uralte Zeit der Völkerwanderung wach und die alten Sagen wurden zu Heldengesängen ausgeprägt, deren wir noch jetzt die schönsten in dem Lied von den Nibelungen und von der Gudrun haben. Bis in seine tiefsten Gründe bewegt wurde das deutsche Volk, als Martin Luther zum Kampf gegen Rom aufrief durch die Predigt von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu. Darum tönen aus jener Zeit mächtige Lieder zu uns herauf, welche noch heute in unsern Kirchen und auf unsern großen Volksversammlungen, wenn ein heiliger und ernster Sinn sie durchdringt, mit Begeisterung gesungen werden. Der Liederstrom, den Luther geöffnet, hat zwei Jahrhunderte volle Wogen gehabt, und hat sich in unsere Kirchengesangbücher ergossen, wo nicht eine falsche Aufklärung des Unglaubens und Halbglaubens ihn abgedämmt hat, und er rauscht allsonntäglich in allen Kirchen, die den schönsten Schmuck alter und neuer Zeit noch haben, eine Kopf an Kopf gedrängte Christengemeine. Wie die Reformationszeit war die Zeit der Befreiungskriege eine solche, in welcher das gesammte deutsche Volk eine mächtige Geistesbewegung erfuhr, und darum tönt aus ihr ein voller Gesang zu Ehren Gottes, des Heilands, und zu Ehren der Helden, die uns befreit haben, auch zum Spott der Dränger, welche Gott zuletzt mit seinem starken Arm zerschmettert hat. Solange Napoleon mit eisernem Zepter über Deutschland regierte, war alle Freude hin, ein rechtes vaterländisches Lied ward kaum gehört, es sei denn in dem Tone des Psalms: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind, denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein: Lieber, singet uns ein Lied von Zion. Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande? Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.“ (Ps. 139.) Als aber Gott das Volk mit dem Odem

der Freiheit anhauchte, da klangen die Lieder, ſie haben die Schlafenden aufgerüttelt, und ſind eine Macht geworden gegen den Feind, ſtärker als Stahl und Eiſen. Da war's, als ob der lang verhaltene Strom des Geſangs aus tauſend Schleuſen hervorbräche. In allen Weiſen und Tönen machte das Volk ſeinem Herzen Luft. Komödien wurden gedichtet von Napoleons ſchimpflichem Rückzug aus Rußland, von ſeines Bruders Hieronymus, Abzug aus Kaſſel. Spottlieder wurden auf den Gaſſen geſungen über Bonaparte und ſeine Marſchälle. Ehrenlieder ſchallten zum Ruhm der deutſchen Feldherren. Sinngedichte wurden geſpitzt, die wie Pfeil den Feind trafen und die Schlechten im eignen Volk. Und vor allem Lob- und Danklieder im alten Kirchenton erſchallten, den Gott zu preiſen, der die Gefangenſchaft gewendet, und in Reue und Buße wandten ſich die Herzen wieder zu dem hin, den ſie lange vergeſſen hatten, dem Mann der Schmerzen und der Freuden, der auf Golgatha geblutet und nun ſitzet zur Rechten Gottes. Es könnte einer fragen: was ſoll dieſe Betrachtung über den Reichtum des deutſchen Geſangs im Leben Arndts? Darum ſteht ſie hier, weil Arndt alle Klänge und Weiſen des deutſchen Liedes in ſeinem Geſang vereinigt hat. Er hat ſüße Lieder der Liebe, fröhliche Lieder jugendlichen Lebens angeſtimmt, er hat den Studenten für ihre Verſammlungen, den Soldaten für ihre Märſche Sang und Klang gegeben, etliche ſeiner geiſtlichen Lieder werden im evangeliſchen Gemeindegottesdienſt geſungen, und durch ganz Deutſchland ſchallen die ſtarken Klänge der vaterländiſchen Lieder, die er in der Zeit der Befreiungskriege gedichtet. Aus allen Namen der vaterländiſchen Sänger jener Tage klingen vier mit hellſtem Klang: Körner, Schenkendorf, Rückert, Arndt — Arndt aber iſt der größeſte unter ihnen.

Die Glut und Flamme der kriegeriſchen Begeiſterung, welche in den beſten deutſchen Streitern des Jahres 1813

waltete, giebt ſich am meiſten in Körners Liedern zu erkennen. Er dichtete mehr als die andern mitten im Kriegsgetümmel. Im Lager erſannen wohl auch Schenkendorf und Arndt ihre Lieder, Körner aber, wenn er nachts Wache ſtand, wenn er morgens ausritt zum Gefechte und wenn er verwundet im Walde lag. Und ſein kriegeriſches Feuer ward durch den Atem der Jugend in ihm noch beſonders angefacht. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als er von der Braut ſich losriß, als er von den Eltern ſich ſegnen ließ, als er der Schweſter Gebet mitnahm in den Kampf für die Freiheit, und ehe er dreiundzwanzig geworden, hatten ihn ſeine Kampfgenoſſen unter der Eiche in Mecklenburg begraben. Seine Lieder haben den kecken Wurf eines jugendlichen Reiters, in welchem die Flamme der Vaterlandsliebe ſo heiß brennt, daß er das ſüßeſte Glück für die Freiheit hingiebt, es durchdringt ſie der feſte Glaube, daß Gott die Feinde zum Spott machen werde, aber auch die weiche, tröſtende Liebe zu den Geliebten, die er verlaſſen, und die Ahnung eines frühen Todes für das Vaterland. Das giebt ihnen etwas überaus Hinreißendes und Rührendes, Gewaltiges und Zartes, das flößt dem, der ſie ſingt heiligen Schauer durch die Seele. Was für ein Geiſt iſt in den Liedern: „Friſch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!“ „Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus“, „Ahnungsgrauend, todesmutig“, „Vater, ich rufe dich!“ „Herz, laß dich nicht zerſpalten“, „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?“ „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!“ „Schlacht, du brichſt an!“ „Du Schwert an meiner Linken.“ Dieſe Lieder muß man nicht leſen, ſondern ſingen und am beſten in Gemeinſchaft mit Gleichgeſinnten ſingen, wenn man die Stimmung nachfühlen will, welche im Frühling und Sommer 1813 in Landſturm und Landwehr geherrſcht hat, ehe der Leipziger Sieg erfochten ward. Denn von ihm hat Körner nur im andern Leben gehört.

Anders klingt das Lied des Max von Schenkendorf. Er ist der ritterlichste unter den Sängern, er stammt aus dem fernen Preußenlande, in welchem einst die deutschen Ritter das Kreuz Christi aufgepflanzt, in welchem zu Anfang dieses Jahres 1813 die alten Rittergeschlechter sich an die Spitze des Volkes stellten, um Landsturm und Landwehr aufzurufen gegen den Feind. Er hat sich tief in die Zeiten versenkt, da unter dem deutschen Kaiser die deutschen Ritter für deutsche Ehre gestritten haben, und nach einer solchen Zeit sehnt er sich. Keiner hat soviel wie er vom Kaiser und vom Reich gesungen. Aber nicht, als ob er wie ein übermütiger Ritter über die andern Stände sich erhübe. Er preist Gelehrte, Bürger und Bauern, daß sie alle sich geeinigt haben, um das Vaterland zu befreien. Ja, er singt: „O Bauernstand, o Bauernstand, du liebster mir von allen.“ Nichts Übermütiges ist in ihm, sondern eine innige, tiefe, zarte Frömmigkeit, denn er hat von allen, die mit ihm gesungen haben, am innigsten den Heiland ins Herz geschlossen und darum beugt er sich auch gerne in Demut mit seinem ganzem Volke um der Sünden willen, die es gethan. „Wir haben alle schwer gesündigt,“ hebt eines seiner besten Lieder an. Durch alle geht ein Ton, in welchem das Evangelium und das deutsche Volkstum, die Liebe zum Heiland und die Sehnsucht nach Kaiser und Reich, die Freude des freien Gotteskindes und der Eifer um die Freiheit von den Franzosenketten eins geworden ist. Es ist der mildeste, kindlich frömmste unter den Sängern. Wie fromme Lieder hat er während der Jahre 1813 und 1814 als Gebete zum Himmel gesandt, und als die Freiheit aufgegangen war, wie hat er Gott dafür gepriesen! „Die Feuer sind entglommen,“ „Wie lieblich klang das Heergebot,“ „In dem wilden Kriegestanze,“ „Erhebt euch von der Erde,“ „Herr Gott, dich loben wir,“ „Freiheit, die ich meine,“ „Wie mir deine Freuden winken,“ „Wenn alle untreu werden,“ das

Lied von den deutschen Städten und so manches Lied auf die Helden jener Zeit sollen unvergessen bleiben.

Wieder ein ganz anderer ist Friedrich Rückert. Er ist ein Dichter von solchem Reichtum, daß er zehn arme ordentlich ausstatten könnte, und behielte doch noch für sich etwas Tüchtiges zurück. Er hat zugleich die Gabe der deutschen Sprache alle Weisen anderer Völker anzupassen, wenn's ihm beliebt, und doch deutsch zu bleiben. Die Revolution, die in Napoleon Fleisch geworden ist, hat er in einer Komödie, wie sie die alten Griechen aufzuführen pflegten, aufs furchtbarste gegeißelt. In sogenannten Klinggedichten, in welchen die Dichter sonst nur weiche Gefühle und fein ausgespitzte Gedanken auszusprechen pflegten, geht er, wie in einer gewaltigen Waffenrüstung, dem Feinde entgegen, weswegen er sie „geharnischte" nennt. Er dringt mit schärfstem Verstande in die Lage der Dinge ein, deckt die Schäden schonungslos auf, stößt die Säumigen mächtig voran, und wenn der Sieg kommt, bricht er in hellem Jubel aus. Man liest seine geharnischten Sonette, seine kriegerischen Spott- und Ehrenlieder mit Lust, mit Segen; denn, wie sie von der echtesten Vaterlandsliebe eingegeben sind, so regen sie dieselbe immer aufs neue auf. Aber zum Singen, zumal für das Volk, sind sie fast zu reich an Gedanken, zu witzig, zu scharf, oder durchbrechen im Überschwang des Jubels zu mächtig die Schranken des Liedes. Darum sind auch Rückerts Lieder am wenigsten unter dem Volke bekannt geworden.

Was für Ehre bleibt aber, nachdem wir die anderen gepriesen, für Arndt übrig? Ehre genug! Aus ihm spricht am meisten das Gemeingefühl des gesammten deutschen Volkes, er trifft am besten den deutschen Volkston. Es hat seine Frucht getragen zu seines Volkes Heil, daß seine Mutter, die Bauerntochter, ihn früh die alten Kirchenlieder gelehrt, daß sein Oheim, der unter Friedrich

dem Großen gedient, ihm die Soldatenlieder aus dem ſiebenjährigen Kriege vorgeſungen, daß er mit braven Knechten einen herzlichen Umgang gehabt, die ihn in die Weiſe des Volks eingeführt haben. Arndt litt auch eine Weile an der Krankheit ſeiner Zeit und ſpielte in ſeinen Gedichten, die er ſonſt verfaßt, mit griechiſchen Göttern und Göttinnen, mit ſeltſamen Träumen und Gefühlen. Wie aber die große Zeit anbrach, in welcher das deutſche Volk das fremde Joch abwerfen ſollte, da warf er auch in Gedicht und Lied das Fremdländiſche ab, und die ſtarke, friſche, lebendige, fröhliche Art des deutſchen Volksliedes ward in ihm wieder wach. Wie er Lieder gedichtet im Kirchenton, davon wird ſpäter die Rede ſein, hier handelt ſich's um das Vaterländiſche.

Wollte Arndt die Deutſchen zur Befreiung ihres Vaterlandes aufwecken, ſo mußte er vor allem ihnen Lieder geben, in welchen dieſes Vaterlandes Herrlichkeit beſungen wird. Das hat er gethan und obenan ſteht das Lied „des Deutſchen Vaterland“ aus dem Ruhmesjahre 1813. Da fragt er: was iſt des Deutſchen Vaterland? Denn unter der Herrſchaft Napoleons, der Deutſchland in Stücke geriſſen, hatten es viele vergeſſen. Und er antwortet: nicht ein deutſches Land für ſich allein, auch nicht mehrere deutſche Länder im Verein, ſondern alle deutſchen Länder, das ganze Deutſchland ſoll es ſein! „Soweit die deutſche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt,“ iſt des Deutſchen Vaterland. „Wo Eide ſchwört der Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen ſitzt“ — das ſoll es ſein, das ganze Deutſchland ſoll es ſein! Und wie er den Deutſchen zeigt, wie groß ihr Vaterland iſt, wie weit ſeine Grenzen reichen, ſo zeigt er ihnen auch die innerliche Kraft und Tugend, worauf ſeine wahre Größe beruht. Das iſt die Treue, die Redlichkeit, der Glaube, der Mut, die Liebe zur Freiheit. Er ruft ſeinen Deutſchen zu:

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ſind dir zu fein,
Schlecht gerät dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
26 MAR 1953
OF OXFORD
LIBRARY

Mit ſolcher Wehr ausgeſtattet, will Arndt den deutſchen Mann ſehen. „Wer iſt ein Mann?“ fragt er im Jahr 1813 und antwortet: der beten kann, der glauben kann, der lieben kann, der ſtreiten kann, der ſterben kann.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab, bis in das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück und Sieg!

Das war ſein feſter Glaube, daß es Gottes Sache ſei, die gegen die Franzoſen ausgekämpft werden ſollte. Wie Körner ausgerufen hatte: „es iſt ein Kreuzzug, iſt ein heiliger Krieg!“ wie Schenkendorf geſungen hatte: „ich zieh ins Feld für meinen Glauben!“ wie Rückert als den erſten der Bundesgenoſſen in dieſem Kriege genannt „den Herrn mit dem himmliſchen Heere, mit dem blitzenden Speere, den donnernden Roſſen“, ſo iſt Arndt gewiß, daß Deutſchlands Kampf gegen

Frankreich ein Kampf ist des Rechts gegen das Unrecht, der Freiheit gegen die Knechtschaft, der Wahrheit gegen die Lüge, der Tugend gegen die Weichlichkeit, des Glaubens gegen den Unglauben, Gottes gegen den Satan. Und darum schaut er zu den Bergen auf, von welchen die Hilfe kommt, zu den Himmelshöhen, aus welchen der lebendige Gott seine Streitkräfte sendet, und will, daß die Heere mit Gott in den Streit gehen. Schon seinem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" hatte er Lieder angefügt im Kirchenton, welche die Krieger vorm Auszug singen sollen. Und betend sieht er auf den Jüngling, der das Schwert zum heiligen Kampfe sich umgürtet. „Betet Männer! — denn ein Jüngling kniet — daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!" ruft er der Gemeinde zu, die zugegen ist. Und weil er weiß, daß es Gottes Sache ist, die es gilt, daß es Gottes Rache ist, die nun genommen werden soll, darum scheut er sich nicht zur Rache zu rufen. Das klingt nicht neutestamentlich, das klingt alttestamentlich. Aber Gott sei's geklagt, daß ein arger Tyrann die Welt aus dem Frieden des neuen Testaments aufgestört, daß er das Wort gegen sich aufgerufen: ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Wie Israel unter Gottes Banner die Midianiter schlagen und vertilgen mußte, so galt es nun, die Franzosen zu schlagen und zu vertilgen, damit Christi Reich neu aufgebaut werden könne. Es war kein fleischlicher Zorn, es war der heilige Zorn über die Gefährdung der höchsten Güter, es war der Zorn der Liebe, der in Arndt brannte, wenn er in gewaltigen Liedern ausrief: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!"

O Deutschland, heil'ges Vaterland,
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs neue:

Dem Buben und dem Knecht die Acht,
Der füttre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Und die Hermannsſchlacht der neuen Zeit, in welcher der welſche Tyrann endlich zu Grunde gerichtet ward, die Schlacht bei Leipzig, wird er nicht müde zu ſingen und zu feiern. Wenn ihr Tag wiederkehrte im Laufe der Zeiten, immer war Herz und Mut nach dem großen hingewendet, was Gott uns durch dieſe Schlacht gegeben. — Die Thaten, die Gott durch das deutſche Volk ausgerichtet, bewahrt Arndt in Liedern für alle Zeiten. Und weil immer aus der Menge des tapferen Heeres einzelne Heldengeſtalten hervorleuchten, ſo ſingt er Heldenlieder auf die Beſten, die wir in jener Zeit hatten. O wenn doch in allen deutſchen Schulen dieſe Heldenlieder auswendig gelernt uud geſungen würden, wenn doch überall unter der Jugend Männer ſtünden, in denen der Geiſt der Geſchichte lebendig wäre und welche dem heranwachſenden Geſchlechte die Lieder deuteten durch Erzählung deſſen, was die Helden verrichtet! Welche lichte Bilder wären dann in den jungen Herzen! Vom Schill ſingt Arndt ein Lied in der Weiſe des Volksliedes: „Es zogen drei Reiter zum Thore hinaus.“ Der mutige Mann, der die Zeit nicht erwarten konnte, bis ſein König zum Kampfe gegen Napoleon aufrief, der auf eigne Gefahr Berlin verließ, den Krieg zu beginnen, in der Hoffnung, ganz Deutſchland würde brennen, wenn an einem Punkte das Feuer einmal angezündet würde, wird uns vorgeführt, wie er kämpft und wie er ſtirbt. Dörnberg, der in derſelben Zeit Heſſen von Hieronymus Bonaparte befreien wollte, wird in einem köſtlichen Liede verherrlicht und willkommen geheißen, da er aus England im Jahr 1813 zurückkommt, um ſeinen Mut und ſein Geſchick der deutſchen Sache zu leihen. Manchem deutſchen Jüngling, der

frühe den Heldentod gefunden, wird ein ehrenvolles Gedächtnis gesichert, indem Arndt im Liede ihn preist. Vor allen aber die Großen, die er ganz besonders seine Helden nennt, die wir schon früher genannt haben, wie lebendig stehn sie uns vor der Seele durch Arndts Preis! Scharnhorst. der Waffenschmied deutscher Freiheit, der Stille, Sinnende, Redliche, Unbeugsame, den Gott zum Boten erlesen, um den früher Heimgegangenen Kunde zu bringen, daß Deutschland aufgewacht sei! Gneisenau — wie lustig klingt das Lied von ihm, wie er Kolberg geschützt gegen die Franzosen, wie ein tapferer Bräutigam die Braut, wie herzlich klingt der Gruß: „Komm nun zurück aus Engelland! Komm, laß dein Spiel erklingen, komm, laß die Welschen springen, wie du sie springen ließest auf Kolbergs grüner Au!“ Der alte Blücher — so frisch blüht sein Alter wie greisender Wein im Lied vom Feldmarschall! Ach, es ist weit gekommen mit der deutschen Schlaffheit, wo diese Lieder nicht mehr gesungen werden. Wie will ein Volk große Thaten thun, wenn es die Großthaten der Väter vergißt? In den Liedern bewahren die Völker ihre Thaten. Darum soll, wo deutsche Männer und Jünglinge zusammen sind, aus den Befreiungskriegen ein heller Ton sich erschwingen.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel.

Fünfzehntes Kapitel.

Geiſt der Zeit. Vierter Teil.

Arndt wohnte nun am linken Ufer des ſchönen Rheinſtromes, Gott hatte ihm ein tapferes Weib beſchert, eine liebliche Häuslichkeit blühte ihm nach ſo vielem Umherwandern wieder auf. Im Jahr 1818 mit Errichtung der hohen Schule in Bonn ward ihm, als Profeſſor der Geſchichte, eine ſchöne Thätigkeit und Wirkſamkeit auf die Jugend eröffnet, man freut ſich recht des Glückes, das ihm wieder aufgeht. Aber, wie er ſelbſt ſagt, es ſchien bald, als habe es ihm nur eine letzte Gunſt erweiſen wollen, um dann von ihm Abſchied zu nehmen. Zuerſt traf ihn der harte Schlag, daß er gute Zweidrittel ſeiner Bücherſammlung verlor, welche von Stralſund zur See nach Köln geſchickt waren. Sie waren, von Seewaſſer durchnäßt, faſt alle verfault, nebſt manchem, was er in den letzten zwanzig Jahren zu Papier gebracht hatte. Und durch ein Verſehen bei der Verſicherung geſchah es, daß er für dieſen empfindlichen Verluſt auch nicht die geringſte Entſchädigung erhielt. Doch war dies immer nur ein äußerlicher Verluſt. Ins innerſte Leben ſchnitt und zehrte an ihm, was ihm nach kurzer Thätigkeit an der Hochſchule widerfuhr: die Ungnade ſeines Königs, die Entfernung von ſeinem Amte, die Verwickelung in eine unleidliche Unterſuchung. Wer verſtehen will, daß ein Mann wie Arndt, der ſo viel für die Befreiung Deutſchlands und inſonderheit Preußens gewirkt, ein Mann von ſo reiner Vaterlandsliebe, von ſo treuer Hingebung an den König, ein ſolches Martertum beſtehen mußte, der muß ſich die Stimmung der Regierungen und die Stimmung des Volkes nach den deutſchen Befreiungskriegen vergegenwärtigen, der muß ſich des Verdachts erinnern, der damals vor allem auf die Profeſſoren und Studenten der deutſchen Hochſchulen

gefallen war. Darum möge der Leſer entſchuldigen, wenn auch hier zum Verſtändnis deſſen, was Arndt erleben mußte, einige bedeutſame Züge aus der Geſchichte Deutſchlands nach den Befreiungskriegen gegeben werden.

Im Kampfe gegen Napoleon hatten ſich die deutſchen Fürſten, der König von Preußen allen voran, an ihre Völker gewandt, weil die bitterſten Erfahrungen gelehrt hatten, daß die ſtehenden Heere die Befreiung nicht herbeiführen könnten, wenn nicht die ganze Volkskraft ihnen zurſeite ſtünde. Dabei waren dem deutſchen Volke Ausſichten eröffnet worden, daß nach Vertreibung des Feindes aus den deutſchen Gauen Deutſchland in neuer, herrlicher Geſtalt wiedererſtehen ſolle, zu einem Reiche vereinigt durch feſte Bande und im Innern frei durch ſtändiſche Verfaſſungen in allen einzelnen Ländern. Ewig denkwürdig, ein ergreifendes Schauſpiel, wie die Weltgeſchichte nur ſelten aufweiſt, war die Erhebung des Volkes unter den Fahnen ihrer angeſtammten Fürſten geweſen, die Opferwilligkeit, die Todesfreudigkeit, mit welcher es ſich zum Kampfe ſchickte. Napoleon ward zweimal geſtürzt, und die Sieger kehrten heim. Nun ſollte die innere Erneuerung des Volks durchgeführt werden, aber damit ging's langſam, es ſchien hie und da, als ob man faſt bereute, die Volkskraft aufgerufen zu haben, als ob man fürchtete, ſich in ihr nicht einen Bundesgenoſſen, ſondern einen Gegner geſchaffen zu haben. Die Regierungen wurden mißtrauiſch. Der ſchöne Aufſchwung, in welchem Fürſten und Völker das Größte geleiſtet, ſchien dahin. Aber das Volk hatte nicht Luſt, die Jahre 1813, 1814, 1815 ſo bald zu vergeſſen. Es wußte, wofür es gekämpft hatte und erneuerte immer die Erinnerung der Kämpfe wieder, als ob es damit mahnen wollte, daß auch die Hoffnungen jener Zeit erfüllt werden möchten. Namentlich war in der ſtudierenden Jugend der Geiſt der Befreiungskriege lebendig. Unter ihr waren viele, die gerne mitgezogen wären,

hätte sie nicht das zu jugendliche Alter zurückgehalten. Andre hatten sich im Kampfgetümmel das eiserne Kreuz, das schönste Ehrenzeichen der Tapferkeit, verdient. Eine solche Jugend mochte das Studentenleben, wie's früher gewesen war, nicht ferner führen. Jünglinge, die im Krieg für die Freiheit des Vaterlandes die größten Entbehrungen gelitten, mochten das alte Schlaraffenleben mit Faullenzen, Trinken, Buhlen nicht wieder anfangen. Die in den furchtbaren Schlachten mitgefochten, bei welchen es die Ehre Deutschlands galt, mußten das Duellieren um einer windigen Studentenehre willen verachten. Die dummen, schlechten, teils schmutzigen, teils weinerlichen Lieder, die früher gesungen worden, verstummten nun, und die herrlichen vaterländischen Lieder von Arndt, Schenkendorf, Körner, klangen bei den Studentenversammlungen. Es ging durch die Jugend ein deutscher und ein frommer Geist, sie sehnte sich, denselben in einer großen Gemeinschaft auszuprägen, welche die deutschen Studenten auf allen Hochschulen umfassen sollte.

Am 18. Juni 1816, dem Jahrestag der Schlacht bei Waterloo, hatte sich eine solche Studentengemeinschaft unter dem Namen der Burschenschaft in Jena gebildet. Die Burschen von Jena wollten nicht allein stehen und streckten ihre Hand nach ihren Brüdern aus. Im August 1817, im Jahre der dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation, ließen sie eine Einladung an die meisten deutschen Hochschulen ergehen zur Feier der Reformation und der Leipziger Schlacht, die beide in denselben Siegesmonat Oktober fallen, auf der Wartburg bei Eisenach. Es war eine deutsche und eine christliche Begeisterung zugleich, die aus der Einladung sprach, denn für den Sieg, der über den Papst erfochten war durch die Predigt des Evangeliums, wollten sie ebenso danken wie für den Sieg der deutschen Waffen über Napoleon. Die Wartburg eignete sich vorzüglich zu solcher Feier, nicht bloß weil sie in der

Mitte Deutschlands gelegen ist auf einer herrlichen Höhe des Thüringerwaldes, sondern vor allem, weil sich an sie Erinnerungen knüpfen an die glorreiche deutsche Kaiserzeit und weil auf ihr einst Martin Luther eine Zuflucht gefunden und in stiller Verborgenheit dem deutschen Volk die schönste Gabe gerüstet, die deutsche Bibel. Die Einladung fand vollen Wiederklang und am 18. Oktober waren 600 deutsche Jünglinge in Eisenach versammelt, die Blüte und Hoffnung des deutschen Volkes. In feierlichem Zuge unter der herzlichsten Teilnahme der Stadt und des umwohnenden Volkes zogen sie ernst und würdig zur Burg hinauf. In dem großen Saal derselben versammelten sie sich, nach einem stillen Gebete ward das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen. Dann hielt ein Student der Theologie, der das eiserne Kreuz sich in der Schlacht bei Waterloo erworben hatte, eine Ansprache, in welcher er der beiden Siege am 18. und 31. Oktober gedachte und seine Genossen zu christlicher und deutscher Tugend ermunterte, und schloß mit einem herzlichen Gebete. Hierauf folgte das Lied: „Nun danket alle Gott", ein Professor aus Jena hielt auf Ersuchen eine Ansprache, dann ward der Segen erfleht, und diese Feier geschlossen. Um 12 Uhr versammelte man sich wieder zu einem festlichen Mahle, nach demselben nahm man an dem Festgottesdienst in Eisenach teil, dann verkürzten Turnspiele auf dem Marktplatze die Zeit bis zur einbrechenden Dämmerung. Abends ward auf einem benachbarten Berge ein Siegesfeuer angezündet, eine Rede gehalten, gesungen, für die Armen gesammelt. Das war die Feier, wie sie vorher beschlossen worden war. Zuletzt aber hingen ihr einzelne Teilnehmer einen Flecken an durch einen tollen Studentenstreich: sie kamen mit einem Korbe voll Bücher oder wenigstens den Namen der Bücher, die als undeutsch, unfrei galten, und warfen sie mit Erinnerung an Luther, der die Bannbulle verbrannt, ins Feuer, dazu einen Schnürleib,

einen Haarzopf und einen Korporalstock. Am andern Tage versammelten sie sich nochmals auf der Wartburg, die allgemeine deutsche Burschenschaft zu besprechen, Rede und Gegenrede ward geführt, aber das Ganze schloß mit einem „Bruderbund der Eintracht", welcher durch den gemeinsamen Genuß des heiligen Abendmahls besiegelt ward.

Die Kunde von dieser Wartburgsfeier durchflog bald Deutschland und regte die Geister für und wider dieses Ereignis an. Unter den verbrannten Büchern war auch ein Kodex der Gendarmerie des geheimen Oberregierungsrats von Kamptz in Berlin. Dieser schrieb einen ungeziemenden Brief an den Großherzog von Weimar, in welchem er nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren, die dabei waren, ja gewissermaßen den Großherzog selbst anklagte und die Verbrennung der Bücher, die einigen tollen Köpfen zur Last fiel, der ganzen Versammlung aufhalste. Es stellte sich aber durch die amtliche Untersuchung heraus, daß die Feier selbst nichts Strafwürdiges an sich hatte, ja daß die studierende Jugend durch dieselbe einen Beweis ernster, sittlicher und frommer Gesinnung gegeben. Sogar die österreichische und preußische Regierung, die sich bei der weimarschen genau erkundigte, ward durch die Darstellung der Sache, die ihnen gegeben ward, befriedigt. So war denn der erste Sturm, welcher der aufkeimenden deutschen Studentengemeinschaft drohte, vorübergegangen.

Im Jahr darauf, wieder am 18. Oktober, versammelten sich Abgeordnete von zwölf hohen Schulen in Jena und gründeten die allgemeine deutsche Burschenschaft. Die Hauptsache dabei war, daß in derselben die greulichen Mißbräuche des früheren Studentenlebens abgeschafft wurden und als Ziel hingestellt ward: „christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes". Es schien alles gut

zu gehen, der Segen dieser neuen Gemeinschaft für die Sittlichkeit und die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend war außerordentlich — da kam plötzlich ein furchtbares Ereignis dazwischen, das den Unsegen brachte.

Karl Ludwig Sand, ein Mitglied der Burschenschaft und Teilnehmer an der Wartburgsfeier, war ein Jüngling von edlen Gaben, aber von Kind auf stritten um ihn entgegengesetzte Mächte: die Demut, welche das Christentum gebietet und die hohe Meinung, die das sündige Herz dem Menschen gerne beibringt, daß er etwas Außerordentliches in der Welt auszuführen bestimmt sei. Das sündige Herz gewann den Sieg. Es brachte ihn, durch Einreden eines verführerischen Geistes, zu der wahnsinnigen Vorstellung, ein Herr von Kotzebue, der die deutsche Gesinnung durch seine Schriften vielfältig beleidigt hatte, sei schuld daran, daß die Hoffnungen, die man hegte, nicht erfüllt würden. Er faßte in aller Ruhe und Verschwiegenheit den hölliſchen Gedanken, den verhaßten Mann zu ermorden. Er sah das als die That an, für welche er sich im Dienste des Vaterlandes hinzuopfern habe, und er führte sie aus am 23. März 1819. Das machte einen furchtbaren Eindruck. Die Gegner der Burschenschaft verbreiteten die Meinung, die scheußliche That gehe von der Burschenschaft aus, es sei noch auf die Ermordung andrer abgesehen. Die deutschen Regierungen unterdrückten die Burschenschaft, stellten Professoren und Studenten unter die strengste Aufsicht, Untersuchungen wurden angestellt, — kurz, in das Leben der Hochschulen war ein Sturm gefahren, der die jungen Keime knickte, der manche Triebe zurückdrängte, bis sie, an der gesunden Äußerung gehindert, krankhaft wieder hervorbrachen.

Und gerade in diese Tage fällt das Erscheinen von Arndts viertem Teile des Geistes der Zeit, einem Buche, das ihm zu einem traurigen Verhängnis geworden ist. Was sagt er

in dieſem Buche? Dasſelbe, was er immer geſagt, aber die ſtarke, kühne, derbe Sprache „erſchreckender Wahrheit“, wie ſie Stein einſt genannt, die man im Jahre 1813 ertragen konnte, als ſie gegen die Franzoſen ging, konnte man im Jahre 1819 nicht mehr ertragen, als ſie gegen die Feinde im Innern ging, welche Deutſchland rückwärts in einen Zuſtand knechtiſcher Unſelbſtändigkeit ſchieben wollten. Arndt ruft die Geiſter der Befreiungskriege in dem Buche wach. Es iſt ihm zu Mute, wie Ludwig Uhland, da er, ſchon am 18. Oktober 1816, geſungen hat:

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo wie ich es ſingen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Dies ſcharfe Lied ſtimmte Arndt in ſeinem Buche an vom Anfang bis ans Ende. Es ſteht ihm lebendig vor der Seele, was das deutſche Volk vor etlichen Jahren gethan, was für Hoffnungen für Deutſchlands Zukunft es hegte, was für Verheißungen ihm gegeben wurden, und da er ſieht, daß viele Deutſchland nicht vorwärts, ſondern rückwärts bringen möchten, ſo giebt er die Loſung für ſein ganzes Buch:

Vorwärts! vorwärts! rief der Blücher,
Deutſchlands ſchärfſter kühnſter Degen,
Und auf ſchlüpfrig blut'gen Wegen
Schritt der alte Held ſo ſicher.

Vorwärts! drum ſoll mir's auch klingen,
Vorwärts! will ich mir auch wählen.
Vorwärts! Klang der ſtolzen Seelen,
Soll auch mir zum Sieg gelingen.

Rückwärts! iſt ein Klang der Hölle,
Schlechter Klang und ſchlechtes Zeichen,
Worob Mut und Luſt erbleichen
Und erſtarrt des Herzens Welle.

Vorwärts! vorwärts! rief der Blücher,
Vorwärts! klinget friſch und freudig,
Vorwärts! hauet ſcharf und ſchneidig,
Vorwärts! ſchreitet kühn und ſicher.

Arndt wünſchte, daß für Deutſchland die großen Kämpfe, in denen es ſeine Freiheit wieder errungen, nicht verloren ſein möchten. Er verkannte nicht den Gewinn, daß nur überhaupt ein deutſcher Bund errichtet ſei, der doch einigermaßen die Einheit des deutſchen Landes und Volkes darſtelle. Aber er konnte „Deutſchlands politiſchen Zuſtand nicht als einen ſolchen loben, worin Eintracht, Kraft, Lebendigkeit und Geſchwindigkeit zu Rat und That wäre.“ Und daß in Deutſchland die einzelnen Stämme, Bayern, Sachſen, Hannoveraner, Mecklenburger ſich brüſteten, als wären es Nationen, das that ſeinem deutſchen Herzen weh. Und wie er wünſchte, daß Deutſchland ſtark gegen außen ſich darſtelle, ſo wollte er es überall frei im Innern ſehen. Er nahm die deutſche Bundesakte beim Wort, die für alle deutſche Staaten eine landſtändiſche Verfaſſung anordnete, und meinte, es ſei Zeit ins Waſſer zu gehen, daß man ſchwimmen lerne, es ſei Zeit, die Gedanken und Hoffnungen des Volkes durch landſtändiſche Verfaſſungen in die rechte Bahn der Freiheit und Ordnung zugleich zu bringen. So ſprach er auch kühne Worte für die Freiheit der Preſſe und gegen eine alles belauſchende, bevormundende Polizei, die eine franzöſiſche Erfindung und der Tod des deutſchen freien Mannesgefühls und Strebens ſei. Wie in den Tagen der Not Deutſchland durch ſtehende Heere allein nicht gerettet werden konnte, ſondern durch die aufgebotene Volkskraft, ſo ſprach er auch jetzt für Fortbeſtehen einer auf die

ganze Volkskraft gegründeten Wehrmannschaft und damit die deutsche Jugend ihren Leib stärke und zum Kriegsdienst fähig mache, empfahl er das Turnen. Feste und Spiele wünschte er, damit ein öffentliches Leben in Deutschland fröhlich gedeihe. Der freie, kühne Odem, der das Volk in Krieg und Sieg durchwehte, sollte im Frieden vor Fäulnis schützen. Und weil manche den Rückschritt im öffentlicheu Leben so darstellten, als ob er durch die Frömmigkeit geboten sei, geißelte er die, welche für die Frömmigkeit der alten Zeit darum schwärmten, weil sie für die Knechtschaft jener Zeit eingenommen waren, ja auch solche, die zu verstehen gaben, der Katholizismus sei doch ein sichereres Mittel, eine gute Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, als der Protestantismus, hatte er zurückzuweisen. Arndt stellte sich in dem Buche dar als ein frommer Mann, aber auch als ein frischer, freier, fröhlicher Mann, und auch heute wäre solchen, welchen in protestantischer Luft bange wird, manches Kapitel aus dem Geiste der Zeit zur Herzstärkung zu empfehleu. Alles aber, was Arndt auch in diesem Buche schreibt, ist mit einer solchen Offenheit und Kühnheit geschrieben, als gäbe es noch keine Kamptze, welche das freie Wort bei den Gewaltigen dieser Welt verdächtigen.

Aber Arndt sollte bald erfahren, daß es solche gebe. Wahrscheinlich hatten sie den edlen König Friedrich Wilhelm III. durch Vorhalten einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener Stellen mißtrauisch gemacht. Er erließ am 11. Januar 1819, noch ehe Kotzebue ermordet war, eine Kabinetsordre an den Staatsminister von Altenstein, welche dieser durch den Kurator der Universität Bonn, den Grafen von Solms-Laubach, Arndt mitteilen ließ. Der Graf, ein Gesinnungsgenosse des Ministers vom Stein und Arndt freundschaftlich zugethan, erledigte sich seines bittern Auftrags in der mildesten Weise. Der Inhalt der königlichen Ordre war: Der Professor Arndt sei an der Bonner Universität angestellt worden, weil man

seine Talente anerkannt und das Vertrauen in ihn gesetzt habe, er werde dem wichtigen Beruf eines Lehrers der Jugend sowohl im Lehren als im Betragen und in seinen Schriften genügen. Diese Erwartung aber habe er durch den vierten Teil des Geistes der Zeit getäuscht, wenn auch ohne böse Absicht. Das Buch enthalte wenigstens ganz unnütze und unschickliche Dinge, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anständen und nachteilig auf die Jugend wirken könnten. Darum möge er ins künftige vorsichtiger sein, indem Seine Majestät auf den preußischen Universitäten keine Lehrer dulden könnten, die Grundsätze wie die im vierten Teile des Geistes der Zeit enthaltenen aufstellten. Bei der ersten ähnlichen Veranlassung würde er von seiner Stelle entfernt werden.

Arndt benahm sich bei diesem Schlage wie ein Mann. Er stellte sich nicht im falschem Trotze hin, wie einer, der nicht irren könne. „Gern will ich gestehen", schrieb er an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, „daß das Buch, wenn man den Sinn des Einzelnen sucht und das Ganze nicht wägen will, in einzelnen Worten und Ausdrücken Unzeitiges und Ungemessenes enthält." Aber er fügt hinzu: „Seiner Grundsätze darf ich mich nicht schämen und ich bekennte zum erstenmal in meinem Leben einen schlechten Grundsatz, wenn ich nicht erklärte, daß diese Grundsätze, die nun fünfzehn Jahre probehaltig gewesen — mir mit Gottes Hilfe in ein Jenseits folgen werden, wo ich ein weicheres Leben hoffe, als mir dieses irdische bisher gewesen".

Aber auf den ersten Schlag folgten andere. Als infolge der Ermordung Kotzebues der Sturm gegen die deutschen Professoren und Studenten begann, ward auch Arndt im Sommer 1819 einen halben Tag lang verhaftet, seine Papiere und Briefe aber wurden weggenommen und ihm erst nach zwanzig Jahren unter König Friedrich Wilhelm IV. wieder gegeben. Darauf 1820 am Geburtstag Martin Luthers, des Helden des freien Wortes,

am 10. November, ward er in seinem Amte still gestellt und der Mund geschlossen, der von Gott die Gabe hatte, auf die deutsche Jugend aufs beste einzuwirken. Er verlor den Mut nicht — durch Gottes Gnade. Er schreibt in der Weihnachtszeit an Charlotte von Kathen: „Gott, der viel gnädiger ist, als ich Armer es verdiene, hat mir diese letzten 4 Wochen mitten in der Bedrängnis sehr schöne Tage gegeben, die ich nicht besser beschreiben kann, als wenn ich sie Tage der Liebe und Wonne nenne. Alles, was ich angefaßt und gearbeitet habe, ist mir federleicht geworden, und stahlhell ist Mut und Licht durch mein Leben geklungen und klingt auch eben diesen Abend recht lustig wieder; und ich möchte niederfallen und weinen und anbeten vor der grundlosen Unermeßlichkeit und Liebe, die mir durch die schwersten Fälle immer leidlich geholfen hat. In dieser Stimmung fühle ich den Atem so vieler frommen und treuen Seelen, die für den alten Arndt mitwünschen und mitbitten." Welch' ein Segen ward ihm solche Geistesgemeinschaft in der sich mehrenden Bedrängnis. Denn im Februar des folgenden Jahres 1821 begann die Kriminalunterſuchung gegen ihn, nicht vor seinen ordentlichen, sondern vor außerordentlichen Richtern. Das war eine Qual! Von alle dem, wes man ihn beschuldigte, war nichts zu finden; da mußte denn, damit doch etwas herausgebracht würde, der redliche Mann von Leuten beschränkten Verstandes sich Fragen gefallen lassen, die noch heute zum Lachen reizten, wenn sie nicht einem der besten Deutschen so viel traurige Tage bereitet hätten. Ueber Äußerungen aus seinen frühsten Schriften, die er noch als schwedischer Unterthan, unter gänzlich verschiedener Lage der Welt und Deutschlands gethan, sollte er sich rechtfertigen. Über die größten Kleinigkeiten, wie sie in vertraulichen Briefen zur Sprache kamen, mußte er Erklärungen geben. Die Sprache der Freundschaft, der Geschwisterliebe ward verdächtigt, als ob sie die Geheimsprache gefährlicher

Bündelei ſei. Ja ſogar die Sprache des Glaubens, der freien Gotteskinder ward mit bedenklichen Ohren vernommen. Haben doch die Unterſuchungsrichter in dem berühmten Lied Gottfried Arnolds, in welchem er um Erlöſung von Sünde, Tod und Teufel betet „O Durchbrecher aller Bande“, weil ein frommer Jüngling Arndt dies Lied geſendet hatte, dieſe folgenden Zeilen als des Verdachtes ſehr verdächtig ſorgſam unterſtrichen:

Herrſcher herrſche, Sieger ſiege,
König, brauch dein Regiment,
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End!
Laß doch aus der Grub die Seelen
Durch des neuen Bundes Blut;
Laß uns länger nicht ſo quälen,
Denn du meinſt's ja mit uns gut!

Über ein Jahr dauerte die Unterſuchung, weder ein Schuldig noch ein Unſchuldig ward ausgeſprochen, ſein Gehalt ward Arndt fortbezahlt, auch gelang es ſeinen Feinden nicht, ihn vom ſchönen Rheinesufer zu verdrängen, aber vom Lehrſtuhl war er verdrängt und zu einer Ruhe verurteilt, die er in den kräftigen Mannesjahren am wenigſten wünſchen konnte.

Sechszehntes Kapitel.

Je größer Kreuz, je größer Glaube.

Arndts beſte Kräfte wirkten dann am lebendigſten, wenn ſie durch die Ereigniſſe der Zeit, durch die Forderungen des Volkslebens angeregt wurden. Unter allen Liedern, die er geſungen, ſind die Vaterlandslieder die unvergänglichſten, weil ſie am meiſten friſches Leben aus dem lebendigen Strom der Geſchichte geſchöpft haben, unter allen Schriften, die er geſchrieben, ſind die Flugſchriften, zu denen ihn der Sturm

und Drang des Augenblicks getrieben, die einſchlagendſten. Eine Natur wie er ſchien dazu beſtimmt, immer in lebendiger Wirkſamkeit unter den Menſchen zu ſtehen, darum iſt es ein großes Kreuz geweſen, daß ihm dieſe Wirkſamkeit durch ſeine Amtsentſetzung entzogen ward. Mit frommen Sinn hat er zwar in der Auflegung dieſes Kreuzes die demütigende Hand Gottes erkannt: „Ich will“, ſchrieb er, „nun auch noch meinen Marterweg von Leiden für das liebe Vaterland durchlaufen und als ein Verhängnis des ausgleichenden und gerechten Gottes hinnehmen, der mich für manches trotzige und kühne Wort hat bezahlen laſſen wollen“. Aber geſchwiegen hat er auch jetzt nicht, ſondern mit dem guten Gewiſſen eines redlichen Mannes allezeit ſeine Meinung geſagt. Und ob er von Preußen verlaſſen ſchien, verließ er doch Preußen nicht, ſondern ſetzte auf dieſen deutſchen Staat fortwährend einen guten Teil ſeiner deutſchen Hoffnungen. „Unſer armes Preußen“, ſchrieb er um die Zeit ſeiner Amtsentſetzung, „arbeitet, wie es ſcheint, immer noch friſch fort gegen ſich ſelbſt und ſeine Herrſchaft in Deutſchland, mit welcher es, wie die Dinge liegen, ja ſich ſelbſt aufgeben muß. — — Mit mir mögen ſie machen, was ſie wollen; ich verlaſſe Preußen nicht, weil es mein Vaterland und noch immer meine Hoffnung iſt — wenn ſie mich nicht vielleicht Landes verweiſen. Unter einer der kleinen Regierungen zu leben und mir dort vorhalten zu laſſen, daß ich von Preußen zu viel gehofft, ekelt mich an; die engen ſogenannten freien Städte mag ich durch meine Anweſenheit nicht ängſtigen, und die ſpröde und kalte Schweiz würde mir unerträglich ſein. Im ſchlimmſten Falle muß zuerſt geſorgt werden, daß die Kinder ſatt werden, und ſei es denn auch in einer Bauerhütte. Wir wollen ſehen.“ Der ſchlimmſte Fall trat nicht ein; er durfte in Bonn bleiben, ſein Haus am Rhein mit Weib und Kind in Frieden bewohnen, und weder häusliche noch andere Sorgen drückten ihn ſo darnieder,

daß er nicht die alte Stimme des Wächters am Rheine, wenn es galt, noch immer erhoben hätte. Als im Jahre 1830 die Franzoſen wieder einmal in wilder Revolution ihren König verjagten, da regte ſich auch der deutſche Geiſt wieder in Arndt in ganzer Lebendigkeit. Der alte Stein, lebensſatt und müde, als ihm die Nachricht von der Juli-Revolution gebracht ward, rief erſchüttert aus: „Alſo noch einmal ſoll das böſe Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn ſie einmal losbrechen wollten und mußten, ſo wollt ich doch ſie hätten gewartet, bis ich tot wäre!“ Arndt aber ſchrieb ſeine Schrift: „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande“ mit dem Wahlſpruch: „Lieber den Wolf, der reißt, als den Fuchs, der gleißt.“ Er erneute die alte Predigt: Der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze, erinnerte an den großen Fehler, den man in Wien gemacht, daß man Frankreich zu ſtark gelaſſen und weckte die Deutſchen auf, damit, wenn die Franzoſeu einbrechen wollten, ſie ein einmütiges Deutſchland fänden, bereit, ſich zu wehren und endlich Elſaß und Lothringen zurückzufordern. Als Stein dieſe Schrift erhielt, da ward ihm das Herz friſch. „Vortrefflich! herrlich!“ ſchrieb er zur Antwort. „Da tönt der Schlachtruf, das Triumphlied des alten Skalden (Sängers) kräftig, geſchichtlich, wahr, belebend, aufregend. Laſſen ſie doch 1000 Exemplare für 2 Sgr. verkaufen durch den Verleger. Ich will den Ausfall an den Selbſtkoſten ihm erſetzen.“ Und drei Jahre ſpäter, als die Feſtſetzungen des Wiener Kongreſſes den erſten größeren Riß bekommen hatten durch die Gründung eines eigenen Königreichs Belgien, hat er wieder ſeine Stimme erhoben in einer Schrift: „Belgien und was daran hängt.“ Auch ſonſt war er fleißig mit der Feder. Aber doch war ſein Leben zwanzig Jahre lang ein Sillleben und er macht ſich ſelbſt den Vorwurf, daß er dieſe Jahre mehr als recht ſei, unter Kindern, Bäumen und Blumen verträumt und verſpielt habe.

Sein häusliches Glück blühte Jahre lang ungestört. Er lebte mit seinem edlen Weibe, von einer Schar Kinder, fünf Söhnen und einer Tochter, umkränzt, an den Ufern des Rheines in seinem Gartenhaus. Tapfere Männer, edle Frauen sprachen bei ihm ein oder unterhielten aus der Ferne, bis von Schweden herüber, innige freundschaftliche Verbindung. Arndt war im äußerlichen Leben der Alte. Früh stand er auf, und wenn seine Kinder morgens in den Garten kamen, fanden sie den Vater schon beschäftigt an den Reben, den Blumen oder dem Kohl. Die alte Lust zur Fußwanderung war nicht erloschen und blieb frisch bis in das höchste Alter. Seine Knaben nahm er natürlich früh mit hinaus und ward mit der Jugend wieder jung.

In diesem schönen häuslichen Glück ward er plötzlich im Jahre 1834 von einem Schlag getroffen, der ihm tiefe Wunden beibrachte. Er hatte einen Knaben, es war sein jüngster, Willibald, er hatte ihn lieb wie Jakob den Benjamin. Es war ein liebliches, schönes, starkes Kind, an Talent, an Mut, Entschlossenheit und Eigentümlichkeit wirklich das ausgezeichnetste unserer Kinder, so schildert es der Vater. Einst hatte der Vater die kleine Schar einem Freunde des Hauses, einem Kriegsmann wie in Parade vorgeführt:

Sie standen, und ich sprach: Euer Rhein
Muß ewig Deutschlands Herrlichkeit sein;
Ihr wisset's und euer frischestes Blut
Für solchen Preis sei es keinem zu gut.
Da trat der kleinste wohl aus dem Chor,
Ein stolzer Freiwilliger leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen rasch als ein Pfand.

Und diesen Knaben, den neunjährigen, nahm ihm der Rhein beim Baden. Ein größeres Opfer hätte der Lieblingsstrom von seiner Liebe nicht fordern können. Erst nach mehreren

Tagen ward die geliebte Leiche einige Stunden abwärts gefunden. Der Vater holte sie selbst in einem Nachen herauf, um sie in Bonn zu bestatten. Er schrieb auf den Grabstein:

Gute Nacht, ihr meine Freunde,
Alle meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weinet,
Laßt euch nicht betrüben
Diesen Abstieg, den ich thu
In die Erde nieder: —
Seht, die Sonne geht zur Ruh,
Kehrt doch morgen wieder.

Ein unsägliches Leid legte sich dem fünfundsechszigjährigen Greis auf die Seele. Oft hat er in tiefer, stiller Nacht auf des Kindes Grabe gewacht und geklagt. Die Sehnsucht nach dem Himmel, wo er sein Kind wieder zu finden hoffte, ward sehr mächtig in ihm. Wo er ging und stand, begleitete ihn das Bild des lieben Heimgegangenen und es gibt kein rührenderes Zeugnis für die Innigkeit und Zartheit seiner Vaterliebe, als die lange Reihe von Liedern, die er dem Liebling nachgesandt hat. Wenn er am Grabe steht, ruft er aus:

O mein süßes Leben!
Alters Lust und Zier!
Könnt' ich mit dir schweben,
Wär ich stets bei dir!
Von den Staubgewimmel,
Von den Gräbern fern
Stets in deinem Himmel,
Stets auf deinem Stern!

Wenn er durch den grünen Wald wandelt, dann ruft ihm das wundersame Rauschen nur immer den einen Namen zurück:

O der süße grüne Wald,
Wo wir einst in Wonne klangen,
Wo wir spielten, wo wir sangen,
Wo wir tanzten Maientänze,
Wo wir pflückten Maienkränze,
O der süße grüne Wald!
Wie er immer wiederhallt,
Wie er schallt
Willibald! Willibald!

Und wenn abends die andern gute Nacht sagen, da ist's dem Vater, als hört er auch des Abgeschiedenen Stimme:

Hartmut und Nanna sagen Gute Nacht!
Da ruft der Dritte Gute Nacht! der Wile
Und trifft mit hellem Klang ins Herz im Ziele —
„Hat ihn ein Engel wieder hergebracht?"
So rufen wir. „Wie wenn er sich im Bette
„Uns süß zu täuschen wo versteckt hätte?"
Wir suchen, finden nichts, der Traum erwacht.

Und noch fünf Jahre nach dem Tode klingt des siebenzigjährigen Vaters Lied von dem Kinde:

Von Blumen trug er beide Hände voll,
Da nannten wir ihn scherzend Blumenkönig,
Dann goß er vor uns aus den bunten Zoll,
Und meint, er trüge immer noch zu wenig —
Ach, unsern Liebling, unsern schönsten Knaben,
Wir mußten ihn im Blütenlenz begraben!

O Rosenkönig, süßes Sternenkind!
Wenn neu die Nacht die goldnen Lampen zündet,
Wenn Lust und Leid voll Sehnsucht still und lind
Lauscht, was die obre Welt geheim verkündet,
Dann scheinst auch du mit Millionen Lichtern
Und funkelst mit den Engelsangesichtern.

Je größer Kreuz, je größer Glaube. Zuerst haben die großen Trübsale des gesammten Volkes Arndt hinauf ge-

wieſen zu den Bergen, von welchen die Hilfe kommt, dann hat er, als er von ſeiner Stelle gerückt ward, doch ſeine Stellung behauptet, indem er ſich an den Fels des Heils hielt, und nun hat ihm der Tod des Lieblings das Herz ſo weich gemacht, daß alle Tröſtungen und Hoffnungen des Evangeliums von Chriſtus wie gute Geiſter es durchziehen konnten. Das macht den Vater Arndt erſt recht zum Urbild des deutſchen Mannes, daß er ein frommer Chriſt nach dem Sinne des Evangeliums geweſen iſt. Von dieſem ſeinen Chriſtentum, wie es die Glut des Lebens und der Trübſal gereift hat, muß hier ein beſonderes Wort geſagt werden.

„Ich betete als Knabe mit Inbrunſt, lachte und ſpottete als Jüngling mit Frechheit. Möge dem Manne und Greiſe die Unſchuld und Frömmigkeit der Religion nie fehlen," an dieſe demütige und fromme Äußerung Arndts in ſeiner Schrift „Germanien und Europa" ſei hier noch einmal erinnert. Den Segen der frommen Erziehung, die er von den Eltern, namentlich von ſeiner Mutter empfangen, wachte, eine Zeitlang etwas zurückgedrängt, in ſeinen Mannesjahren wieder auf und war in ſeinem Greiſenalter beſonders lebendig. Daß er als Knabe Luthers Bibel ſo fleißig geleſen, Luthers Katechismus gelernt, Luthers Lieder ſich eingeprägt, das trägt noch in ſeinem ſpäteſten Leben Frucht. Etwas Lutheriſches hatte Arndts Frömmigkeit immer. Vor allem hielt er wie Luther auf das Wort. Nichts ging ihm wie Luther über die Kraft, den Segen, das Heil, das im Worte liegt. Zunächſt dachte er dabei an das Wort überhaupt, als den Ausdruck der innerſten Gedanken des Menſchen. Für die Freiheit dieſes Wortes ſtand er allezeit ein, denn alles, was er ſelbſt für ſein Vaterland gethan, hatte er nur vermocht durch die freie, kühne Rede, durch das mächtige Ausſprechen deſſen, was Gott ihm in die Bruſt gelegt. Aber alles Menſchenwort, auch die feurigſte Rede der Vaterlandsliebe, muß ſich

richten lassen nach dem untrüglichen Gotteswort, das in Jesu Christo Fleisch geworden, das durch die heilige Schrift zu uns spricht. Dies Wort kann er nicht hoch genug preisen. Er sagt von ihm in seiner Schrift „vom Wort und vom Kirchenlied“(1819): „Zuerst ist das Wort Gott selbst, ausgeflossen aus der ewigen Liebe, im Anfang die Welt zu erschaffen und dann die durch Sünde und Lüge verschaffene Welt wieder zu erlösen. Das Wort ist die höchste und tiefste Vernunft, das ewige unendliche Sein, die schöpferische Kraft der Liebe, das Ding ohne Anfang und Ende; es ist Gott, es ist der Heiland, es ist die höchste Wirkung und der tiefste Abglanz des unendlichen Gottes, das Klarste und das Geheimste, woran alle Christen glauben und wodurch sie Christen sind. Solche Namen, solche Zeichen und solche Thaten hat, Gott dem Worte gegeben: es sollte gleich ihm selbst sein. Und wir haben es gesehen und sehen es bis diesen Tag als die Gewalt, die das Tote lebendig macht und das Finstere erleuchtet, als die Gewalt des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.„

Mit dem Wort hielt Arndt stand gegen die Römischen und zum Römischen neigenden falschen Protestanten. Es ist ein kecker Unsinn, der immer wiederholt wird, Luthers Reformation sei die Ursache aller Revolution, aller Erschütterungen der Staaten und Völker, ein Unsinn, mit welchem ängstliche Gemüter dazu gebracht werden sollen, den Katholizismus als Schanze und Wall für den Bestand der obrigkeitlichen Ordnung zu begünstigen, dem Protestantismus aber, der doch der Vater aller gesunden staatlichen Ordnung und Freiheit in Europa ist, zu mißtrauen. Auch Arndt hat das Seine an dem Werk gethan, das noch immer nicht liegen bleiben darf, nachzuweisen, daß in den Ländern der Despotismus immer neue Revolutionen hervorruft, wo der römische Katholizismus in Blüte ist und daß in den protestantischen

Staaten der ſtetigſte, ruhigſte Fortſchritt im Staatsleben ſich findet. Er ſagt in der Schrift „über den gegenwärtigen Zuſtand des Proteſtantismus“: „Wo Luthers befreites Wort und die Fülle von Geiſt und Mut, die es bringt, nur zur Hälfte, ja nur zum Viertel eingeſchlagen und durchgeſchlagen hat, da hat es durch die innere Freiheit und Stärke auch die äußere Freiheit und Stärke gebracht. Vergleiche nur die kleinen germaniſchen Brüche England, Holland, Schweden und ihre Geſchichte mit .. mit .. Genug, wer mich verſtehen will, verſteht mich.“ Wer aber die Andeutung nicht verſtehen ſollte, den darf man fragen: iſt denn die Ruhe, die Freiheit, die Wohlfahrt, die der römiſche Katholizismus hervorbringen ſoll, zu finden in Frankreich, in Spanien, in Italien, in den Ländern, in welchen ſeit Jahrhunderten das Evangelium unterdrückt ward? — Arndt hat das Wort gerühmt als Kraft des bürgerlichen Lebens. Er rühmt es auch gegen die, welche unſern Gottesdienſt arm ſchelten, weil in ihm die Predigt des Wortes die Hauptſache iſt und nach dem äußerlichen Klang und Glanz der katholiſchen Meſſe hinüberſchielen. „Wir haben nichts als das Wort, ſagen jene. Wir aber antworten: Wir haben genug mit dem Worte und an dem Worte, und ſelbſt das, worüber hier geklagt und angeklagt wird, iſt gegen das Wort nur eine Kleinigkeit. Wer weiß und fühlt, was die Bibel und ihr freier Gebrauch iſt, daß jeder Chriſt, der leſen kann, in dieſem Buche der Bücher ſeinen Heiland und alle zwölf Apoſtel gleichſam immer als Lehrer bei ſich hat, wer über dem ſchimmernden und liebenswürdigen Äußeren eines prangenden Prieſtertums die dunklen Greuel und Finſterniſſe (nicht) vergißt, wodurch ſelbſt dieſe heiligſte Anſtalt der Vorſehung oft die ſchrecklichſte aller Tyranneien geworden iſt, wer je den inneren und geheimen Geiſt Gottes gefühlt hat bei dem Leſen dieſes heiligen Buches; wer fromme Chriſten der verſchiedenſten Bekenntniſſe geſehen

hat, wie jeder nach ſeinem Gemüte und Bedürfniſſe ſich das ſichere Heil und die Zuverſicht des ewigen Lebens daraus lieſt — der wird ſich wohl hüten, in die Anklage über den zerfallenen und verworrenen Proteſtantismus, wo jeder ohne Licht und Wärme ſeinen eignen düſtern Weg in der Irre laufe, unverſtändig mit einzuſtimmen, und wenn er nicht zürnt wird er doch mitleidig lächeln über die bunten Flitter, womit ein leerer und matter Myſticismus, der gleich der zwölfſtündigen Seufzermücke verwehen wird, uns gern ausſchmücken und verzieren möchte .... Wer in Dörfern und Hütten heimiſch iſt, wer das Leben und Weben der Bauern, Handwerker und andrer einfältigen Menſchen kennt, der weiß auch, daß es immer noch gottesfeſte und himmelsfeſte Chriſten gegeben hat, die mit dem Evangelienbuche und Geſangbuche in der Hand mitten in der Verwirrung der Zeit wohl gewußt haben, nach welchem Lichte ſie wandeln ſollten und denen mitten in allen Nebeln dieſes Licht nie ungewiß noch zweifelig geworden iſt."

Wie Arndt gegen die draußen ſich gewehrt hat mit dem blanken Schwerte des Wortes, ſo hielt er ſich unter den Genoſſen ſeiner Kirchengemeinſchaft proteſtantiſch hell und evangeliſch warm. Mit Luther freute er ſich der Kreatur und war der Meinung, daß Chriſtus nicht in die Welt gekommen, uns die Kreatur Gottes zu verleiden, als könne ſie ohne Sünde nicht genoſſen werden, ſondern daß grade der durch Chriſtum vom Sündendienſt Befreite ſich an Blumenglanz und Vogelgeſang und allem Schönen, was uns Gott in der Natur vor die Augen geſtellt, erfreuen dürfe. Aber mit Lutherſchem Feuer wandte er ſich auch gegen die Schwarmgeiſter unſerer Zeit, welche meinen, es ſei eine herrliche Beſtimmung für den Menſchen, ins All zu verſinken, und predigte die perſönliche Fortdauer des Menſchen in Kraft des perſönlichen Heilandes, der durch ſeinen Tod unſern Tod getötet und durch

ſeine Auferſtehung uns das perſönliche ewige, ſelige Fortleben geſichert hat. So war Arndt ein geſunder Chriſt, von dem freien Geiſte Luthers angehaucht, aber ebendeshalb frei von der Engherzigkeit, welche die Gemeinſchaft mit andern Gliedern am Haupte Chriſtus meidet. Er gehörte der unierten Kirche an und war der Union aufrichtig zugethan. Er hatte im Rheinland Gelegenheit genug zu erfahren, wie nötig es ſei, daß gegenüber den Römiſchen die Evangeliſchen beider Konfeſſionen treu zuſammenhalten. Er freute ſich, daß in Bonn Lutheraner und Reformierte ſchon 1816 zu einer vereinigten Gemeinde ſich zuſammengeſchloſſen und hat dieſer Gemeinde faſt während ſeines ganzen Bonner Aufenthaltes als Älteſter treu gedient.

Wie Arndts deutſcher Sinn am mächtigſten aus ſeinen vaterländiſchen Liedern zu uns ſpricht, ſo ſein Chriſtenſinn aus den geiſtlichen Liedern, die er uns hinterlaſſen hat. Von Kindheit auf mit dem guten, alten, feurigen Wein unſerer Kirchenlieder genährt, ging es ihm zu Herzen, daß die ungläubige Aufklärung ſo freventlich gegen dies Kleinod unſerer Kirche gewütet hat. In ſeinem trefflichen Büchlein „vom Wort und vom Kirchenliede“ zeigt er, was für Schätze geiſtlichen Geſanges die deutſch-evangeliſche Kirche beſitzt und macht einen Vorſchlag, der am Anfang der fünfziger Jahre von dem deutſchen Kirchentage wieder aufgenommen ward, durch das ſogenannte Eiſenacher Geſangbuch nur eine ſpärliche, durch das jüngſt erſchienene Geſangbuch für das deutſche Heer eine reichlichere Verwirklichung gefunden hat. Er will ein chriſtlich deutſches Geſangbuch, das alles das enthielte, was in frommer Inbrunſt in den letzten dreihundert Jahren — und wenn es ſchon frühere deutſche Hymnen giebt — von chriſtlichen Sängern gedichtet iſt. Vor allem ſollte darinnen Aufnahme finden, was in unſern Kirchen vom Jahre 1520 bis 1750 gedichtet worden iſt. Dazu ſollte kommen, was aus der letzten Hälfte

des verfloſſenen Jahrhunderts und aus katholiſchen Geſangbüchern Aufnahme verdiente. Auslaſſungen und Beſſerungen findet er nicht ſtatthaft. Gewiß hatte Arndt recht, wenn er die Zeit von 1520 bis 1750 als diejenige anſah, in welcher mit der größten Einfalt und Glut des Glaubens gedichtet worden iſt. Aber daß der Wind wehet, wo er will und ſich der Geiſt an kein Jahrhundert gebunden hat, das beweiſt er ſelbſt durch ſeine Lieder.

Welch ein kindlicher Glaube lebt darinnen! Etliche ſind recht eigentlich für die Kindlein gedichtet, und mancher hat ſie aus Kindermund ſingen und beten hören, ohne zu wiſſen, daß der alte Arndt ihr Verfaſſer iſt. Ich erinnere nur an die beiden „Du lieber heilger frommer Chriſt“ und „Lehr mich beten, Gott der Herrlichkeit.“ Etliche haben bereits in Gemeindegeſangbüchern Aufnahme gefunden und werden vom deutſchen Volke wenigſtens in einigen Ländern geſungen, wie „Der heilge Chriſt iſt kommen“ und namentlich ſein ſchönes Grablied, mit welchem er ſelbſt zu Grabe getragen ward: „Geht nun hin und grabt mein Grab!“ Die tiefſte chriſtliche Erfahrung ſpricht ſich in dieſen Liedern aus von der Sünde ſowohl als von der ſündenvergebenden Gnade unſeres gekreuzigten Heilandes.

Zu viel hab ich geduldet,
Gekämpfet überlang,
Geſündigt und verſchuldet,
Drum iſt mir weh und bang;
Ich weiß nicht aus noch ein
Aus dieſen bieſtern Straßen,
Ich wäre gar verlaſſen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein.

Ich wäre längſt vergangen,
Wär' Jeſus Chriſt nicht mein,
In Zittern und in Bangen
Von Sündenangſt und Pein,

In tiefer Seelennot,
Wär' er, das Licht der Frommen,
Vom Himmel nicht gekommen,
Der Zukunft Morgenrot.

Dem Christenmenschen lacht das Herz, wenn er den ehrwürdigen Greis, der so viel erlebt und erfahren, was er von Christo erfahren, als ein helles Zeugnis unter dem ungläubigen Geschlecht dieser Zeit vernehmen läßt.

Wenn um mich alles finster wird,
Als säß ich in der dunkeln Hölle,
Wenn's in mir bangt und zagt und irrt,
Als wenn die Sündflut um mich schwölle,
Wenn diese tiefste Seelennot
Fast will am ewgen Heil verzagen,
Wo dämmert dann das Morgenrot,
Der Sonne Zukunft anzusagen?

Aus dir! aus dir! du bist der Stern,
Du bist der Hoffnung lichte Sonne,
Der Knechte Knecht, der Herr der Herrn,
Der Kranken Arzt, der Schwachen Wonne,
Der Armen Schatz, der Biestern*) Licht,
Versöhner aller, die verloren,
Erlöser von des Zorns Gericht,
Der ganzen Welt zum Heil geboren.

Leid über die Sünde und Freude in Christus — diese beiden Elemente alles echten Christentums finden wir bei Arndt, sie klingen aus allen seinen Liedern. Er wußte, woher aller Jammer des Menschenlebens ursprünglich stammt — aus dem trotzigen und verzagten Menschenherzen, aus der Sünde des Hochmuts und der Sünde des Unglaubens. Wenn darum ein harter Schlag ihn traf, dann murrte er nicht, sondern demütigte sich unter die gewaltige Hand Gottes.

*) Biestern soviel als Düstern, Dunkeln.

Darum ging ihm immer wieder Licht auf aus der Finsternis und Freude seinem frommen Herzen. Wie hell tönt sein Preis des erlösenden, befreienden Heilands, wie lieblich und volltönig klingt seine Harfe vom Lob der ewigen Liebe! Ob Menschenalter an ihm vorübereilten, er war in den Quell der Verjüngung eingetaucht, in den Born der Gnade, der in Jesus Christus gefaßt ist. Als ein fliegendes Blatt im Winde erkannte er sich, aber mit stärken Glaubenshänden ergriff er das Heil und Leben und darum schaute er fröhlich in die lichten Himmelsauen. Wenn das irdische Leben, das, wenn's köstlich gewesen, Mühe und Arbeit gewesen, schwer auf ihm lastete, dann that sich ihm das himmlische Leben auf, in welchem Freude und liebliches Wesen ewiglich blühet. So steht Arndt im Gedächtnis seines Volkes als der deutsche Mann, der, wo es die irdischen Güter zu schätzen galt, rief: Deutschland über alles! Aber das rechte Maß aller Dinge war ihm der, welcher der Weltgeschichte Mittelpunkt ist, die Fülle, die alles füllet, das A und das O. Und das macht ihn zu einem so hohen Vorbilde, daß in ihm das gesundeste deutsche Leben sich zusammengeschlossen hatte mit dem herzlichen fröhlichen Glauben an den, ohne welchen wir alle verloren sind.

Siebzehntes Kapitel.

Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
And wer mich lieb hat, holt mich ein.

Zu Stralsund auf dem alten Markt lag im Mittelalter ein sogenannter breiter Stein, der, wie später die Kanzel, zu allerhand feierlichen Ausrufungen und Verkündigungen diente. Dieser Stein war ein Ort der Ehren, wie sich denn Brautleute in Feierkleidern auf denselben stellten, unter Pauken-

und Trompetenschall ihren Namen erklingen ließen und so jedermänniglich zu Einrede und Einwand aufforderten. Nicht weit von diesem Ehrenplatz war der Platz der Schande, der Pranger, auf welchem die Bösewichter zu öffentlichem Schimpf aufgestellt wurden. Als Arndt siebenzig Jahre alt war, schrieb er ein Buch „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben“ und zeichnete darin vor aller Welt sein öffentliches Leben, um es vor Verunglimpfung zu schützen. In diesem Buche stellt er sich in Gedanken auf jenen breiten Stein, an jene Stelle der Ehren und spricht: „Hier steh ich, ein redlicher und verständiger Mann. Ist einer, der meint, mich davon auf die Nachbarstelle hinüberstoßen zu können, der komme! Ich lebe noch und will ihn bestehen!“ — Und wie einst in jungen Jahren, da es ihn noch lustig deuchte, im Pfänderspiele eine hübsche Dirne anzulocken und von ihr mit einem Kusse von dem festen Platze erlöst zu werden, rief er in das deutsche Volk hinein:

Ich steh, ich steh auf einem breiten Stein,
Und wer mich lieb hat, holt mich ein.

Es war zu Anfang des Jahres 1840, daß Arndt diesen Ruf ergehen ließ, und es hat nicht lange gewährt, so ist der gekommen, der ihn holte, der ihn von dem festen Platze, auf welchem er nun an die zwanzig Jahre zur Unthätigkeit verurteilt war, erlöste und zu ihm sagte: Du bist frei! Der das gethan, der die Schuld, welche Arndt zu fordern hatte, bezahlte, das war der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Als dieser nach seines Vaters Tod im Sommer 1840 zur Regierung kam, währte es nicht lange, so ward Arndt in sein Amt wieder eingesetzt als Professor, als Lehrer der deutschen Jugend an der Universität Bonn. Da gab es einen Jubel in der Stadt am Rheine, der durch ganz Deutschland tönte. Mit der größten Liebe und Freundlichkeit ward der Greis von seinen Amtsgenossen als Mitarbeiter wieder be-

grüßt und für das nächste Jahr zum Rektor, zum obersten Lenker und Leiter der hohen Schule erwählt. Da durfte er denn seinen Mund, der so lange für die öffentliche Rede verschlossen war, wieder freudig aufthun. Recht und Sitte der hohen Schule erfordert es, daß der neue Rektor vor Professoren und Studenten in feierlicher Versammlung eine Rede halte, damit jedermänniglich wisse, wes er sich von ihm zu versehen habe. Diese Rede muß aber in lateinischer Sprache gehalten werden. Auch der alte Arndt, der grunddeutsche Mann, hat sich bequemen müssen, seine deutschen Gefühle und Gedanken in die lateinische Form zu gießen. Diese Form wird aber warm von ihrem Inhalt, das deutsche Herz schlägt überall durch die lateinischen Worte hindurch. Die Leser sind gewiß begierig zu wissen, was Arndt damals gesagt hat, und ich gebe darum seine Antrittsrede in deutscher Übersetzung.

„Es ist euch allen bekannt," so hub er an, „durch welchen Unglimpf der Zeitläufe ich vor zwanzig Jahren von meiner Stelle vertrieben worden bin. Ich habe keine Lust, alte und ungeheure Schmerzen zu erneuern, aber unaufgefordert und ungerufen, mitten in den Freuden, durch die Freuden selbst, wie es scheint, gelockt, stellen sie freiwillig sich dar und drängen sich auf. Denn das ist der Sterblichen Los, daß Freuden und Schmerzen gleichsam durch ein brüderliches Band verbunden sind oder durch ein verborgenes und geheimnisvolles Band, wie in einem Ehebund, sich wechselseitig erzeugen. Jene Trübsal, welche in ihrem ganzen ersten Jahrzehnt mich herbe niederdrückte und plagte, im zweiten aber mir ruhiger hinzuleben erlaubte, ist mir durch die Gunst, Freundschaft und Hilfe der trefflichsten Männer, durch die Bemühungen und die Dienste verehrungswürdiger Amtsgenossen und geliebter Freunde häufig wie ein glänzendes Licht aufgegangen und erschienen. Und ich bin nicht in der Lage, jenes Wort das Ovid aus dem Pontus geschrieben, zu wiederholen:

Lacht dir das Glück, so wirst du die Freunde zu Tausenden zählen,
Aber wenn Trübsal kommt, lassen sie ganz dich allein.

Ich war nicht allein. Ich fand Freunde, die mir mit Treue, Macht und Hilfe zur Hand waren, die den Traurigen getröstet, den Wankenden gehalten, den Gefallenen und Darniederliegenden emporgerichtet haben. Und dennoch, wenn ich die andre Seite der Sache ins Auge fasse, wenn ich alles, was ich ertragen und durchgekämpft, wenn ich den Verlust der blühendsten Jahre, die nicht zurückgebracht werden können, wieder in meinem Geiste vorüberziehen lasse und überdenke, dann mag ich wohl mit Virgil singen: „Ach, welch anderer bin ich geworden als welcher ich einst war!“ Aber ich sage nicht recht: der ich einst war, sondern der ich damals noch war — wenn auch das Haupt schon ergraute, noch munter und rüstig und auf mich und das Glück trauend, ja vielmehr vertrauend; ich mag mich wohl wieder und wieder fragen: was willst du an dieser Stelle, aus der du verstoßen worden bist, die du frei gemacht, damit Jüngere, Kräftigere, Gelehrtere sie einnehmen möchten? warum bleibst du nicht in deinem Garten und reinigst und beschneidest die Bäume und Sträucher und gräbst die Beete mit Hacke und Spaten und jätest sie? Was willst du hier, hier an dieser erhabenen Stelle, die du nicht ausfüllen kannst und welche die Gelehrtesten und Erfahrensten manchmal mit Zagen beschreiten?

„Das frag ich mich selbst und muß mich fragen, wie einer, der aus langem und hartem Schlafe aufgerüttelt worden ist. Ein glücklicher und heiterer Tag ist mir aufgegangen, wenn auch nicht ohne Wolken, und dieser Tag ruft mir zu: Sei fröhlich! Habe Vertrauen! Werde wieder jung! Ach, daß wir wieder jung werden könnten! Dieser Tag redet mich schmeichelnd und fröhlich an: Kennst du mich nicht?*) Hast

*) Es war am 18. Oktober 1840, als Arndt seine Rektoratsrede hielt.

du mich vergessen? Den glänzendsten Tag der Deutschen, der die französische Zügellosigkeit und Hoffart gebrochen, der die Freiheit des Vaterlandes wiederhergestellt, der durch Befehl und Willen des seligen Königs, dessen jüngst erfolgten Heimgang wir noch betrauern, der Geburtstag dieser Hochschule, ein ewiges Denkmal des Sieges, sein sollte? — Und ich höre auf diese Worte und sehe mich um in den altgewohnten Räumen; die Augen suchen die, welche einst mit mir gelebt und der Luft des Himmels und des Lichtes sich erfreut haben, und sie schauen und suchen vergeblich — Seufzer und Thränen werden wach, und der Tag, welcher der freundlichste sein sollte, wird der trübseligste. Wie viele und wie treffliche Freunde, Gönner, Beschützer, die mir einst so teuer waren und die zu glücklicheren und reineren Sternen in die Gemeinschaft der Himmlischen aufgeflogen oder in andere Genossenschaften der Gelehrsamkeit abgerufen worden sind, suche ich und ersehne ich auf diesen Bänken vergeblich!

„Aber ich muß mich sammeln und bei mir bleiben. Ich kehre zu mir selbst zurück. Es ist eine Botschaft gekommen: der mildeste und gerechteste König habe aus eigenem und unerwartetem Antrieb befohlen, daß ich auf die Stelle, die ich unfreiwillig verlassen, zurückgeführt und wieder eingesetzt werden solle. Wie ein Blitz hat diese Botschaft meinen Geist getroffen, mehr blendend als erquickend. Ich war erschüttert, erstaunt, erschreckt. Ich fragte mich: Was soll das heißen? Das Vertrauen auf das Glück hatte ich längst aufgegeben; die sich wendende Welle und das leicht bewegliche, unbeständige Rad des Glücks kannte ich längst so gut, daß ich es fürchtete; die Übel und Unbequemlichkeiten des Alters fühlte ich Siebenzigjähriger. Vieles mußte mich darum abmahnen und abschrecken, daß ich den Stand, in dem ich mich befand, nicht verließe. Vergebens habe ich den anrückenden, angreifenden, zuredenden und schmeichelnden Freunden Widerstand geleistet;

vergebens habe ich ihnen vorgehalten, daß ich durch lange Muße abgeriebener, durch Sorgen und Kümmernisse geschwächter und durch das Alter entkräfteter Mann der Hochschule wenig nützlich, sondern vielmehr ein unnützer Ballast sein werde und daß keine Schmeichelreden und Lockungen die Runzeln des Greises und die schlimmeren, dem Geiste eingedrückten Falten wegnehmen und zerstören werden.

„Aber was rede ich weiter? Aus einem langen und süßen Schlafe der Vergessenheit, in welchem ich begraben lag, habe ich mich aufwecken, aufrütteln, wegreißen und in neues und ungewöhntes Leben ziehen lassen. Besser und klüger wäre ich gewiß geblieben, wo ich damals stand. Aber so vielen und so gewichtigen Zeugnissen und Zeichen der Freundschaft, des Wohlwollens, der Hoffnung und der Erwartung, von welchen, wie von mir selbst, der Redner, welcher soeben von diesem Katheder hinabgestiegen ist, zu ehrenvoll und zu schmuckreich geredet hat, konnte ich nicht widerstehen.

„So steh ich denn hier, kein Privatmann, sondern aufs neue öffentlicher Professor, der die Jugend zu lehren, dieser gelehrten Genossenschaft vorzustehen berufen und erwählt ist aus einer unfreiwilligen, aber durch langen Gewohnheit süßen Muße zu Geschäften, deren ich ungewohnt und unerfahren, denen ich nicht gewachsen bin, zurückgeholt und gerufen. So steh' ich hier; Geschehenes kann ich nicht ungeschehen machen, wenn ich auch wollte. Der König wenigstens scheint, was er mit mir angefangen, vollenden zu wollen, uud hat zu verstehen gegeben, daß er die Dornen, welche in meinen Verhältnissen und in meiner Seele noch stecken und die er allein ausziehen könnte, ausziehen werde. Das Übrige, hochgeehrte und geliebte Amtsgenossen, liegt an euch. Ich hoffe, daß ihr den, den ihr mit so viel Wohlwollen und Offenheit aufgenommen, nicht verlassen werdet. In solcher Hoffnung, in solcher Dankbarkeit bitte ich um eure Freundschaft und euer Wohlwollen

und werde durch euer Anſehen, euren Rat, euer Beiſpiel alles vollbringen.

„Ich komme nun zu euch, und richte an euch das Wort, geehrte Kommilitonen, teuerſte Jünglinge. Es giebt Leute, wie denn die Menſchen mit Worten und Namen zu ſpielen, anzuſpielen und ihr ſpöttiſches Spiel zu treiben pflegen, die mich den Teutonen und andere, die mich den Deutſchen genannt haben. Beides mit Unrecht; denn dies enthält zu viel Lob, und das andere zu viel Tadel. Ich mache mir dies zum Scherz oder Spott Geſagte zu eigen, um euch in kurzen Worten auseinander zu ſetzen, welch ein Unterſchied zwiſchen teutoniſchem und deutſchem Leben ſei. Teutoniſch leben bedeutet ein grobes und rauhes Leben und Benehmen, wilde Sitten, einen wilden und thörichten Sinn, kurz alle Ungeſchliffenheit und alle Fehler unſerer Vorfahren. Darum hat es bei den Ausländern — ich meine bei den romaniſchen Völkern, den Franzoſen, Italienern, Spaniern — einen üblen Klang. Deutſch leben aber iſt ſo viel als heilig und keuſch leben, und was ſchön und ehrbar iſt, ſuchen und pflegen; die Deutſchheit (daß ich dies Wort gebrauche) ſchließt alle Tugenden der Vorfahren in ſich: Keuſchheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, die heilige Scham vor den Menſchen, die heiligere Furcht vor Gott; die Deutſchheit hat einen ſo tiefen Begriff, daß ſie nur mit Gedanken erfaßt, mit Thaten nie erreicht werden kann. Nach dieſer Deutſchheit müſſen wir ſtreben, ſie müſſen wir pflegen, Lehrer und Schüler, Alte und Junge. O glücklichſte Jugend, tauſendmal glücklicher als wir! in der die ſchwarzen Sorgen noch nicht Platz genommen haben, die undankbare Arbeiten, läſtige Geſchäfte noch nicht ſtören, der mit allen Bildern und Gleichniſſen höchſter Tugenden und tiefſter Ideen noch zu ſpielen erlaubt iſt, ſo daß man mit Recht jenes Wort des Vergil auf ſie anwenden mag: O allzu glückliche Jünglinge, wenn ſie wüßten, wie gut ſie's

haben! Denn wie weit ſteht euch jedes Feld der Ergötzlichkeit und Freude offen! Alle Muſen und Grazien ſind euer, euer ſind alle Annehmlichkeiten, Lieblichkeiten, Reize, Scherze, Spiele; auch die Spiele der Schwerter und die Übungen und Gefechte der Waffen, wenn ſie angeſtellt werden, die Seelen und Leiber zu ſtärken, und wenn Gott und die Geſchicke es verlangen, ſie den Feinden des Vaterlandes entgegenzuhalten und entgegen zu werfen, nicht aber, um in tödlichen Kämpfen, wie wir etliche beklagenswerte Denkmale derſelben auf unſerm Friedhof haben, euch ſelbſt einander, o des Jammers, zu töten. So mögen heitere und ergötzliche Tage euch glücklich und unſchuldig durch die holde Jugendzeit hinführen, nicht jenes teutoniſche Weſen, deſſen Ruhm darin ſteht, die Nacht mit Trinken hinzubringen, die Händel mit dem Schwerte auszumachen und zu ſühnen und nach zu vielen und unziemlichen Trinkgelagen auf der Bärenhaut, wie man's nennt, zu liegen und zu ſchnarchen. Tacitus ſagt um den Anfang des zweiten Jahrhunderts unſeres Zeitalters von unſeren Vorfahren: mehr gelten bei ihnen gute Sitten als anderwärts gute Geſetze. Denn das ſollt ihr wiſſen, daß alle Kraft und Würde der Geſetze in den Sitten liegt, und daß allein durch den freien Gehorſam gegen die Geſetze ein freier und edler Mann ſich bilde. Wenn ihr mit dem Namen und Ruhm deutſcher Jünglinge euch ſchmücken wollt, dann müßt ihr zu allererſt deutſche Sitten pflegen und bewahren und Hände und Herzen von Schmach und Unrecht gegen Perſonen und Sachen zurückhalten und behüten. Dann wird es geſchehen, und gebe der gütige Gott, daß es geſchehe! daß ich mehr ein Billiger und Lober eurer Sitten ſein könne, als ein ſtrenger und trauriger Vollzieher der Geſetze ſein müſſe, daß ich mit dankbarem Gemüte — denn ich bedarf eurer Gunſt, und um dieſe Gunſt bitte ich und erſuche ich euch — daß ich mit dankbarem Gemüte nach Ablauf eines Jahres euch zurufen könne:

Übung in edelen Künſten
Macht von der Wildheit frei, bildet ein weiches Gemüt.

Laßt uns mit dem Einen und Größten dieſen Worten die Krone aufſetzen und — was für Preußen, Deutſchland und für ganz Europa und die Chriſtenheit gut, glücklich und gedeihlich ausſchlagen möge — zu Gott die Hände und Herzen emporrichten, daß er die Regierung unſers mächtigſten und mildeſten Königs, deren Anfänge wir in dieſen Tagen mit Gebeten und Gelübden gefeiert haben, mit langem und glücklichem Frieden, mit allem Ruhm der Gerechtigkeit und der Tapferkeit, und wenn Kriege einbrechen, mit ſiegreichen Waffen beglücken und mein Amt, wie kurz es währe und wie klein es ſei, ſtill und ruhig vorübergehen laſſen möge. Amen."

Mit ſo deutſchen und frommen Worten begrüßte Arndt die ſtudierende Jugend, und dieſe drängte ſich begeiſtert um ihn her, aus ſeinem Munde Weisheit zu hören. Arndt dachte ſehr beſcheiden von dem, was er noch auf dem Lehrſtuhl leiſten könne. „Zwanzig Jahre", ſagt er, „hatte ich wie altes Eiſen ſtill gelegen, und war eingeroſtet und verroſtet. Ich war über mein Siebenzigſtes hinaus, zu alt für einen friſchen, lebendigen Mund. In dem Alter, wo alle Weiſeſten von dem Lehrſtuhl herabſteigen, ſollte ich für das Sprechen wieder hinaufſteigen. Ich zagte und zagte in dem Gefühl, daß meine Trompete lange zerblaſen war — — aber die Lage war ſo geſtellt, daß Weigerung von der königlichen Huld uud auch von manchen Fernſtehenden möglicher Weiſe als Trotz gedeutet werden konnte". Und die Studenten waren ſeiner Meinung nicht, ſie meinten, daß ſie von dem vielerfahrenen Greis, der in der bewegteſten Zeit der neueren Völkergeſchichte mitgelebt, mitgefühlt, mitgeredet, mitgehandelt hatte, etwas Tüchtiges empfangen könnten zur Belebung der vaterländiſchen Geſinnung und zur Aufhellung ihres Geiſtes. Mitten im halben Jahr, da die Vorleſungen ſchon begonnen waren, ward er gedrängt

ſelbſt auch mit Lehren wiederanzufangen. Manche, die nach Schluß des Halbjahres die Hochſchule zu verlaſſen gedachten, hätten doch gar zu gerne zuvor zu des Vaters Arndt Füßen geſeſſen, und ſo ließ er ſich denn bewegen und begann mit Übungen zur vergleichenden Völkergeſchichte und ſetzte ſie im folgenden Jahre fort. Er hatte in ſeinen rüſtigſten, friſcheſten Lebensjahren, wo man am beſten ſieht und merkt, viele Völker und Länder geſehn, hatte ihre Sitten, Weiſen und Sprachen zu verſtehen geſucht, hatte in den langen Jahren ſeiner Unthätigkeit vieles über den Gegenſtand geleſen und geſammelt. Er war alſo wohlgerüſtet und konnte den Zuhörern lebendige Bilder vergangener, namentlich, aber lebender Völker vorführen, zumal derer, welche in Europa die Hauptrollen ſpielen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Engländer, Schweden, Polen, Ruſſen und mitten in dieſem vielgliedrigen Leibe der europäiſchen Menſchheit entdeckte er das deutſche Volk als das warme Herz Europas, als das Volk, von welchem die tiefſten und ſegensreichſten Wirkungen auf die Menſchheit ausgehen. Seine Hoffnung war noch immer grün, daß Deutſchland, wenn es nur die Gottesfurcht und alle Tugenden, die es je geſchmückt, bewahrte, nicht untergehen könne, ſondern von Gott noch zu großem Segen für die Völker geſetzt ſei. Weil nun etliche Zuhörer Arndts baten, von dieſen Vorleſungen etwas drucken zu laſſen, damit ſie ein bleibendes Andenken mitnähmen, ſo hat er nicht nein ſagen wollen, und ſo iſt im Jahr 1842 bereits ein neues Buch des alten Arndt ausgegangen, „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte“, in welchem wir die Erfahrungen und Meinungen des aufmerkſamen Beobachters und fleißigen Forſchers zuſammengeſtellt beſitzen, ein Buch voll lebendiger Geſtalten und farbenreicher Bilder.

Durch des Königs Gnade empfing denn Arndt endlich auch die Papiere wieder, welche ihm vor zwanzig Jahren weggenommen worden waren, alle die Briefe und Aufzeichnungen,

welche dazu dienen sollten, den redlichen Mann als einen Schelm vor der Welt darzustellen. Wie waren sie zum Teil zerlesen, zerknittert und mit roten Strichen verpinselt! Wie viel Mühe hatte man sich offenbar gegeben, schwarze Gedanken aus den unschuldigen Blättern herauszuklügeln! Als nun einige Jahre darauf das alte Gekläff über Arndt von einer Seite noch einmal erhoben ward, da hielt er's für Zeit, dem Ding ein Ende zu machen, damit sein Name unversehrt auf die Nachwelt komme und niemand zu den Kindern sagen dürfe: euer Vater ist ein Schelm gewesen! Er gab 1847 einen „notgedrungenen Bericht aus seinem Leben" in zwei Bänden heraus, in welchen er seine Verteidigungen, die er vor den Ministern und vor den Gerichten gegeben, die Briefe und Papiere, die mit Beschlag belegt waren, sowohl die, welche für verdächtig, als die, welche nicht für verdächtig erfunden worden, abdrucken ließ. Und in diesen beiden Bänden liegt es sonnenklar vor den Augen aller Welt, was es mit jener bösen Untersuchung für ein Bewenden gehabt, daß sie aus politischer Angst und Verfolgungssucht angezettelt worden war und daß man nichts zu Wege bringen gekonnt, was der Verurteilung wert gewesen, es liegt in Briefen, welche die größten deutschen Männer wie Stein, Gneisenau, Schleiermacher und viele andere edle, tapfere Herzen an ihn gerichtet haben, am Tage, daß Arndt nicht an den Pranger gehört, wohin seine Feinde ihn gern gestellt hätten, sondern auf den breiten Stein, den Ort der Ehre.

Achtzehntes Kapitel.

Ein deutsches Gewissen im tollen Jahr.

Noch einmal ward der fast achtzigjährige Greis auf einen Ehrenplatz von dem deutschen Volke gestellt — im Jahre 1848. Das unruhige Übel Europas, die Franzosen, einer ruhigen, mit Ordnung gepaarten Freiheit nicht fähig, zwischen zügelloser Volksherrschaft und dumpfer Unterwerfung hin- und hergetrieben, hatten ihren König abermals verjagt und wieder einmal eine Republik errichtet, die nicht Frankreich allein, die aller Welt das Heil bringen sollte. Wie ein Blitzstrahl fuhr dies Ereignis in den Zündstoff, der in Deutschland angehäuft lag, und es brannte alsbald in allen deutschen Gauen. Es war viel Unzufriedenheit in unserm Vaterlande. Zu den alten Schmerzen über die Zersplitterung und Machtlosigkeit Deutschlands waren neue Gährungen gekommen. Überall gab es mehr oder minder gewaltsame Volksbewegungen. Aber kein Thron ward umgestürzt, kein Fürstenleben angetastet. Und als die Fürsten einen Weg einschlugen, der zu Deutschlands Einheit und Größe zu führen schien, scharte sich der Kern des Volks mit neuer Liebe um sie. Die Aussicht, die sie eröffneten, daß statt des heimlichen, schwächlichen Bundestages nun ein offner deutscher Reichstag geschaffen und auf ihm die deutschen Angelegenheiten von den besten deutschen Männern beraten werden sollten, erweckte in den edelsten Gemütern den hellsten Jubel. Mancher, dem die Seele brannte nach der glorreichen Zeit, welche die Sänger der Befreiungskriege vorausverkündigt, nach der Zeit des erneuten deutschen Reichs, mochte damals wieder das Lied von 1814 anstimmen:

Vaterland, in tauſend Jahren
Ward dir ſolch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

In den erſten Frühlingstagen, als das Vorparlament in Frankfurt a. M. verſammelt war, prangte die Stadt mit Tauſenden von deutſchen Fahnen, eine feſtlich frohe Menge bewegte ſich durch die Straßen der alten Krönungsſtadt und der Himmel ſah ſo hell und klar in das Treiben hernieder, als ob der liebe Gott ſelbſt ſein Wohlgefallen daran habe. Und als am letzten Abend dieſes deutſchen Frühlingsjubels Hunderttauſende von Lichtern brannten und der Freudenſchein in den Fluten des Mains ſich wiederſpiegelte, da war ein Jubel in dem Volke, als ob ein neuer Himmel und eine neue Erde werden ſolle. Aber die tiefer Blickenden merkten ſchon damals, daß es mit der Herſtellung der deutſchen Größe ſo leicht nicht gehen werde. Gegen die Fahne, welche an jenem Tage von treu geſinnten Männern und Jünglingen durch die Straßen getragen ward, mit der Inſchrift: Keine Republik, deutſches Parlament! erhob ſich eine Rotte, welche auf den Trümmern der Fürſtenthrone ihren babyloniſchen Turm aufzubauen gedachte. In dem Vorparlamente bedurfte es der gewichtigen, ernſten Rede eines Heinrich von Gagern, um die Pläne eines Friedrich Hecker zurückzuweiſen. Und ehe das eigentliche Parlament, die deutſche Nationalverſammlung, zuſammengetreten war, hatte bereits ein edler General, Friedrich von Gagern, ſein Leben im Kampfe gegen die Aufrührer in Baden verloren. Und dieſer Zwieſpalt unter den Deutſchen, zwiſchen denen, welche auf dem Wege geſetzlicher Ordnung Hand in Hand mit den deutſchen Fürſten zum Ziele ſteuerten und zwiſchen denen, welche die ſchwarzrotgoldne Fahne mit Freiligraths Wort deuteten: „Pulver iſt ſchwarz, Blut iſt roth, golden flackert die Flamme“, hat die Reichsverſammlung ge-

sprengt und hat alle Hoffnungen zu nichte gemacht. An dem Zwiespalt aber, der im Jahre 1848 durch die deutsche Nation ging, war der große Abfall schuld, der Abfall vom Glauben der Väter, von dem lebendigen Gott, von seinem eingebornen Sohn, der in Deutschland so sehr überhand genommen hatte. Es fehlte den Bestrebungen, die Zustände des gesammten Volks zu bessern, bei der Masse der Geist der Buße, die vor allem für das eigene Herz Erneuerung sucht. Die frommen Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege wurden damals wenig gesungen, das Kreuz war nicht, wie 1813 und 1814, das Zeichen, unter welchem man kämpfte, selbst die große deutsche Nationalversammlung ward ohne Gebet eröffnet, eine hochfliegende deutsche Begeisterung war allgemein vorhanden, aber die christliche Begeisterung lebte nur in kleinen Häuflein.

Als die deutschen Fürsten das Volk aufforderten, Abgeordnete zur Versammlung in Frankfurt zu wählen, da ward auch Arndts nicht vergessen. Die Pommersche Heimat wollte ihn wählen — es war zu spät. Am Rhein war er bereits von vier Wahlkreisen zum Volksboten auserkoren. Er nahm für „die stählernen und eisernen Solinger an.“ In der Mitte des Wonnemonats Mai zog er mit den andern in Frankfurt ein. Frau Gontard nahm ihn auf, in demselben Hause, in welchem er 1814 beinahe ein Jahr lang einquartirt war. Gleich anfangs hatte der Greis in dem Durcheinander, aus welchem die Ordnung für die Versammlung mühsam herausgeboren ward, einmal das Wort ergreifen wollen, war aber unverrichteter Sache von dem Rednerstuhl wieder abgetreten. Das Getümmel war zu groß. Da trat in der nächsten Sitzung ein Abgeordneter auf und sprach: „Heute morgen ist ein Mann auf die Tribüne getreten, und ohne zum Wort gelangt zu sein, wieder herabgestiegen. Es war der alte, greise Arndt. Ich glaube, wir sind ihm schuldig zu sagen,

daß wir nicht gewußt haben, wer es geweſen". Nun ward mit ungeheurem Sturm verlangt, Arndt ſolle die Rednerbühne beſteigen. Er konnte ſich dagegen nicht wehren und trat unter einem Jubel auf, der mit unerhörter Gewalt durch alle Räume der Paulskirche rauſchte. „Geſchmeichelt fühle ich mich nicht", ſagte er, „aber gerührt durch dieſe Anerkennung der Vertreter und Darſteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in deſſen Gefühl und Gedächtnis ich wenigſtens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der Einzelne verdient und gewirkt, iſt eine Kleinigkeit, es geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geiſtigen Entwicklung eines großen Volkes ſo mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier ſtehe, ein Greis jenſeit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl als ich erſchien — gleichſam wie ein gutes, altes deutſches Gewiſſen..." Er wollte noch weiter reden, aber das Jubelrufen ward ſo ſtürmiſch, daß er nicht mehr zum Wort kommen konnte. Ein öſterreichiſcher Abgeordneter ſtellte den Antrag, dem ehrwürdigen Arndt für ſein Lied: „Was iſt des deutſchen Vaterland?" den Dank des Vaterlandes darzubringen. Ein Badenſcher machte den Vorſchlag, ihm nicht nur für das Lied, ſondern für ſeine ganze vaterländiſche Wirkſamkeit zu danken, und nun erſchallte ein dreimaliges donnerndes Hoch! in der Verſammlung der Abgeordneten und der Zuhörer. Der alte Turnmeiſter Jahn trat auch auf: nun ſei das Vaterland endlich da, nach dem ſo lange die Frage gegangen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" und Arndt ſollte darum gebeten werden, zu ſeinem Lied einen Zuſatz zu machen, der auf die gegenwärtigen Verhältniſſe paſſe.

Auf dieſe Weiſe ward Arndt in der deutſchen Nationalverſammlung empfangen. Ernſt wie unter den Vertretern des deutſchen Volks klang ſein Wort auch im trauten Freundesverkehr. Am 14. Mai ſchrieb er an Charlotte von Kathen:

„Für Deinen christlichen Segen für das liebe Vaterland und mein schneeweißes Haupt nimm meinen innigsten Dank. Es ist eine Zeit, wo man wieder recht beten lernen muß, um durch Gott mit verdoppelter Kraft daran zu gehen. Wir müssen ja beten und hoffen, und die Hoffnung ist auch die stärkste in mir: daß Deutschland und überhaupt der germanische Stamm durch alle Wehen nnd Schmerzen, womit Gott unser bischen Weltgeschichte durchführt, zuletzt siegreich hindurchgehen wird. Aber Berge von Schwierigkeiten, und auch Hindernissen liegen vor, die nicht übersprungen werden können, sondern tapfer überschritten werden müssen. Ich werde wenigstens in Frankfurt wie ein gutes, altes, deutsches Gewissen rundwandeln und eben durch dieses Rundwandeln und Gespräche, wodurch in dieser Welt am meisten ausgerichtet wird, vielleicht manchen in die Bahn des Verstandes und der Möglichkeiten zurückführe. Gott walt' es!" Als ein gutes, altes deutsches Gewissen hat er sich in der Nationalversammlung gezeigt, und als das Bleiben in ihr mit dem guten deutschen Gewissen sich nicht mehr vertrug, ist er ausgetreten. Das deutsche Gewissen hat aber aus ihm gesprochen, so oft er in dem tollen Jahr in der Nationalversammlung oder außer ihr das Wort ergriffen hat.

Die Franzosen hatten wieder eine Republik gemacht, und weil sie ein eitles Volk sind, so haben sie jetzt wie sechzig vorher in die Welt hinaus posaunt, von Frankreich, von der französischen Republik aus müsse das Heil für alle Völker aufgehn. Und es hat leider Deutsche gegeben, die nicht verdienten Deutsche zu heißen, weil sie bereit waren, für die neue französische Freiheit alle Deutschheit hinzugeben in dem Wahne, als ob jetzt eine allgemeine Völkerverbrüderung zustande käme. Wie hat da das deutsche Gewissen Arndts sich geregt gegen diesen Völkerbrei, gegen die Umhalsung der Nationen, und gezeigt, daß die Freiheit für Deutsche eine deutsche

Freiheit, daß das erſte die Größe der deutſchen Nation ſein müſſe und das zweite erſt die freie Bewegung des Einzelnen. Er ſchrieb gleich im Frühling für den lieben Bürgers- und Bauersmann ein Büchlein: „Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutſchland". „Die Franzoſen", ſagt er darin, „beginnen jetzt zum zweitenmal den Verſuch mit einer Republik, und dieſe Republik heißt nun mit einem Male eine Erſcheinung, wie ihresgleichen auf Erden noch nicht geſehen worden iſt. Die jüngſte franzöſiſche Umwälzung iſt nach dem Evangelium von La Mennais und den Phantaſien von Lamartine, wie es heißt, durch die Herzen und Fäuſte der Armen und Mühſeligen im Volke vollbracht. Man rühmt, ſie ſei auch für die Armen nnd Kleinen gemacht, ſie bedeute langen, ja ewigen Frieden der Welt, eine allgemeine, fortſchreitende Befreundung und Verbrüderung aller Völker, Abſchaffung der ſtehenden Heere, Abſchüttelung faſt aller Laſten Abgaben und Steuern, welche die Völker drücken. Kurz, das Geläute des Tages klingt ſo lieblich, als ob das junge Geſchlecht einem paradieſiſchen Zuſtande auf Erden entgegenginge, wo das längſt verſchollene Zeitalter der Jugendwelt wieder erſcheine, wo die von der Erde längſt verſchwundenen Göttinen Gerechtigkeit und Friedſeligkeit die Völker beglücken, wo man mit gebührlicher Ausgleichung der Kräfte und Mittel des Menſchengeſchlechts mit der halben Mühe und Arbeit, als bis jetzt nötig war, von den Gaben und Gütern dieſer Erde doppelten Genuß pflücken werde. Solche neuen Wunder verheißen und predigen uns dieſe Franzoſen, welche viel unruhiger, unſtäter, neuerungsſüchtiger und meuteriſcher ſind als wir ſtille bedächtige Deutſche". Er glaubte nichts von dem, was die Franzoſen verhießen, und hatte recht. Er kannte ſie zu gut. Als Arnold Ruge, ein Deutſcher, der lange in Paris Deutſchland geſchmäht hatte und nun herauskam und auch in die Nationalver-

ſammlung gewählt ward, vor derſelben rühmte, daß die Franzoſen nun keinen Herrn mehr über ſich hätten, rief Arndt ihm zwiſchen die Rede hinein: ſie werden aber bald wieder einen bekommen! und es währte nicht lange, da machte der General Cavaignac dem wüſten republikaniſchen Weſen mit Kartätſchen und einem furchtbaren Blutvergießen ein Ende, und wieder nach einer kurzen Weile ſtand ein Napoleon an der Spitze Frankreichs als Präſident, und der warf ſich bald zum Kaiſer auf und that die Ernte der Revolution für ſich ein. Und als die Schwindler, denen an Deutſchland nichts lag, die unter dem Aushängeſchild einer Völkerverbrüderung allgemeine Verwirrung verkündigten, für die Polen in der Nationalverſammlung ſich erwärmten, da erinnerte Arndts deutſches Gewiſſen daran, daß wir den Polen nichts ſchuldig ſind, daß wir vor allem an Deutſchlands Größe zu denken haben und nicht an die Herſtellung eines Reichs, das zerſtört ward, weil es keine Lebenskraft in ſich hatte. „Wer ſich zum Schafe macht, den frißt der Wolf", das Wort wandte Arndt auf die Polen an, und damit wir Deutſche uns nicht als dumme Schafe zeigten, die nicht für ſich ſelbſt tüchtig einſtänden, mahnte er, doch vor allem Deutſchlands Einheit, Größe und Freiheit zu ſchaffen. Er wies darauf hin, wie die Polen die Deutſchen verachten, wie ſie, die ein Volk von Herren und Livreebedienten ſeien, ohne tüchtigen Mittelſtand, ſich hochmütig über die Deutſchen erheben, wie die Polenführer es öffentlich ausſprechen, daß das Volk der Mühe und Knechtſchaft, das deutſche Volk ihnen unterworfen oder vertilgt werden müſſe: daß dann erſt das meſſianiſche Zeitalter der chriſtlichen Ritterlichkeit und Herrlichkeit und glorreichen Freiheit beginnen werde. Er zeigte die übermütigen Prahlereien eines Volkes, das weder in Kunſt und Wiſſenſchaft, noch in einem andern Zweige höherer menſchlicher Bildung und Veredelung einen Namen hat. „Und ſolche", ruft er aus, „die ſolches

von eurer Zukunft weissagen, sollt ihr dumme Deutsche in zusammenschmelzender Zärtlichkeit umhalsen?"

Das deutsche Gewissen war es, welches ihn auch zum Kampfe gegen die Republik aufrief. Denn es war offenbar, daß in einer deutschen Republik alle deutsche Kraft und Eigentümlichkeit hätte untergehen müssen. „Was wollen diese deutschen Republikaner?" fragte er. „Wenn sie überhaupt etwas wollen können, wenn sie einen Gedanken haben können, so wollen sie mordliche deutsche Verwirrung uud Umkehrung oder zerstückelnde Schwächung unsers Volks. Eine große deutsche Republik, eine Republik von 45 Millionen Menschen, eine allgemeine ganz deutsche Republik, wie wollt, wie könnt ihr die zustande bringen? Nur durch Umkehrung und vollständige Schleifung aller Dinge, durch Verjagung aller deutschen Könige und Fürsten, durch Ausrottung aller Fürstenhäuser. Aber ich sage euch: so weit sind wir noch nicht, als ihr euch einbildet und den Völkern einbilden möchtet. Wahrlich, es würden die Stämme und Völkerschaften für manche ihrer Fürstengeschlechter in Treue bis zur Vernichtung kämpfen; aber freilich in solchem unseligem Kampfe würde Deutschland zerrissen und die auf Raub lauernden Fremden könnten im Osten und Westen dann nur zugreifen. — Aber statt einer großen Republik, könnte es nicht gelingen, Republikchen zu stiften? — Ei, da habt ihr das Geheimnis da bricht es heraus. Freilich Republikchen, versteht sich, unter dem Schutz des großen Frankreichs, wie die weiland Cisalpinische, Ligurische, Batavische, Rhenanische u. s. w. Wir haben ja die Erfahrung gehabt, wo all diese prächtigen Namen weiland hingefahren sind. Solches Spiel sollten wir die losen, tollen Gesellen mit uns spielen und uns im Osten von Russen und Polaken, im Westen von den Welschen berupfen und zerreißen lassen? O die herrliche Verjüngung und Kräftigung des freien Deutschlands, die solche uns bringen

wollen! .... Thoren weiſen auch auf die nordamerikaniſche Republik hin: ein Unſinn in der Hinweiſung und Vergleichung, weil dies Amerika mit allen ſeinen Zuſtänden, wo die Menſchen ſich nicht drängen, wo eben die Erde noch einzunehmen iſt, mit den Ländern wie Frankreich und Deutſchland, wo in manchen Gauen 5000 bis 7000 Menſchen auf einer Geviertmeile mit allen Leidenſchaften und Bedürfniſſen der Not und der Verfeinerung und Überverfeineruug ſich drängen und ſtoßen, von einem verſtändigen Manne nicht verglichen werden könnte. — Und auch in dieſem Nordamerika iſt nicht alles Gold, was glänzt. Es ſind dort allbekannte, wüſte und geſetzloſe Widerlichkeiten und Gräulichkeiten genug, welche Europa Gottlob nicht hat. — Und die Freiheit, die geprieſene Freiheit und Freundlichkeit dieſer nordamerikaniſchen Eidgenoſſenſchaft in ihren verſchiedenen Ländern? Schämt euch, ihr unwiſſenden Freiheitſchreier, die ihr uns Ausgelaſſenheit für Freiheit, und Verwüſtung für Geſetzlichkeit bringen wollt — herrſcht nicht in vielen Landen dieſer glückſeligſten, wohlfeilſten Republik noch bis dieſen Tag die ſcheußlichſte Sklaverei? gibt es dort nicht ordentliche Menſcheuſtutereien, wo man Menſchen ohne Ehe und Ehre und Heiligkeit irgend eines Geſetzes wie Rinder und Pferde zum Kauf und Verkauf zeugen und auffüttern läßt? wo man die frommen Prieſter wegjagt oder tötet, welche ihnen das Heil der Erlöſung und Vermenſchlichung bringen wollen?“

Ein Deutſchland, ein einträchtiges, ſtarkes Deutſchland unter einem deutſchen Kaiſer — das war Arnds Sehnſucht wie in den Jahren 1813 und 1814, ſo in dem Jahre 1848. „Wer ſoll dieſes Haupt ſein? und wer kann dieſes Haupt ſein? ſo fragt er in ſeinem Glaubensbekenntnis für die deutſche Gegenwart im April 1848. „Kein anderer als der mächtigſte deutſche Herr, der König von Preußen, um welchen, als um den Kern der Macht, die kleineren ſich ſcharen müſſen.

Er ist auch durch die Lage seiner Länder als ein König der Inseln und Küsten und als ein Seekönig und durch die Mannigfaltigkeit der Stämme, die unter seinem Scepter wohnen und von einer Grenze zur anderen durch ganz Deutschland hinlaufen, zu dieser erhabenen Stelle berufen. Österreich, welches durch Metternichs jämmerlichste, kurzsichtigste und undeutscheste Politik aus Deutschland halb herausgespielt ist, durch Metternich, der nicht den Mut hatte, in den Jahren 1814 und 1815 Belgien und Elsaß und Lothringen zu fordern und festzuhalten — Österreich, obgleich beinahe über vierzig Millionen Menschen herrschend, doch eben durch diese Herrschaft über vier, fünf verschiedenartige Völker in ihm selbst wie an allen Gliedern gefesselt und mit vielen undeutschen Verwicklungen und Verschlingungen kann es bei den ganz anders gestellten Volks- und Weltverhältnissen nicht mehr sein.

„Wie denke ich mir die Hauptzeichen dieses deutschen Kaisers und Königs? 1. Er hat im Volk- und Fürstenparlament die Oberstimme, wie auch bei den Gesandtschaften, Bündnissen, Kriegs- und Friedenshandlungen mit den fremden Völkern. 2. Er hat über Heer und Flotte den unbeschränkten Befehl.

„Deutschlands Stellung mit und unter Preußen bloß als Obersten für die auswärtigen Verhandlungen und für den Krieg könnte eine der edelsten Erscheinungen der Geschichte werden. Viele Könige, Fürsten, Freistädte, kleine Republiken mit 25 bis 30 verschiedenen Hauptstädten, Mittelpunkten einer allgemeinen höhern Bildung und einer schönen mäßigen und mannigfaltigen Anregung und Belebung der schaffenden und fortbildenden Geister .... Jeder Fürst hätte in seinem Staate im Frieden die volle Herrschaft (Verwaltung, Rechtspflege, Heerbildung u. s. w.) nur daß, wie es ja auch jetzt besteht,

der Bestand und die Ordnung des deutschen Heerwesens gegenseitiger Musterung und Besichtigung unterläge. Nur im Kriege schwiege der Befehl der verschiedenen einzelnen Herrscher und geböte der Kaiser als Diktator" (unumschränkter Befehlshaber.)

Es läßt sich denken, daß ein Mann wie Arndt, der gerne alle Mannigfaltigkeit innerhalb des deutschen Volkes gelten ließ, wenn sie nur der Kraft und Einheit nicht Abbruch that, der gerade in dieser Mannigfaltigkeit die Freiheit und Schönheit des deutschen Volks erkannte, nicht mit den Republikanern in der Paulskirche dafür gestimmt haben wird, den Adel abzuschaffen. „Auch ich", sprach er dort, „auch ich glaube an die alttestamentliche Lehre, daß wir alle gleiche Adamskinder, daß wir alle gleiche Brüder eines Blutes und eines Mutes sind . . . So weit bin ich einig mit der Urlehre vom Menschengeschlecht, auch darin einig mit dem Grundsatze, daß es hinfort keine auszeichnenden, ausschließenden, das Volk drückenden oder verdrängenden Standesvorrechte mehr geben dürfe, daß diese auf immer abgeschafft, daß hierin eine würdige, unverletzliche Gleichheit ausgesprochen und geschaffen werden müsse. Aber die Namen und Ehren der Vergangenheit, die Erinnerungen der Geschlechter, welche wie einzelne Denkmäler, Pfosten und Säulen allerdings am Wege der Geschichte allenthalben stehen oder liegen und welche manche der Idee der Gleichheit wegen auch zertrümmert haben wollen, weil dieser und jener möglicher Weise wie an Steinen des Anstoßes daran stoßen könne — diese durchstreichen, diese Ebnung und Gleichung, ja Wegschleifung aller Gipfel und Höhen, welche durch die Welt ragen und durch die Zukunft ragen können und dürfen — dies heißt nur Zerreißung der Ehren und Zierden der deutschen Geschichte und, gelindest gesagt, Zerreißung heiliger Gefühle und Erinnerungen."

Iſt denn Arndt ein anderer geworden im Laufe der Zeiten, da er ſonſt ſo tapfer für die niederen Stände eintrat und hier für den Adel? Er iſt derſelbe geblieben, aber wie ihn ſein deutſches Gewiſſen vor Zeiten getrieben, die Tyrannei anzugreifen, welche vom Adel ausging, ſo widerſetzte er ſich hier der Tyrannei, welche von den niederen Ständen geübt werden ſollte. Und für ſein Volk hatte er noch immer ein Herz! Es war im Jahre 1848 viel die Rede vom Proletariat, von den armen Leuten, die an nichts Reichtum haben, als an Kindern, und die in einen beſſern Zuſtand verſetzt werden ſollten. Allerhand thörichte Verſuche wurden gemacht. Das deutſche Gewiſſen gab dem ehrwürdigen Arndt den rechten Rat ein, das alte, ſchlichte: „Bete und arbeite!“ die Mahnung zu chriſtlicher Zucht und Frömmigkeit, zu deutſchem Fleiß und Sparſamkeit.

„Geliebte Männer und Freunde, geliebte Landsleute, die ihr in kleinen Häuſern und Werkſtätten, die ihr in Strohhütten wohnet, zu euch ſpricht hier ein Mann, der aus eurem Stande heraus geboren und erzogen iſt, der in manchem frommen Bauer und Tagelöhner, in manchem einfältigen und doch gottgelehrten Schuhmacher und Zimmermann größere Ehre und größeres Glück gefunden hat, als man ſich von dem Glanze der Paläſte und Schlöſſer einbildet. Der Segen des Herrn, der dem Vater Adam fiel: „im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen“ iſt der beſte Segen des ſterblichen Menſchen; es iſt der Segen, der für jeden Redlichen, ſei er hoch oder niedrig, groß oder klein, gilt und gelten wird bis ans Ende aller Dinge. Dieſer Segen wird ausgeſprochen in den lateiniſchen Worten ora et labora: bete und arbeite .... Es iſt in dieſem Segen Gottes, es iſt in der ſtillen Hauswirtſchaft von Adam und Eva, in dem einzelnen Haus oder Häuschen der geſchloſſenen Familie alles gute, menſchliche und göttliche Leben verſchloſſen, was auf

Erden möglich ist. Was haben die tollen und wilden Propheten dieser Tage, die Baalspriester eines irdischen Glückseligkeitsdienstes, die kaum an einen Gott glauben und den Menschen die Ewigkeit nehmen, nicht für unendliches Traumglück bauen gewollt, Träume, die mit den Titeln socialistischer und kommunistischer Gesellschaften in hundert und tausend Büchern und Verkündigungen umhergetragen werden, die zum Teil die Aufhebung alles Besitzes, vollständige Gemeinschaft der Arbeit und des Vermögens, ja die Gemeinschaft der Weiber und Kinder und die Auflösung aller Familienbande und aller Hauserziehung predigen!" .. Dagegen weist Arndt auf einen tüchtigen frommen Ehestand hin, als auf die Quelle des Glücks und den Boden gesunder Erziehung. „Alles hat seine von Gott gewiesene Zeit, auch der Ehestand, und dieser am allermeisten. In der Regel soll der deutsche Mann 28 bis 35 Jahre alt sein, ehe er an die Hochzeit denken darf; denn die zu frühen Ehen sind keine Pflanzschulen der Sittlichkeit, sondern eben meistens der hülflosesten Armut und des äußersten Sittenverderbnisses .... Die Not des Menschen, der sich bettet, wo er kaum einen Pfühl unterzulegen hat, die kann kein Gott im Himmel und der beste Staat nicht wenden; sie und die Leichtfertigkeit, womit die Ehen geschlossen werden, ist der Hauptjammer unsrer Tage. Dahinein, in diesen trüben Spiegel wird unsere Obrigkeit schauen müssen, dahinein müsset ihr schauen und bessern helfen, soviel ihr könnt, ihr ehrbaren und ehrenfesten Altmeister in den Städten, und ihr Schulzen, Richter, Schöffen und Ältesten in den Dörfern. Diese Übel kann keine Umwälzung, keine Verkündigung von Rechten, kein Parlament bessern — sie sind nur durch die Sitte und durch Gott zu bessern. Durch die Sitte, d. h. durch neugeschaffene verständige Einrichtungen und Ordnungen, zum Beispiel durch wieder festzusetzende Wanderjahre der Gesellen, durch ein würdiges Urteil

und Vorurteil der Ehrenhaftigkeit, das man wieder in den Gewerken herrſchend macht, durch die rechte chriſtliche Vorſtellung von der Würdigkeit und Heiligkeit der Ehe. In der Beziehung muß Ehre und Sitte größere Macht üben, als Geſetze können. Hier in der Ehe, in der ſtillen Hütte. in der einſamen Kammer ſoll die Sitte wohnen und ſoll Gott mitwohnen und mitregieren, ſonſt wird hier nicht glücklich gewohnt. Gott ſagſt du; aber wo iſt Gott? wo iſt der fromme, freundliche, chriſtliche Gott, der allen Jammer ſtillende, der alle Freuden heiligende Gott? Haben die Menſchen noch einen Gott? wollen ſie noch einen Gott haben, die Menſchen unſrer Tage? fragen viele, welche von manchen Erſcheinungen des Tages zu ſchmerzlich berührt werden.

„O, ich thue dieſe Fragen einer Verzweiflung noch nicht, die, wenn ſie einen Grund hätte, den Untergang alles Schönen und Heiligen bedeuten würde. Deutſche Einfalt des Herzens und Glauben an die himmliſchen Güter ſind doch noch nicht von der deutſchen Erde verſchwunden. Zwar wie wir uns im Guten und Böſen, in fürchterlichen politiſchen Umwälzungen in ganz Europa umherwerfen und zerhadern, wie groß in den irdiſchen Gebieten das Getümmel iſt — in demſelben Maße toſt und ſtürmt es auch auf dem himmliſchen Gebiete, ſo viele Streite, Spaltungen und Secten der verſchiedenen Kirchen erheben ſich gegen einander. Doch auch hier ſollen wir nicht verzweifeln, ſondern endlichen Frieden hoffen. Wir müſſen doch fröhlich geſtehen, daß die meiſten dieſer Streitenden Gott ſuchen; wir müſſen hoffen, daß ſie Gott finden werden. Denn Jeſus Chriſtus und das Wort ſeiner göttlichen Offenbarung lebt in Ewigkeit und die Pforten der Hölle werden es nicht überwinden.

„Da wo die Heiligung des Lebens durch das Chriſtentum fehlt, da wird auch nimmer ein würdiges Bürgerleben, noch eine edle Freiheit lange beſtehen und dauern. In ihm

iſt jegliche Erhaltung und Verjüngung des edleren und höheren geiſtigen Lebens . . . Alſo bleibt unſer Schluß und Beſchluß: Nur wer das ora et labora, das bete und arbeite recht gelernt und erkannt hat, wird der rechte Bürger ſein, der die wahre Bürgerfreiheit und Bürgerehre, ich meine unſer politiſches Glück würdig fördern kann."

Wie die Stimme des deutſchen Gewiſſens klang denn Arndts Stimme in Frankfurt a. M. Er hat ſie mehr noch als in der Reichsverſammlung im Kreis der Freunde laut werden laſſen. Es läßt ſich denken, daß er in vielen Häuſern ein immer willkommener Gaſt geweſen iſt. Und ſeinen lieben Wirten hat er ſinnige Gaſtgeſchenke mitgebracht in Lied und Spruch. „Die Blätter der Erinnerung meiſtens um und aus der Paulskirche" geben Zeugnis davon. Freunden und Freundinnen bietet er am feſtlichen Tag den feſtlichen Klang ſeiner Harfe, in welcher noch immer der alte fromme, deutſche Ton lebt. Der Jugend, die ihm das Gedenkbuch darreicht, ſchreibt er mit der Kürze des Sinnſpruchs treffliche Regeln fürs Leben hinein. In der Nationalverſammlung aber ſaß der Mann mit dem ehrwürdigen weißen Haupte unter der Schar derer, welche mit der edelſten Geſinnung für Deutſchlands Wohl die größte Beſonnenheit verbanden. Da es bei ſolchen großen politiſchen Verſammlungen ohne Parteibildung nicht abgehen kann, da es notwendig iſt, daß die Geſinnungsgenoſſen ſich feſter zuſammenſcharen, um in dem großen Kampfe der Rede und Gegenrede auf ihr Ziel feſt und ſicher loszuſteuern, ſo hielt ſich Arndt zur Partei des rechten Centrums, zu denen, welche mit allem Ernſt Deutſchland aus der revolutionären Gährung zu feſter Ordnung zu führen trachteten, die Freiheit nur auf dem Boden geſetzlicher Ordnung wollten und es darum für wünſchenswert hielten, daß die Nationalverſammlung, um ihre Beſchlüſſe durchzuführen, die Mitwirkung der beſtehenden Regierungen in Anſpruch

nehme, welche auch die Eigentümlichkeit der einzelnen deutschen Stämme und ihrer Staaten nicht mehr zurückzudrängen wünschten, als die Einheit des Gesammtvaterlands erforderte. Mit dieser Gesinnung hat er dann die Schmerzen und Freuden der guten Deutschen ein Jahr lang in der Nationalversammlung mit durchgemacht. Er hat den Reichsverweser Erzherzog Johann wählen und nach Frankfurt holen helfen und an dem Jubel Teil genommen, der ihn in der alten Kaiserstadt empfing. Er hat die furchtbaren Kämpfe miterlebt und mitgefochten, die sich in der Nationalversammlung im September 1848 entspannen, als Preußen mit Dänemark in der schleswig-holsteinschen Sache einen Waffenstillstand geschlossen, zu dem es durch die Lage Preußens, namentlich seiner Ostseeprovinzen, gedrängt ward, in welchem aber die Ehre Deutschlands nicht genug gewahrt war. Er hat dann auch den Becher der Wermut mit sovielen Deutschen trinken müssen, daß, aufgehetzt durch die Linken in der Nationalversammlung, die Volksmenge draußen gegen dieselbe sich erhob, daß ein Straßenkampf sich entspann und daß elende Buben zwei der trefflichsten unter denen, welche Deutschland nach Frankfurt ins Parlament gesandt, den Fürsten Lichnowsky und Hans von Auerswald meuchlings ermordeten. Da rief das alte deutsche Gewissen:

Wie? sind dies deutsche Fahnen?
Die Farben roter Wut?
Will deutsche Kämpfe mahnen
Das Rot an Brust und Hut?
Wie? Rot der welschen Seine
Das mahnte deutschen Mut,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutsche gut?

Zwei Helden sind gefallen,
Nicht wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelschallen

Auf blut'gem Schlachtenfeld!
Sie haben andre Roſen
Weiland gepflückt im Streit;
Was war den Waffenloſen
Hier für ein Kampf bereit?

Mein Deutſchland, Land der Treue!
Mein Deutſchland, Land des Muts!
Wann löſchet lange Reue
Die Flecken ſolches Bluts?
Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutſchen Ruhmes Reige!
O deutſcher Ehre Gift!

O wehe, dreimal wehe!
Weh dieſer düſtern That!
Nein, meine Seele gehe
Nie mit in ſolchen Rat!
Der Ruhm, den Mörder haſchen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! nimmer wegzuwaſchen
Vom deutſchen Heldentum!

Arndt hielt in der Nationalverſammlung aus, bis ſie ihr Werk, Deutſchland eine Verfaſſung zu geben, vollendet hatte. Der Schluß dieſes Werks war die Kaiſerwahl. Er hat es erlebt, daß der König von Preußen, den er gleich im Frühling 1848 als den deutſchen Kaiſer bezeichnet hatte, von den Abgeordneten des deutſchen Volks gewählt ward. Schon vor der Wahl hatte Arndt gewagt, in einem freimütigen Briefe ſeinen König zu bitten und zu beſchwören, daß er die deutſche Krone ſich aufſetze. Ihm war bange vor Öſterreichs Einfluß, der bis dahin für die deutſche Sache nicht günſtig geweſen war. „Zu Gott und dem Könige darf man frei ſprechen, bitten und beten," ſchrieb er am 3. März 1849. „So trete ich hier vor meinen König, aus treueſtem Herzen betend, hoffend, bittend und aufweiſend, was dies alte Herz weiſen

zu müſſen glaubte... Ew. Majeſtät haben ſich aus der Fülle der Macht und aus der Überzeugung einer unvermeidlichen Notwendigkeit für einen ehrlichen ſtarken deutſchen Bundesſtaat, ſtatt des unehrlichen und ſchwächlichen früheren Staatenbundes erklärt, Sie haben gelobt alle Ihre Macht und alle Stärke Ihres Volkes der Stärke und Macht Deutſchlands hinzugeben. Deutſchland hat dieſem Worte geglaubt. Sie werden es nimmer brechen....“ Und dann, über die gewöhnlichen Formen, unter welchen ein Unterthan dem Könige naht, ſich wegſetzend, fährt er in feierlichem Tone fort: „Groß iſt die Gefahr des Augenblicks, aber herrlich iſt auch der Preis, der dem Mute winkt. Dir bleibt keine Mitte mehr. Wage, voll und ganz deutſch zu ſein; wage, Retter und Halter des deutſchen Vaterlandes zu werden; wage, alle ſeine Gefahren zu teilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage, ganz mit dem Vaterlande zu ſtehen, und Du wirſt ſtehen und beſtehen!“ Das war damals Arndts und vieler treuer deutſcher Männer Meinung, daß der König von Preußen unſerm Deutſchland helfen könne, wenn er die Krone annähme, welche die Nationalverſammlung ihm bot. Aber wer kann dem Könige zürnen, daß er die Krone zurückwies? In einem Briefe, den der König an Arndt ſchrieb, und in welchem er ſeine Meinung mit aller Wärme des Herzens, aber als vor dem Angeſichte Gottes ſtehend, ausſprach, weiſt er darauf hin, daß die Nationalverſammlung in Frankfurt keine Krone zu vergeben, ſondern nur eine Verfaſſung zu ſchaffen habe, und daß ein Kaiſer, der ſich der von ihr geſchaffenen Verfaſſung ohne Vereinbarung mit den deutſchen Fürſten unterwerfe, keine freien Hände habe. „Zuvörderſt das Bekenntnis,“ ſchrieb der König, „daß der ſcheußliche, ekle Schlamm des Jahres 1848 mir die Taufgnade nicht abgewaſchen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaſchen habe, und wo es nötig, noch abwaſche. Doch zur Sache — die große Verſammlung, die ſich deutſche Reichs- und National-

verſammlung nennt, von der ein erfreulich großer Teil zu den beſten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfaſſung zu entwerfen und demnächſt mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutſchlands zu vertragen. Wo iſt der Auftrag, der dieſe Männer berechtigte, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen ſie geſchworen, einen König oder Kaiſer zu ſetzen? Wo iſt der Rat der Könige und Fürſten Deutſchlands, der nach 1000jährigem Herkommen dem heiligen Reich ſeinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Beſtätigung vorlegt?..... Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden“ aufs Haupt; iſt keine Krone. Es iſt das eiſerne Halsband einer Knechtſchaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürſten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treueſten und tapferſten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das ſei ferne!... Als deutſcher Mann und Fürſt, deſſen „Ja“ ein Ja vollkräftig, deſſen „Nein“ ein Nein bedächtig, gehe ich in nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasſelbe dem gerechten Spotte ſeiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeſchichte Preis giebt, nehme ich nichts an, was meinen angebornen Pflichten nicht ebenbürtig iſt, oder ihnen hindernd entgegentritt. Ich habe geſprochen und meine Seele gerettet. — Dieſes Blatt, mein alter Freund, iſt für Sie allein, Sie müſſen die Notwendigkeit der Geheimhaltung einſehen. Ich mache ſie Ihnen zur Pflicht. Dringen Ihnen aber meine Worte in Kopf und Herz, verſtehen Sie es, daß ich, ohne mich ſelbſt zu verläugnen, nicht anders kann, dann ermannen Sie ſich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Beſonnenen und Könnenden erheben Sie Ihre Stimme im Parlamente, fordern Sie endlich das „Eine“,

was Not thut, und das fehlt, „die rechte Ordnung“ — Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes — Ihnen, teuerster Arndt, drücke ich die Hand aus Herzensgrund als Ihr wohlgeneigter König und guter Freund Friedrich Wilhelm.“

Der König ward dennoch zum Kaiser gewählt und Arndt war unter denen, welche nach Berlin zogen, ihm die deutsche Kaiserkrone zu bringen. Sie ward nicht angenommen. Mit dem Könige von Preußen lehnten drei andere deutsche Könige die Anerkennung der Wahl der Reichsversammlung ab, neunundzwanzig der übrigen Regierungen erkannten die Beschlüsse an. Und schon hatten die Republikaner angefangen, den Kriegsbrand unter das Volk zu werfen, unter dem Schein, als kämpften sie für die deutsche Reichsverfassung. Was sollten Männer wie Arndt nun thun? Sollten sie das Feuer des Bürgerkrieges schüren helfen, damit die Beschlüsse der Reichsversammlung durchgesetzt würden? Das konnten sie nicht. Sie mußten lieber darauf verzichten, die Reichsverfassung durchzuführen. Sie erklärten am 20. Mai ihren Austritt aus der Nationalversammlung, Arndt in Gemeinschaft mit Gagern, Dahlmann, J. G. Droysen, G. Beseler und andern Männern von deutscher Gesinnung, die aber auf der Bahn des Bürgerkrieges kein Heil für Deutschland sahen. Aus Frankfurt weg — hieß jetzt die Losung. Arndt verlor die Hoffnung nicht. Er rief aus:

Kaiserstolz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir fürs deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sagen überall,
Soweit deutsche Zungen klingen;
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.

Ach, wie ſollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unſern Kaiſerſchein.

Kaiſerſchein, du höchſter Schein,
Bleibſt du denn in Staub begraben?
Schrein umſonſt Prophetenraben
Um den Barbaroſſenſtein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäuſers Fels wird ſpringen,
Durch die Lande wird es klingen!
Frankfurt holt den Kaiſer ein.

Frankfurt hat den deutſchen Kaiſer freilich nicht eingeholt. Arndt kehrte in ſein Daheim nach Bonn zurück — hoffnungsvoll, auch wo der Anker der Hoffnung zerbrochen ſchien. Und ſeine Hoffnung iſt nicht zu Schanden geworden. Gott hat uns den Kaiſer gegeben nach der Abrechnung mit Frankreich, nach den glorreichſten Siegen, welche das ganze deutſche Volk unter des Preußen-Königs Führung erfochten.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Baum gepflanzet an Waſſerbächen.

Die Bibel ſetzet das Alter der Menſchenkinder auf ſiebenzig, und wenns hoch kommt, achtzig Jahre. Dieſes höchſte Alter hatte Arndt erreicht, als er von Frankfurt mit getäuſchten Hoffnungen in ſein Haus am Rheinufer zurückkehrte. Aber die Bibel ſagt uns auch, daß die Gnade Gottes an keine Zeit ſich bindet und giebt köſtliche Verheißung dem, welcher auf dieſe Gnade traut und nicht wandelt im Rate der Gottloſen, ſondern Luſt hat am Geſetze des Herrn: Der iſt wie ein

Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. Pſ. 1. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachſen wie eine Ceder auf dem Libanon. Die gepflanzet ſind in dem Hauſe unſers Herrn, werden in den Vorhöfen unſers Gottes grünen. Und wenn ſie gleich alt werden, werden ſie dennoch blühen, fruchtbar und friſch ſein. Pſ. 92. Dieſe Verheißung hat ſich an Arndt erfüllt. Gott hat ihm zehn Jahre zu dem bibliſchem Alter zugeſetzt und hat ihn im deutſchen Volke ſtehen laſſen nicht als einen alten, abgeſtorbenen Stamm, ſondern als einen friſchen, grünen Baum, der Blüthe und Frucht zugleich trug und in deſſen Zweigen allezeit fröhliche fromme Liedesweiſen erklangen.

Kaum war Arndt nach Bonn zurückgekehrt, da erſcholl die Nachricht von Gottfried Kinkels Gefangennehmung. Kinkel war Lehrer der Gottesgelehrtheit an der Hochſchule geweſen, aber einer, der im einzelnen gar wunderliche Meinungen hatte und überhaupt auf dem rechten Grund des Glaubens an den Gottesſohn nicht ſtand und nicht auf denſelben hinführen konnte. Viel beſſer verſtand er ſich auf die Dichtkunſt. Wie aber das Jahr 1848 kam, ward er mit in den Strudel der republikaniſchen Beſtrebungen hineingeriſſen, hatte ſich 1849 unter die Fahne des Aufruhrs geſtellt und war in die Hände des preußiſchen Heeres gefallen. Nun war Arndt ein offener Widerſacher Kinkels und ſeiner Geſinnungsgenoſſen, und wir haben ſelbſt die Reden gehört, die er gegen ſie geſchleudert. Aber wovor ihm graute, das war, wenn nun auch Preußen den Weg der blutigen Rache gegen dieſe Verblendeten betreten ſollte, wie er in Öſterreich eingeſchlagen worden war. Es ward eine Bittſchrift an den Prinzen von Preußen aufgeſetzt und Arndt war der erſte, der ſeinen Namen darunter ſchrieb.

Auch ſchrieb er an den General von Gröben die Warnung, Preußen nicht Blut durch Kriegsgericht vergießen zu laſſen. Er durfte in Preußen ſich deſſen wohl unterfangen. Sollt doch König Friedrich Wilhelm III. denen, die ihn zu ſchärferen Maßregeln in den demagogiſchen Umtrieben reizen wollten, geantwortet haben: „Dergleichen kann man anderswo wohl thun, aber bei uns geht es nicht.“ So blieb Arndt der ſelbſtändige Mann, der nicht auf die Stimme der Partei, ſondern auf die Stimme des Gewiſſens hörte. Sein deutſches Gewiſſen war noch immer wach. Wie viel Urſache zum Schweigen, zum ruhigen Verleben der letzten Jahre ſchien für Arndt in den traurigen Erfahrungen, die er in Frankfurt gemacht, und in ſeinem hohen Alter zu liegen! Aber ſein Mut war ihm noch ſo jung und feurig, daß er auch jetzt den deutſchen Jammer nicht anſehen konnte, ohne darein zu reden. Keine Wunde that ihm weher, als die dem deutſchen Leibe in Schleswig-Holſtein geſchlagen worden war. Hatte doch der Kampf dort ein ſchmachvolles Ende genommen, war doch keins der Rechte, für welche die Brüder im Norden ſich erhoben, ja für welche die deutſchen Fürſten ihre Regimenter hatten marſchieren laſſen, aufrecht erhalten worden! „Die elenden Künſte der Diplomatie“, wie ſie Stein zu nennen pflegte, hatten eine herrliche Provinz des großen deutſchen Vaterlandes dem kleinen Dänenkönig zu Füßen gelegt, und deutſche Krieger, die für die Rechte der Herzogtümer gekämpft, verkauften ſich aus Verzweiflung nach Braſilien. Da erinnerte ſich Arndt jener ſchmachvollen Zeit des vorigen Jahrhunderts, als deutſche Fürſten deutſche Unterthanen verkauften und Schubert das Lied ſang: „Auf, auf, ihr Brüder und ſeid ſtark, der Abſchiedstag iſt da!“ Und im tiefſten Schmerze rief er aus:

Heute, Achtzehnhundertfünfzig,
Heſſen, Angeln, Sachſen, Frieſen
Laufen in die Welt des Elends

Ehr- und Glücks- und Landverwiesen?
Ob dem Jammer bricht das Wort ab,
Wo die Ehre will zerbrechen —
Wo der Helfer? wo der Rächer,
Solche grimme Schmach zu rächen?
Still! es rufet: du sollst beten,
Christ, sollst glauben, lieben, hoffen;
Sperrt sich dir die deutsche Welt auch,
Ewig steht der Himmel offen.
Drum laß alles durcheinander
Fallen, stürzen, krachen, brechen,
Droben, glaube, waltet einer,
Der wird letztes Urteil sprechen.

In mannigfaltiger Weise hat er die Deutschen ermahnt, die Dänen nicht zu vergessen, noch im Jahr 1857 in einem Grab- und Ehrengesang auf Karl Vollertsen, der für die gute Sache Schleswig-Holsteins gefallen:

Steh fromm vor dieses Grabes Mal
So lange die Sonne geht zu Berg und Thal,
So lange schlägt ein treues deutsches Herz,
Und Hoffnung blicket himmelwärts,
Ruft Vollertsen: Streut mir Blumen, nicht Thränen
Doch auch: Vergesset nicht die Dänen.

Arndt verlor den Mut nicht, wie traurig sich auch Deutschlands Lage in den Jahren 1849, 50 und in den folgenden gestaltete. Wie er selbst noch jugendliches Feuer in sich verspürte, so glaubte er an die Jugendkraft seines Volkes. So frischen Mutes war der Vierundachtzigjährige, daß er im Jahre 1853 einen fünften Teil des Geistes der Zeit aussandte unter dem Titel: „Pro populo Germanico“ d. i. „fürs deutsche Volk“ und mit der Aufschrift: Sarò che fue, vivró com ho vissuto,“ zu deutsch: „Ich werde sein, der ich gewesen, und leben, wie ich gelebt.“ In der That — Arndt ist noch der Alte, es sind im Grunde dieselben Wahrheiten, die er schon vor

vierzig und fünfzig Jahren gepredigt. Nur die Zeit iſt anders geworden. Die außerordentlichen Erfindungen haben der ganzen Welt ein neues Anſehn gegeben. Es iſt eine Geſchwindigkeit und Lebendigkeit in den Verkehr der Völker gekommen, der vorher unerhört war. Aber Arndt ſchwindelt nicht vor all dem Neuen, er findet ſich in dasſelbe und iſt der Zuverſicht, daß Alles, auch die Rieſenfortſchritte im Materiellen, vom Geiſte kommen und, wenn das Volk nur den rechten Sinn habe, auch zum Geiſte führen müſſen. Herzerhebend iſt die fröhliche Hoffnung, die der Greis hat und mit welcher er uns Junge aufs Tiefſte beſchämt. Er will nichts davon hören, daß Deutſchland im Greiſenalter ſtehe und wohl bald einem andern Volke ſeine Stelle einräumen müſſe. „Der Deutſche," ſagt er, „zeigt in Einfalt wie in Dummheit, in Unſchuld wie in Rohheit und in hundert dahin ſpielenden Zeichen mehr als irgend ein Volk Europas noch alle verſchiedenen Stufen des Knaben- und Jünglingsalters, ja ich wage zu ſagen, er iſt als Volk noch kein Mann geworden, geſchweige denn ein Greis; ja ich möchte ſagen, wodurch ich eine gewiſſe Hoffnungsfülle für ſeine Zukunft ausſpräche: er läuft noch etwas wild in ſeinen Schlingeljahren herum." Man ſieht, daß Arndt nicht lauter Lob für die Deutſchen hat, aber weil ſein Volk ſo viel Schimpf von den Fremden ertragen muß und ſelbſt Deutſche die engliſchen, franzöſiſchen, ſogar ruſſiſchen Schimpfreden nachſprechen, als ob das deutſche Volk nichts weiter ſei als ein grübelnder Phantaſt, ein Nachtwandler und Träumer, der ſich die Erde unter den Füßen weggraben laſſe, oder ein verkommenes Volk, das nur noch zum Dünger für andere Völker paſſe, ſo iſt er mit einem rechten Stolze ſtolz und giebt nach ſeiner Weiſe wieder eine Überſchau über die Geſchichte Deutſchlands, um zu zeigen, was es gethan und gelitten und was es in der Welt noch leiſten werde. Und wie er da zuletzt auf die jüngſten deutſchen Schmerzen kommt, auf die wegge-

wehten deutschen Hoffnungen, da tritt die Frage in den Vordergrund: Preußen oder Österreich? wo ist die sicherste Bürgschaft für die Pflege des deutschen Geistes, für die Gründung eines kräftigen Deutschlands? Man muß ja sehnlich wünschen, daß Preußen und Österreich zusammenstehen, daß Österreich von Deutschland und insbesondere von Preußen nicht verlassen werde, man muß sich ja über jedes Zeichen freuen, daß der deutsche Geist angefangen hat, kräftiger als zuvor in Österreich zu wehen, aber man darf sich auch die Augen davor nicht verschließen, daß lange Zeit Österreich nach Deutschland nicht viel gefragt hat, wenn es desselben nicht etwa zu seiner eigenen Erhaltung bedurfte. Darum soll Deutschland, ehe es sich an Österreichs Leitung hingiebt, nach den Bürgschaften für Deutschlands Größe und Ehre fragen und vor allem sich nicht durch den Schein blenden lassen, der in dem Gedanken an jenes Großdeutschland spielt, das ganz Deutschland und ganz Österreich umfassen soll. Das ist kein Deutschland, in welchem Ungarn, Polen, Italiener und noch allerhand andere Völkerschaften mit aufgenommen sind, das ist kein Deutschland, in welchem nicht der deutsche Geist allein seinen Leib hat. Ein solches Reich wäre ein Riese, den man wohl anstaunt, von welchem man aber keine Thaten erwartet, wenigstens keine Geistesthaten, keine großen Bezeugungen des deutschen Geistes. „Solche Dicke und Größe, die man riesig nennen kann," sagt Arndt, „ist fast nie von Stärke und Gesundheit begleitet, wohl aber, wo irgend ein organischer Fehler in dem ungeheuren Leib ist, wird und wirkt er meistens viel gefährlicher auf die übrigen mitleidenden Teile, als ein Ähnliches in einem Leibe gewöhnlichen Maßes." Wer möchte nicht wünschen, daß Österreich immer deutscher würde und mit dem Gesamtvaterlande durch die starken Bande des innern und äußern Lebens immer genauer verbunden, aber wie soll Österreich, das sich bisher als der trägste Schüler des deutschen

Geiſtes bewieſen, Deutſchlands Führer werden? Man kann über Preußens Verſäumniſſe noch ſo ſehr zürnen, es iſt und bleibt dennoch der Bannerträger für Deutſchland. Das iſt Arndts Meinung. „Licht, Klarheit, Tapferkeit, hellſte geiſtige Mutigkeit, dieſes nordiſche lutheriſche Erbteil, iſt das eigentliche preußiſche Leben: Licht, Kunſt und Wiſſenſchaft heißt die Inſchrift der Fahne, unter welcher Preußen groß vorangeſchritten iſt und größer fortſchreiten wird ... Hier iſt nicht bloß auch ein wenig Deutſchland — wie die Prediger des Großdeutſchlands uns ſcheltend und prahlend von der Donau her zurufen — hier iſt das rechte Deutſchland, jenes Deutſchland, welches einmal das große Deutſchland werden und heißen wird: denn hier iſt Deutſchlands Kopf; hier liegen ſeine ſtarken Fäuſte ausgeſtreckt, die weit in die Welt hinausgreifen; hier blitzen ſeine hellen Augen, die weit in alle Weltteile und Lande hinausſchauen; hier fließen ſeine großen Ströme, die zu zwei Meeren führen; hier ſind die Küſten und Häfen, welche einſt in jenen beiden Meeren, in der Oſtſee und Nordſee, die Herrſchaft behaupteten ... Schon wird neben dem vortrefflichen Heere zu deutſcher Ehre und Freude eine preußiſche Flotte geſchaffen; ihre erſten Fahnen und Wimpeln fliegen über das Weltmeer; die Oſtſee hat die kühnſten und beſten Schiffer und Matroſen von Europa, durch welche dieſe Flotte gedeihen und bald ſo erſtarken wird, daß ſie wenigſtens den Ruſſen und Skandinaven dort nicht zu weichen haben wird."

Doch es iſt Deutſchland, um deſſen willen er auf Preußen hofft, und Deutſchland ſcheint ihm ſelbſt 1853 in keinem hoffnungsloſen Zuſtande. Er weiſt die, welche in Kurzſichtigkeit und Feigheit dieſe Zeit als eine durchaus teufliſche und entgöttlichte, als eine unchriſtliche und verruchte Zeit verſchrein und verdammen, auf eine Vergleichung mit den ſchrecklichen Zuſtänden der Vergangenheit hin, nicht nur auf unſern fortgeſchrittenen und verbeſſerten Ackerbau, auf unſre an Volksmenge, Gewerb,

Handel und Reichtum doppelt und dreifach gemehrten und geschmückten Städte, sondern auch auf die allenthalben gebesserten Zustände und öffentlichen Verhältnisse, auf die Schulen, Irrenhäuser, Krankenhäuser, Armenhäuser, Missionen, und er schließt daraus, daß wir ein sittlicheres, tüchtigeres, glücklicheres Volk geworden.

„Man schreckt mit Gewitterwolken, die an dem deutschen Kirchenhimmel aufsteigen," fährt er dann fort, „und will dem Protestantismus weissagen, daß er gänzlich in sich zerfallen und auseinander fallen, daß er der Raub der Jesuiten werden müsse, ja daß uns die Jesuiten möglicherweise wieder Feuerbrände auf unsere Tempel und Scheunen zusammenpredigen können. Ich kenne die unversöhnlichen Feindschaften und unsterblichen Gegensätze wohl; ich kenne wohl die Stärke des Papsttums, aber auch die Allmacht des Lutherschen Spruchs: Das Wort sie sollen lassen stahn. Dieses göttliche Wort hat ja die Kraft, die Schlacken, welche sich von Zeit zu Zeit an ihm ansetzen und selbst durch die Kraft aus und an ihm hervorgeschmiedet werden, wieder von sich abzuschütteln und in verjüngtem Glanze wieder zu leuchten.

„Soll ich endlich noch die Anklage des Materialismus unserer Tage zurückweisen, die Anklage der außerordentlichen Thätigkeit und Gerührigkeit der Menschen, die alte Adamsherrschaft endlich voll anzutreten und aller Gaben und Güter dieser Erde von einem Ende zum andern endlich in der That Herr zu werden? Nein, auch dieser Materialismus ist ein Zeichen des frischen lebendigen Geistes, der jetzt Deutschland belebt. Eben dieses lebendige Leben in unserm Volke ist uns Bürgschaft und Siegel des Geistes, nnd Verbürgung unsrer Zukunft.... Ein Volk, das soviel Mut und Geist hat als die Deutschen, kann als ein Raub schlechterer Völker nicht untergehen; die Sehnsucht eines großen Volkes nach Ehre, Macht und Majestät wird den Tag ihrer Erfüllung erleben.

Glaubet nur, haltet feſt und zuſammen!... Die Zeit iſt Gottes und ihre Stunde und Minute darf kein Sterblicher weisſagen, ſelbſt mit einem Apoſtel Paulus möchte ich nicht irren, aber das darf ich euch zum drittenmale zurufen: Glaubet! und haltet feſt und zuſammen!

„Meine übrigen Tage müſſen ja dahinſinken wie die letzten Schimmer eines Traums. Ich ſchaue von der höchſten Höhe des Alters in das tiefe Thal hinab, meine Abendſonne geht nicht mit Gold noch mit goldnen Hoffnungen zu Thal, aber von tapfern und männlichen Hoffnungen darf ich nicht laſſen. Ich vertraue dem Geiſt und dem deutſchen Geiſt und rufe mit allen tapfern Apoſteln und Propheten: De coelo et patria nunquam desperandum! Das heißt: am Himmel und am Vaterland ſoll man nicht verzweifeln.“

So friſch wie ſeine Hoffnung auf die Zukunft, ſo friſch war die Erinnerung der Vergangenheit, als Arndt, ein Achtundachtziger, ſeine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein“ ſchrieb. Ganz Deutſchland horchte auf, als der alte Arndt früher Erzähltes ausführlicher noch einmal erzählte. Man weiß nicht, was zum Aufhorchen mehr lockte, der Erzähler, oder der, von dem erzählt ward. Das Bild Steins von Arndt vorgeführt, — kann es für Deutſche etwas Erfriſchenderes geben? Gewiß, ein luſtigeres Buch hat Arndt in ſeinem ganzen Leben nicht geſchrieben als dieſes. Der alte Reichsfreiherr ſteht vor uns, wie er leibt und lebt, und der Erzählung Arndts meint man des Erzählers laute Stimme und die heftige Bewegung der Arme beim Erzählen abzumerken. Was die beiden miteinander erlebt, in Rußland und auf dem Siegeszug bis an den Rhein, ſpäter in Köln, in Naſſau, in Kappenberg, Erſchütterndes und Erheiterndes, Großes und Kleines, das hören wir im lebendigſten, fröhlichſten Fluß der Rede. Die ganze Zeit ſiehet uns an in großen, farbenhellen Bildern — und dieſe Bilder

führte uns Arndt im Jahre 1858 vor, kurz ehe Napoleon der Dritte anfing, in seines Oheims Fußtapfen zu treten durch seine Händel in Italien, durch sein Schielen nach Deutschland! Die Erinnerung an Stein durch Arndts beflügeltes Wort hat gewiß nicht wenig zu der vaterländischen Begeisterung beigetragen, die im folgenden Jahre 1859 erwachte.

Auch die Gedichte aus den letzten Jahren seines Lebens beweisen, daß der Hochbetagte immer noch lebhaften Anteil an den häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten nahm. Im Jahr 1854 hatte er die Freude, seinen Liebling, die einzige Tochter, Nanna, wie ein Veilchen „fromm, still, hold, und mild", an Ernst Nitzsch in Kiel zu vermählen. Sie ist nun auch schon nach langem Siechtum heimgegangen. Das letzte Gedicht, das von ihm gedruckt ist, hat er den Freunden in Stralsund zum 31. Mai 1859 geschickt. Es ward am Grabe Schills zur fünfzigjährigen Gedächtnisfeier seines Todes gesprochen. Es war die Zeit des italienischen Krieges die Zeit, wo die deutschen Pulse wieder lebendiger schlugen.

Drum wollen wir fröhlich treten
Heut an des Helden Gruft,
Und fromm für jeden beten,
Der nieder, Welschland! ruft;
Wer nichts als deutsche Sache
Und deutsche Freiheit will,
Ruft Nieder, welscher Drache!
Ruft Hoch, der deutsche Schill!

Klingt hier noch der alte Ton des deutschen Zornes gegen alles welsche Wesen, so darf man doch nicht wähnen, daß Arndt über der argen Welt den Frieden des Himmels vergessen habe. Sie klingen jetzt so sehnsüchtig, die frommen Lieder die er Jahr für Jahr anstimmt, man sieht, wie er

zum Tode sich bereitet, man gewinnt die Zuversicht, daß er seinen Heiland im Tode bei sich haben werde. Wenn der Sonntag angebrochen ist mit seiner Stille, mit seinem Frieden, die ein Vorschmack sein sollen der Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes, dann betet er:

O hilf uns! hilf verstehen,
Du süßer Jesu Christ,
Warum du aus den Höhen
Des Himmels kommen bist,
Durch dein Liebesminnen,
Durch dein Versöhnungswort,
Schleuß Geister auf und Sinnen
Heut für den Heimatsort.

Was fromme Seelen weisen,
Durchweht von Geisteswehn,
Wovor die größten Weisen
Anbetend stille stehen,
Das Heimatland der Sterne
Der Geister Lebenslauf,
Schleuß diese selge Ferne,
Schleuß, Heiland, sie uns auf!

Und wenn das scheidende Jahr ihn selbst ans Scheiden mahnt, dann ruft er mit brünstigem Gebete den an, welcher der Zeiten Fülle, das A und das O ist:

Du Liebesheld, mein Hort, mein Mut
Du hast die Hölle zugeriegelt,
Du hast am Kreuz mit deinem Blut
Den heilgen Liebesbund besiegelt —
Du Liebesheld — das ist das Wort,
Das Wort der Gnade, Wort der Treue,
Das jagt die Erdenschrecken fort
Und macht uns Sündenknechte Freie.

O komm, mein Held, mein Mut im Streit,
Im Streit des Blinden unter Blinden,
Hilf, hilf im Trug der Eitelkeit
Der Wahrheit grade Wege finden!
Dann mag ich fröhlich, frisch und fromm
Fortpilgern, dein geweihter Streiter
Und endlich rufen: Komm, o komm,
Mein Liebesheld! denn ich will weiter.

O wann es klingt hinweg! hinab!
Wenn klingt die Glocke: du mußt weiter!
Dann komm! komm! sei durch Tod und Grab
Mein Helfer, Tröster und Geleiter;
Dann, wann auf all mein Erdennichts
Die letzten Schatten niederdunkeln,
Laß dann den Glanz des selgen Lichts
Mit Himmelsleuchtung mich umfunkeln.

Zwanzigstes Kapitel.

„Geht nun hin und grabt mein Grab!“

So hatte er schon vor Jahren gesungen; denn die Tage waren für ihn längst gekommen, da er erwarten durfte, abgerufen zu werden und eingehen zu dürfen zu seines Herrn Freude. Wir hören aus seinem Liede, wie fromm er sich nach dem Heimgang sehnte und wie innig er den umfing, der unser einziger Trost ist im Leben und im Sterben. Er hat Glauben gehalten, echten evangelischen Glauben bis ans Ende. Auch die fröhliche Lust, für die Sache des lautern Evangeliums zu streiten, welche dieser Glaube einflößt, hat ihn nicht verlassen. Ein Schüler Luthers, der in den gewaltigen, frischen und freien Geist dieses Helden sich eingelebt hatte, konnte er starke Worte reden gegen die überlutherischen und darum unlutherischen Lutheraner, die nicht Mut hatten, wie

doch Luther gethan, auf das Wort und nur das Wort sich zu verlassen und die, nach einem Gleichnis Luthers, fürchteten der Himmel möge einfallen, weil er keine sichtbaren Stützen habe. Was sollte aber der ehrliche evangelische deutsche Mann dazu sagen, daß die Jesuiten in Deutschland immer mehr Boden faßten, daß sie auch in Bonn ihren Einzug hielten? „Wenn unser armes Vaterland, rechts die Russen, links die Franzosen, noch gar künftig wieder in sich die Jesuiten beherbergen wird, damit der Riß, der schon in uns ist, noch größer werde: dann genad' uns Gott!" so rief er im Januar 1858 vor einer großen Versammlung aus.

Arndt hat der evangelischen Kirche, zunächst der evangelischen Gemeinde in Bonn, in Treue und Einfalt gedient als seiner ihrer erwählten Kirchenältesten und Vertreter. „Zu jeder Stunde und an jedem Werktage" hieß es immer, wenn er gefragt ward, ob er Zeit habe zu einer Gemeindeangelegenheit. Er hat mit trefflichen Männern an der Gemeinde zusammengewirkt; ich nenne von Lehrern der Theologie nur Nitzsch, Sack, Gieseler, Lücke, Bleek, und von Laien nur v. Bethmann-Hollweg. Mit aller Liebe hielt der Lutheraner aus Rügen an der Union mit den Reformierten des Rheinlandes. In geistlichen Dingen mahnte der Mann, welcher in den vaterländischen gerne ein starkes, rasches Zufahren wünschte, allezeit zu dem Weg der sanften, geistigen Einwirkung, des stillen allmähligen Werdenlassens. Der Donnerer, der so gewaltige Worte hatte durch Deutschland rollen lassen, war auf dem Gebiete des geistlichen Lebens ein Mann des Friedens. Einmal, als zwei würdige Glieder des Ältestenkollegiums durch Mißverständnisse gegeneinander gereizt waren und der ehrwürdige Nitzsch in den gewechselten Schriftstücken sie voll Liebe und Ernst zum Frieden ermahnt hatte, schrieb auch Arndt seine Meinung darunter: „Ich wünsche und bete Frieden und Liebe. E. M. Arndt."

Der letzten Versammlung des Vorstandes der Gemeinde wohnte er kurz vor dem Geburtstage bei, an welchem ihm Gott das neunzigste Jahr vollmachte. „Gott segne alles, alles!“ das war das letzte Wort, das er hier gesprochen. Am letzten Sonntag des Kirchenjahres, der in der evangelischen Kirche Preußens und anderer Länder als Gedächtnis der Toten gefeiert wird, stand er der Älteste und darum der Erste am Tisch des Herrn und erbaute durch seine bloße Erscheinung schon die Gemeinde, die mit ihm den Leib und das Blut Christi empfing. Die Adventszeit kam und ging, Weihnacht kam, an welcher er neunzig Jahre alt ward. Nie in seinem Leben hatte er mehr und herzlichere Glückwünsche empfangen. Das vergangene Jahr mit seiner vaterländischen Bewegung, welche des dritten Napoleon Anschläge hervorgerufen, hatte die Deutschen wieder kräftig an den Vater Arndt erinnert, der so tapfer gegen den ersten Napoleon geschrieben und gesungen. Die eben in ganz Deutschland veranstaltete, von nationaler Begeisterung getragene Schillerfeier, in welcher das deutsche Volk das Gefühl seiner Einheit herzerhebend aussprach, hatte daran gemahnt, daß der Mann noch lebe, der die Einheit, Kraft und Ehre Deutschlands am mächtigsten durch sein Wort gefördert. Es war, als ob ganz Deutschland sich in das Haus am Rhein drängen wollte, dem Vater Arndt die Hand zu drücken. Denn weit über den Kreis der persönlichen Bekanntschaft hinaus brachten Fürsten und Bürger, Männer und Frauen, Sängervereine und Studentenverbindungen ihre Glückwünsche und sinnigen Gaben. Der Alte ward mit einem Regen von Blumen und Kränzen der Liebe und Treue überschüttet. Und die weder persönlich noch durch Lied und Kranz sich in das Haus drängen mochten, die feierten doch den Geburtstag des lieben ehrwürdigen Greises mit. Der Prinzregent von Preußen sandte ihm den roten Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub. Die Stadt

Köln ernannte ihn zum Ehrenbürger. Berliner Männer und Frauen schenkten ihm die Marmorbüste seines „unüberwindlichsten Ritters“ Stein, von Meisterhand gefertigt, mit begeisterter Zuschrift. Bürger und Soldaten in Bonn, der Rektor der Universität wie der Kommandant der Stadt brachten ihm ihre Wünsche. Am Abend zuvor und am Tage des Festes klang festliche Musik um das Haus und frische deutsche Stimmen sangen das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ So brach in vollem Erguß die Liebe des deutschen Volks gegen ihn aus. Und er hat nicht gesäumt, die Liebe zu erwidern. Sein letztes Werk war eine neue Sammlung seiner Gedichte. In derselben Weihnachtswoche, in welcher sein Geburtstag begangen ward, schrieb er das Vorwort dazu. Die Ahnung seines nahen Endes geht wie ein weicher Hauch hindurch: „Die Zeit meines Scheidens ist nah, nah ist der Sturm, der meine Blätter herabweht. Diesen ossianischen Vers singen dem Neunzigjährigen die durch den Wald winterlich schwirrenden Vögel und fliegenden Blätter zu einer Mahnung, daß er sein Haus bestellen und seine kleinen Dinge ordnen soll. Zu diesen seinen kleinen Dingen gehören manche Verse und Reime, die seit zwei Menschenalten vielfach umhergeflogen und, wie zu geschehen pflegt, nachgedruckt, verändert, verbessert oder verschlechtert sind. Er gibt sie hier nun seinem Volke als ein letztes Vermächtnis in der Gestalt, wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen sind. Manche von ihnen sind seinen Deutschen lieb geworden, wohl nicht wegen ihrer Vollkommenheit, sondern eben, weil die meisten echte Kinder der Geschicke und Gefühle unserer Tage sind, Kinder des Augenblicks und der Gelegenheit. Mit ihnen sagt der alte Sänger und Schreiber allen seinen Freunden gleichsam sein letztes Lebewohl.“

Es war wirklich sein letztes Lebewohl. Bald darauf ist er gestorben, man kann sagen an der Liebe seines Volkes und

zu seinem Volke. Er hatte anfangs sich vorgenommen, die vielen Glückwünsche nicht zu beantworten. Dann meinte er, dem und jenem lieben Freunde müsse er doch ein Wort sagen. Wie er einmal angefangen, war die Grenze schwer zu finden, über die er nicht hinaus gehen wollte. Er schrieb ein paar Wochen lang, natürlich nicht ohne Aufregung des dankbaren und liebevollen Gemüts, täglich etwa ein Dutzend Briefe. Deutschland hat die frischen Worte und Zurufe, die er nach allen Gegenden sandte, mit Freuden gehört. Aber der sie ergehen ließ, ward krank. „Ich bin müd und matt gemacht diese jüngsten Wochen durch ein Gedränge von Menschen, Briefen, Ehren, Gaben und Freuden, die auf mein altes schneeweißes Haupt gefallen waren.“ Als er zu ungewohnter Stunde sich niederlegen mußte, sagte er: „Die Freunde und Narren haben mir's angethan.“ Ein Fieber verzehrte mit reißender Schnelle seine Kräfte. Er lag schlummernd und sprach selten. In seinen Phantasien hatte er es mit Vögelchen im Walde zu thun, die er lockte und mit denen er spielte. Als am Morgen des Todestages einer seiner bewährtesten Freunde zu ihm eintrat und der Name desselben dem Kranken genannt ward, sprach dieser: „o ich kenne ihn ja.“ — Dann sagte er zu ihm: „Ich sterbe; in vierzehn Tagen ist alles vorbei.“ Es währte nicht mehr so lange. Die treue Gattin hörte als letztes Wort aus seinem Munde das halblaute Gebet: „laß mir die Augen zufallen.“ Dann fielen sie ihm zu, er schlief ein, um bei seinem Herrn zu erwachen, am 29. Januar 1860 in der Mittagsstunde.

Wir preisen Gott für den Tod, den er seinem Knechte nach einem so langen und bis ans Ende so frischen Leben gegeben hat. Alle die Trübungen, die ihm durch der Menschen Ungerechtigkeit verursacht worden war, hatte die Liebe, die völlige Liebe seines Volkes hinweggeweht. Und alle die dunkeln Schatten, welche die eigene Sünde in die Seele wirft, waren

durch die Gnade Gottes verscheucht, die ihn um Christi willen zu seinem Kinde gemacht.

Am 1. Februar nachmittags 3 Uhr ward der Selige zur Grabesruhe geleitet. Vor dem mit einem Lorbeerkranz gezierten Sarg klang Paul Gerhardts unaussprechlich tröstliches Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden", darinnen das Gebet:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Dann setzte sich in unabsehbarer Reihe der lange Trauerzug in Bewegung, von einem Musikkorps geleitet. Voran ging der Verein der Veteranen, dessen Ehrenpräsident Arndt gewesen. Diesem folgten die Studenten, die Fahnen, Abzeichen und Waffen mit Trauerflor verhüllt. Denen von Bonn hatten sich viele andre aus Heidelberg, Göttingen, Marburg, Berlin und andern Hochschulen zugesellt. Die deutschen Jünglinge hatten ja in Arndt ganz besonders ihren Vater verloren, der sie auf der Bahn frommer deutscher Tugend geleitet hatte. Hinter den Studenten erschien dann der vierspännige Leichenwagen, in welchem der Sarg unter Grün und Blumen sich zeigte. Dem Sarge folgten, geleitet von den Geistlichen, die nächsten Leidtragenden, sodann die Lehrer und Beamten der hohen Schule. Hierauf kamen die Offiziere, die Civilbeamten, verschiedene Vereine und eine große Menge Volks aus Bonn und der Umgegend, die dem Vater Arndt gern das letzte Geleite geben wollten. Als der Zug um das Grab sich versammelt hatte, sang ein starker Männerchor, von Blasinstrumenten begleitet, nach der ergreifenden Weise des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht" Arndts Lied:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab ich vollendet!
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Irdsche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Was soll ich hienieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig, stolz und hoch
Wir auch stellen unsre Sachen,
Muß es doch wie Sand zergehn,
Wenn die Winde drüber wehn.

Ihr, die nun in Trauern geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröstet ja des Herrn Gemeinde,
Weint nicht ob dem eitlen Schein,
Droben nur kann ewig sein.

Hierauf sprach der Pastor Dr. Wiesmann, Vorsitzender der rheinischen Synode, als Generalsuperintendent im preußischen Rheinlande gestorben, die Grabrede. „Er ist der letzte des lebenden Geschlechts," sagte er unter anderm, „der zu der Befreiung des geknechteten Vaterlandes durch sein begeistertes Wort erfolgreich mitgewirkt hat. In schwerer, hoffnungsloser Zeit hat er den zerbrochenen Mut aufgerichtet, im Rate der Fürsten und ihrer nächsten Diener mit rastlosem Eifer die Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen gefördert, die Feigen und Schlechten gezüchtiget, die Jugend entflammt, das Ziel des Kampfes gezeigt, und das funkelnde Schwert des Geistes nicht eher niedergelegt, bis die Hand erstarb, die dasselbe so tapfer durch zwei Menschenalter geschwungen hatte. Noch in seiner Sterbewoche hat er sich mit der letzten Gabe für sein Volk beschäftigt, an der unsere Enkel und Urenkel sich noch erfreuen werden.

„Unſer Arndt war ein deutſcher Mann im vollen Sinne des Wortes. Schlicht und einfach in ſeiner Erſcheinung, ohne allen Prunk und leeren Schein, treu und wahr in ſeiner Rede, der Schmeichelei und allem heuchleriſchen Weſen feind, unbeugſam in dem, was er für Recht erkannte, tapfer und fröhlich, liebreich gegen jedermann und die Manneswürde bewahrend, der Schlechtigkeit unzugänglich, ſittlich ſtreng und keuſch und von Herzen fromm. Die Gottesfurcht war der innerſte Kern ſeines Weſens, die Demut ſein ſchönſter Schmuck, das Gebet das tiefſte Bedürfnis ſeiner Seele.

„Alſo haben wir ihn gekannt, und ſo oft wir den Greis in Jünglingskraft und Friſche dahinſchreiten ſahen, freuten wir uns herzinniglich, und wenn wir ihn mit lebendiger Teilnahme aus alter und neuer Zeit reden hörten, dann ruhte unſer Auge mit Wohlgefallen auf ihm, und wir fühlten unſer Innerſtes durchzuckt von den Blitzſchlägen ſeines Feuergeiſtes.

„Iſt es edelſte deutſche Weiſe, für eine große Idee zu leben, zu kämpfen, unter allen Hinderniſſen ſie feſtzuhalten und im Aufblick auf Gott den Herrn an ihrem endlichen Siege nicht zu zweifeln, ſo hat der Verſtorbene ſolche deutſche Art bewährt. Die Einigkeit, die innerliche Herrlichkeit ſeines Vaterlandes, das war der Traum ſeiner Jugend, die Arbeit ſeiner Mannesjahre, die Hoffnung ſeines Alters. Und ob für Augenblicke verkannt und mit verhülltem Haupte dahinwandelnd, iſt er nicht irre geworden und hat er ſich nicht verbittern laſſen. So ſtand er da wie eine Ruine, die von vergangener Herrlichkeit zeugt, und dann auch wieder jener Säule gleich, von der die Sage geht, daß ſie erklungen, ſo oft ſie vom goldnen Strahl des jungen Morgens beleuchtet worden. Sein Alter iſt geweſen wie ſeine Jugend. Wie in den blühenden Tagen ſeiner Jugend ſein Volk ſeiner Poſaune horchte, ſo haben ſich in ſeinen ſpäteſten Jahren die deutſchen Volksſtämme um ſeinen Namen geſchart und ihn zum leben-

digen Zeichen jener Hoffnungen gemacht, welche die edelsten Herzen bewegt.

„Schauen wir im Lichte des göttlichen Wortes auf seine Tage zurück, so hat sich auch an ihm jener Zuruf des Höchsten 1. Chron. 18, V. 8, an seinen Knecht David erfüllt, den er gleich ihm von der Weide hinter den Schafen genommen: „Ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir, und habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“ Der Entschlafene hat einen großen Teil Europas durchpilgert, in Wanderlust und Thatendurst, als Flüchtling oder in der Erfüllung seiner Lebensaufgabe. Das hat er aber erfahren, der Herr ist überall mit ihm gegangen, und hat ihn beschirmt, und ihm die Herzen der Menschen geöffnet, und seinen langen Aus- und Eingang auch unter uns mit mannigfaltigstem Segen begleitet. Für solche unverdiente Wohlthat hat er aber seinen Gott jederzeit dankbar gepriesen und ihm die Ehre gegeben. Der Herr hat seine Feinde ausgerottet vor ihm, den Dränger und Unterjocher Deutschlands, den er mit aller Kraft bekämpfte, und jegliches auf Ausländerei schielendes Wesen, dem er von ganzer Seele gram war. Er hat ihm einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben. Hieß er Jahrzehnte hindurch immer schon der alte Arndt, so hat ihm Gott durch Deutschlands Mund im letzten Jahrzehnt den schönen Namen Vater Arndt gegeben und dieser Name wird ihm bleiben...

„Der Vater aber aller Gnade und Barmherzigkeit, der jetzt seinem alten Knechte nach mühevoller Pilgerfahrt, wie er es schon im Jahre 1814 gewünscht, am leise flutenden Rheine die Grabesruhe bereitet, der vergebe ihm um Christi, seines Sohnes willen, alles, worin er jemals in Wort und That gefehlt, und verleihe ihm, wie er es ernstlich begehrt hat, die ewige Ruhe der Seligen aus Gnaden.“

Nun fiel der Chor der Sänger wieder ein:

Weine nicht! mein süßes Heil
Meinen Heiland hab ich funden,
Und ich habe noch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht! mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ewge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht: — —

So ruht er nun nach langer Pilgrimschaft unter der Eiche, die er selbst gepflanzt, neben seinem Willibald, bis zum lieben jüngsten Tag. Uns aber, die wir leben, soll sein Bild in vollen Ehren leuchten und ein Sporn sein von allen irdischen Gütern das Vaterland am meisten zu lieben und redlich, tapfer, frei und fromm wie Arndt für seine Einheit, Größe und Ehre zu kämpfen und zu beten.

Das deutsche Volk hat dem Vater Arndt an der Stätte des Rheinufers, an welcher er die zweite Hälfte seines langen Lebens in Schmerzen und Freuden zurückgelegt hat, zu Bonn auf dem sogenannten Zoll, ein Denkmal gesetzt mit den vier Inschriften: Ernst Moritz Arndt. — Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. — Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. — Errichtet vom deutschen Volk 1865. Auf hohem Steine steht die kräftige Mannesgestalt, die Deutschen weisend und warnend. Auch in Greifswald, wo er als Student und Professor der Hohenschule angehörte, und auf der Insel Rügen, wo er geboren, hat ihm die dankbare Liebe des Volks Denkmäler gesetzt. Aber auch ohne Denkmal von Erz und Stein ist es unmöglich, daß dieser Deutscheste aller Deutschen in Deutschland je vergessen werde. Sein Name ist mit zu deutlichen Schriftzeichen

in die Geſchichte von der Wiedergeburt Deutſchlands in den Befreiungskriegen und damit in die deutſchen Herzen hineingeſchrieben. Wer die Geſchichte jener Zeit lieſt, der begegnet überall dem Namen Arndt. Hört er, wie Napoleons Haß die beſten Deutſchen getroffen hat, dann vernimmt er auch, wie Arndt, den mörderiſchen Nachſtellungen dieſes Haſſes zu entgehen, Jahre lang in freiwilliger Verbannung gelebt und unter fremdem Namen im lieben Vaterland ſich verborgen gehalten hat. Lieſt er von dem mächtigſten Gegner, den Napoleon gehabt, von Stein, ſo ſieht er an der Seite des Reichsfreiherrn, mit ihm in herzlicher Freundſchaft vereint, Arndt, den Bauernſohn, der aber wie jener geadelt iſt durch die hohe deutſche Geſinnung. Tritt ihm vor die Seele die wunderbare Erhebung des deutſchen Volks in Landwehr und Landſturm, in jeglicher vaterländiſcher Thätigkeit und Opferwilligkeit, dann ſieht er auch, wie viel Arndt mit ſeinen geiſtesmächtigen Flugſchriften unter dem Volke zu dieſer Erhebung gewirkt. Und klingen die Namen der Kriegshelden jener Zeit in hellem Ton an ſeine Ohren, Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Dörnberg, Schill — den hellſten Ton den Helden zu Ehren geben die Lieder Arndts. Darum, wie jene Zeit dem deutſchen Volke unvergeßlich iſt, ſo der Vater Arndt, in deſſen Schrift und Lied ſie uns am lebendigſten gegenwärtig bleibt.

Es iſt im ganzen Volke kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht, das vornehm auf den Namen Arndt, herabblicken und ſprechen dürfte: ich bedarf deiner nicht. Wie er von Deutſchland kein Stücklein aufgeben wollte, ſondern geſungen hat: das ganze Deutſchland ſoll es ſein: ſo ſoll auch das ganze Deutſchland Ernſt Moritz Arndt als ſeinen Mann erkennen und an ihm ſich ſtärken und erfreuen. In ſeiner Liebe gabs kein Hoch oder Niedrig. Aus Bauernmark entſproſſen, iſt er mit den Großen und Gewaltigen auf der Erde, Freund mit Freund, gewandelt. Und wenn er in Tagen ſeiner

Ruhe von dem Schloſſe Steins, in welchem er allzeit als lieber Gaſt aufs freundlichſte aufgenommen ward, in ſein kleines Haus am Rhein zurückkehrte, griff er wieder zum Spaten, grub ſein Kohlfeld und übte die Arbeit, in welcher er im elterlichen Hauſe auferzogen worden war. Sein Wort galt dem deutſchen Volke, nicht der Bevorzugung einzelner Stände, darum konnte er zu einer Zeit für den Bauer gegen den Adel, und zu einer Zeit für den Adel gegen den geringen Mann mit demſelben Eifer der Wahrheit und Gerechtigkeit auftreten. Arndt war ein Mann, ein ganzer Mann; eben darum hatte er, wie die echten deutſchen Männer aller Zeit, Verſtändnis und Verehrung für die deutſchen Frauen und wußte, wie viel auf ſie für die Erziehung der Jugend und die geſunde Größe des Volks ankomme. Denen hat er darum allezeit in echter deutſcher Ritterlichkeit mit Liebesklang und Mannesthat hohe Ehre erwieſen. Männer wollte Arndt überall im deutſchen Lande ſehen, darum war ſein Herz mit ganz beſonderer Neigung der Jugend zugewandt. Er war im hohen Alter das Muſterbild jener Greiſe, die Gott ſei Dank in Deutſchland noch nicht ausgeſtorben ſind, jener Jünglinge mit weißem Haare, die ſich nirgens lieber bewegen als unter den Scharen der Jugend, und den jugendlichen Sinn, der ſie dahin treibt, unter der Jugend ſich immer wieder erfriſchen. Die deutſche Jugend iſt ihm ganz beſonders zu Liebe und Treue verpflichtet. Für ſie hat er ein langjähriges Martertum beſtanden, indem er der Verführung derſelben angeklagt und außer Amt und Thätigkeit geſetzt ward. Aber — „als die Verführer und doch wahrhaftig“ — dies Wort des Apoſtels konnte Arndt auf ſich deuten. Denn was er für die deutſche Jugend gethan hat, das kam aus der Wahrheit, das ſtammte aus redlicher Geſinnung und widerſprach nicht der Wahrheit, die uns Gott ſelbſt in ſeinem Wort geoffenbart hat. Er wollte eine Jugend haben, in welcher der Geiſt herrſchte, nicht

das Fleisch, in welcher die hohen, göttlichen Güter mehr gälten als alle Güter der Welt, und darum Vaterland und Freiheit mehr als das weichliche Wohlleben in Knechtschaft und Schande, er wollte eine keusche, tapfere, frische, fröhliche, freie, fromme Jugend. Darum hat er ihr vorangeleuchtet als unermüdlicher Fußgänger und in jeder Art der Beugung des Fleisches unter den Geist, darum hat er ein geistiges Leben unter den Studenten gefördert, darum hat er der Jugend seine Lieder in den Mund gelegt, darum hat er allezeit gemahnt, nicht etwa bloß zur Fußwanderung, zum Turnen, zum Schwimmen, zum Fechten, zum Schießen, zum Singen vaterländischer Lieder, zum Lesen der deutschen Geschichtsbücher — er hat sie auch ermahnt zum Gebet und hat sie gewiesen auf Gottes Wort und hat ihr gezeigt den Stern, der auch ihm in aller Dunkelheit der Sünde und der Trübsal gnadebringend aufgegangen war, Jesus Christus!

Es geht durch dies Büchlein vom Vater Arndt, wie der Leser hoffentlich gespürt haben wird, ein warmer Hauch der Liebe zu dem Manne, von dem es handelt. Dieser warme Hauch der Liebe rührt nicht bloß daher, daß Arndt im vollen Sinne ein Deutscher gewesen, sondern zugleich daher, daß er ein Christenmensch gewesen ist. Der Schreiber des Büchleins ist von der Überzeugung durchdrungen, daß es für das deutsche Volk kein Heil giebt als in der Hingabe an den Herrn der Herrlichkeit, der es einst zum Volke gemacht aus einander sich befehlenden Stämmen, und möchte darum dem deutschen Volke keinen Helden zum Vorbild setzen, der nicht in Wort und That zum Gottes- und Marienſohne sich bekennt. Das thut Arndt. Ein vollkommener Christ ist auch er nicht, nach Luthers Wort: „Wer ein Christ ist, der ist kein Christ.“ Er hat ihm aber nachgetrachtet, daß er's werden möchte. Er ist ein treuer Leser des göttlichen Wortes, ein fleißiger Beter, ein eifriges Glied seiner Kirche gewesen, und was mehr ist: er hat seine Sünde erkannt, das Kreuz Christi umfaßt, im Glück

und Unglück ſtand gehalten auf dem Grund, auf welchem auch für ihn Leben und Seligkeit gegründet war, und da ſein Stündlein nahte, da hatte er Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.

Seit Jahrhunderten wird im evangeliſchen Deutſchland mit dankbarer Liebe von einem Arndt geſprochen, der älter iſt als der alte Arndt. Das iſt der, welcher das Buch vom „wahren Chriſtentum“ geſchrieben, ein Buch, das in der Zeit der rechtgläubigen Erſtarrung und der ungläubigen Auflöſung des Chriſtenlebens in vielen frommen Herzen das wahre Chriſtentum erhalten und gepflegt hat, das bußfertige, gläubigebetende, liebethätige Chriſtentum der Schrift. Zu dem „alten Arndt“, der das wahre Chriſtentum in deutſchen Landen bis auf dieſen Tag durch ſeine ſtille verborgene Wirkſamkeit in Betrachtung und Gebet fördert, hat uns Gott einen zweiten „alten Arndt“ geſchenkt, der hat vom wahren Deutſchtum geſchrieben. Möge das deutſche Volk nie ermatten, dem Sonnenflug dieſer beiden Adler nachzufliegen. Keiner ſoll vergeſſen werden von den beiden, denn das iſt die größte Gnade, die wir von unſerm Gott für unſer Volk erbitten können: daß das wahre Chriſtentum und das wahre Deutſchtum, wie es die beiden Arndte gelehrt, ungeſchieden bleiben. Hat Gott einſt die Deutſchen durch das Evangelium von ſeinem Sohn in ſein Reich gerufen und ſind die Deutſchen der Kreuzesfahne mit frommen Glauben gefolgt, ſo bleibt unſere Loſung, unſere Hoffnung: Chriſtus wird ſeine Reichsgedanken nicht ausführen, ohne das deutſche Volk in ſeine Arbeit zu rufen; unſer Volk wird des deutſchen Reichs nicht froh ſein wollen ohne Chriſtus. Und unſere Sehnſucht bleibt: o daß die beſten Chriſten im Eifer brennten, auch die beſten Deutſchen, die beſten Deutſchen aber die beſten Chriſten zu ſein!

Anhang

einiger

geiſtlicher und Vaterlands-Lieder.*)

Geiſtliche Lieder.

1) Weihnachtslied.

Weiſe: Aus meines Herzens Grunde ꝛc.

Der heilge Chriſt iſt kommen,
Der ſüße Gottesſohn,
Des freu'n ſich alle Frommen
Am höchſten Himmelsthron,
Auch was auf Erden iſt
Muß preiſen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heilgen Chriſt.

Das Licht iſt aufgegangen,
Die lange Nacht iſt hin,
Die Sünde iſt gefangen,
Erlöſet iſt der Sinn,
Die Sündenangſt iſt weg
Und Liebe und Entzücken
Bau'n weite Himmelsbrücken
Auf jedem ſchmalſten Steg.

*) Wir danken die Erlaubnis zum Abdruck folgender Lieder der freundlichen Bereitwilligkeit der Weidmann'ſchen Buchhandlung in Berlin und benutzen die Gelegenheit, die in deren Verlag 1860 erſchienene vollſtändige Sammlung der „Gedichte Arndts" auf das angelegentlichſte zu empfehlen.

Verwaiſet ſind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet ſelbſt die Sünder
In ſeinen Gnadenſchoß.
Er will, daß alle rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend ſeiner Hulden,
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiſet,
Ihr Kindlein fern und nah,
Der euch den Vater weiſet,
Der heil'ge Chriſt iſt da;
Er ruft ſo freundlich drein
Mit ſüßen Liebesworten:
Geöffnet ſind die Pforten,
Ihr Kinder, kommt herein!

---

2) Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Chriſt.

Weiſe: Vom Himmel hoch ꝛc.

Du lieber heilger, frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt
Damit wir ſollen weiſ' und rein
Und rechte Kinder Gottes ſein.

Du Licht vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſein!

Du lieber heil'ger frommer Chriſt,
Weil heute dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein!
O mache mir den Busen rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes sei
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Christ, das schenke mir!

---

3) Kindergebet.

Lehr mich beten,
Gott der Herrlichkeit,
Kindlich vor dich treten,
Wie das Herz gebeut.

Mach' unschuldig,
Mache fromm dein Kind.
Denn die Welt ist schuldig,
Übervoll voll Sünd.

Nach dem Bilde
Schufest du mich dein,
Vater aller Milde,
Laß mich heilig sein!

Nimm die Erde,
Nimm die Schuld von mir!
Daß ich Engel werde,
Wohne du in mir!

O Gedanke!
Himmelschein voll Licht!
Erd und Himmel wanke,
Gott verläßt mich nicht.

---

4) Anrufung des Wortes.

Weiſe: Erhalt uns Herr bei ꝛc.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Wie führt dein Schwert ſo ſcharfen Ort!
Faſt unſichtbar und zart und fein,
Doch bohrt es tief durch Mark und Bein.

O Gottes Wort, gewaltig Wort,
Du Seelenſchrecken, Geiſterhort!
Du ernſt geheime Majeſtät,
Die ſtill durch alle Welten geht!

Bald gleich dem Sturmwind wild und graus
Du fährſt mit Blitz und Donner aus,
Bald freundlich, fröhlich, lieb und lind
Du ſäuſelſt gleich dem Maienwind.

O Wort, ſo mächtig und ſo treu,
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Laß deine Schrecken mich durchwehn,
Damit ich lerne Gott verſtehn.

O Wort, ſo freundlich und ſo lind,
Durchhauche mich wie Maienwind,
Laß deine Liebe mich durchwehn,
Damit ich lerne Gott verſtehn.

Dann wird mir alles offenbar
Und ſternenhell und himmelklar,
Dann liegt mein kurzes Erdenlos
Geborgen fromm in Gottes Schoß.

O Wort, ſo mächtig und ſo treu!
O ältſtes Wort, doch ewig neu!
Du Wort von Liebe, Wort von Licht!
Verlaß mich nun und nimmer nicht!

5) Der Fels des Heils.

Weiſe: Valet will ich dir ꝛc.

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was feſt beſteht,
Wann alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht;
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weiſen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich weiß, was ewig dauret,
Ich weiß, was nimmer läßt,
Mit Diamanten mauret
Mir's Gott im Herzen feſt,
Ja, recht mit Edelſteinen
Von allerbeſter Art
Hat Gott der Herr den Seinen
Des Herzens Burg verwahrt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die ſtolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne ſchön und hehr:
Die Steine ſind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die ſchwächſten Orte
Gar feſte können ſein.

Auch kenn' ich wohl den Meiſter,
Der mir die Feſte baut,
Er heißt der Fürſt der Geiſter,
Auf den der Himmel ſchaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien,
Und dem die Engel dienen:
Ich weiß und kenne ihn.

Das ist das Licht der Höhe,
Das ist der Jesus Christ,
Der Fels auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

So weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt,
Und selbst auf Erdenauen
Schon Himmelsblumen treibt.

---

6) Jesusgebet.

Weise: Herr Jesu Christ dich zu ꝛc.

Ich glaub' an dich, du höchster Geist,
Der Liebe ist und Liebe heißt,
Der ganz aus Gott geboren ist,
Ich glaub an dich, Herr Jesus Christ.

Ich glaub' an dich, du klarster Geist,
Der mir den Weg zum Himmel weist,
Auf grader Bahn zum hellsten Ziel
Aus diesem trüben Erdenspiel.

Du reinster Abglanz reinsten Lichts,
O leuchte durch die Nacht des Nichts,
Durch ihrer Wirren Lügenschein
Mir himmelwärts und himmelein.

Du, mein Woher und mein Wohin,
Was ich geweſen, was ich bin,
Was ich durch dich, mein Heil, ſoll ſein,
Das leuchte mir ins Herz hinein.

Dann bin ich bei dir und in dir,
Dann hab ich ſchon den Himmel hier;
Es lebt, umſtrahlt vom ſel'gem Licht,
Wer Jeſus Chriſt im Glauben ſpricht.

---

7) Troſt in Gott.

Weiſe: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.

Und willſt du gar verzagen,
Du armes Menſchenherz,
In Sorgen, Ängſten, Klagen,
Im feigen Erdenſchmerz?
Und miſſeſt doch nach Spannen
Dein kurzes Glück und Leid,
Das rinnt geſchwinde dannen
Ins Meer der Ewigkeit.

Nach oben mußt du ſehen,
Hier unten find'ſt du's nicht,
Nur in den Himmelshöhen,
Nur da iſt Troſt und Licht;
Was hier die Stunden bringen,
Macht Mut der Stärkſten ſcheu,
Von oben muß dir klingen
Der Klang von Gottes Treu.

Vom hohen Sterngewölbe
Herab erklingt der Klang:
Stets gleich und ſtets derſelbe
Bleibt Gottes Weltengang:

Dort in der heitern Bläue,
Dort ſteht die feſte Welt,
Dort Gott der ewigtreue,
Der alles wohl beſtellt.

Am hohen Sterngewölbe
Da ſtrahlt in Sternenſchrift
Der Gleiche und Derſelbe,
Den nimmer Wechſel trifft;
Daß ſich der Glaube freue,
Daß zittre Lug und Spott,
Strahlt dort der ewigtreue,
Der gute, fromme Gott.

Dahin! da iſt dein Himmel,
Da iſt dein Heimatland,
Das dir im Erdgewimmel
Verdunkeln Leib und Tand,
Da klingen Wunderklänge,
Die machen friſch und neu,
Da klingen die Geſänge
Von Gottes Lieb und Treu.

Dahin! dahin! und lerne,
Was ſo herniederklingt,
Und auf dem höchſten Sterne
Das Heilig! Heilig! ſingt.
Dann wird dir ſtets aufs neue
Aufgeh'n ſein Gnadenſchein,
Er ſelbſt, der Ewigtreue,
Mit in und bei dir ſein.

8) Abendmahlslied.

Weise: Aus meines Herzens ꝛc.

Kommt her, ihr seid geladen,
Der Heiland rufet euch,
Der süße Herr der Gnaden,
An Huld und Liebe reich,
Der Erd und Himmel lenkt,
Will Gastmahl mit euch halten,
Und wunderbar gestalten,
Was er in Liebe schenkt.

Kommt her, verzagte Sünder,
Und werft die Ängsten weg,
Kommt her, versöhnte Kinder,
Hier ist der Liebesweg;
Empfangt die Himmelsluft,
Die heil'ge Gottesspeise,
Die auf verborgne Weise
Erquicket jede Brust.

Kommt her, betrübte Seelen,
Die Not und Jammer drückt,
Mit Gott euch zu vermählen,
Der wunderbar beglückt —
Kommt, legt auf ewig ab
Der Sünde bange Säumnis,
Empfanget das Geheimnis,
Das Gott vom Himmel gab.

O wunderbare Treue,
So lockst du mich zu dir?
O wunderbare Weihe,
So nahst du selig mir?

Ich ſoll der Sünden Tod
In deinem Blute trinken,
Vergehen und verſinken
In deiner Liebe, Gott?

O Wonne kranker Herzen,
Die mir von oben kam!
Verwunden ſind die Schmerzen,
Getröſtet iſt der Gram;
Was von dem Himmel fleußt,
Hat lieblich ſich ergoſſen,
Mein Herz iſt gar durchfloſſen
Vom ſüßen Liebesgeiſt.

O Wonne kranker Herzen,
Die von den Sternen ſtammt,
Und mir mit heißen Kerzen
Die ſel'ge Bruſt durchflammt,
Die unergründlich labt
Mit milden Himmelsbächen —
Wie kann die Zunge ſprechen,
Wie groß mich Gott begabt!

Drum jauchze, meine Seele,
Hell aus der Sünden Nacht!
Verkünde und erzähle
Die tiefe Wundermacht,
Die unermeßlich ſüß
Ein Born der Liebe quillet,
Und jeden Jammer ſtillet,
Der faſt verzweifeln ließ.

Drum jauchze, meine Seele!
Drum jauchze deinem Herrn!
Verkünde und erzähle
Die Gnade nah und fern,

Den Wunderborn in Blut,
Die sel'ge Himmelsspeise,
Die auf verborgne Weise
Dir giebt das höchste Gut.

---

9) Grablied.

Weise: Jesus meine Zuversicht ꝛc.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh'
Von den Engeln droben zu.

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Ird'sche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Was soll ich hienieden noch
In dem dunklen Thale machen?
Denn wie mächtig, stolz und hoch
Wir auch stellen unsre Sachen,
Muß es doch wie Sand zergeh'n,
Wenn die Winde drüber weh'n.

Darum Erde fahre wohl!
Laß mich nun in Frieden scheiden,
Deine Hoffnung ach! ist hohl,
Deine Freuden werden Leiden.
Deine Schönheit Unbestand:
Alles Wahn und Trug und Tand.

Darum, letzte gute Nacht,
Sonn' und Mond und liebe Sterne!
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reis' in weite Ferne,
Reise hin zu jenem Glanz,
Worin ihr erbleichet ganz.

Ihr, die nun in Trauern geht,
Fahret wohl, ihr lieben Freunde!
Was von oben niederweht,
Tröstet froh des Herrn Gemeinde;
Weint nicht ob dem eitlen Schein,
Droben nur kann ewig sein.

Weinet nicht, daß nun ich will
Von der Welt den Abschied nehmen,
Daß ich aus dem Irrland will,
Aus dem Schatten, aus dem Schemen,
Aus dem Eitlen, aus dem Nichts
Hin ins Land des ew'gen Lichts.

Weinet nicht, mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe auch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht, mein Erlöser lebt,
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Vaterlandslieder.

1) Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die die Möwe zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayernland, ist's Steierland?
Ist's wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben, treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

2) Wer iſt ein Mann?

Wer iſt ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht;
Dem Frommen nimmer graut.

Wer iſt ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünſtig, wahr und frei;
Denn dieſe Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Menſch entzwei.

Wer iſt ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Glut giebt hohen Mut
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer ſein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

---

3) Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts,
Thue recht, und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht gerät dir Liſt und Kunſt
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Welſchen Meuchelei,
Du ſei redlich, fromm und frei;
Laß den Welſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir.

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Redlich folge ſeiner Spur,
Redlich hält es ſeinen Schwur.

---

4) Kriegslied.

Friſch auf ihr deutſchen Scharen,
Friſch auf, zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Mit Gott, dem frommen, ſtarken,
Seid fröhlich und geſchwind!
Kämpft für des Landes Marken,
Für Eltern, Weib und Kind.

Friſch auf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut,
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmut;
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Chriſtus hat geſchenkt.

Drum auf für deutſche Ehre,
Du tapfres Teutsgeſchlecht!
Der beſte Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht:
Als ſchönſte Loſung klinget
Die Freiheit in das Feld:
Wo ſie die Fahne ſchwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

Drum auf, ihr deutſchen Scharen!
Friſch auf zum heilgen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Und wenn die ganze Hölle
Sich göſſe über euch —
Ihr ſpült ſie wie die Welle
Der Fels, zurück von euch.

---

5) Freudenklang.

Durch Deutſchland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Iſt laut geklungen worden:
Der Wütrich iſt gefallen
Durch Gott den Herrn gefallen,
Mit ſeinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer! auf in's Feld!
Drum auf! ihr deutſchen Brüder!
Die Böſen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück erſteht nicht wieder —

Drum auf mit Jubelschalle!
Und ruft und schwöret alle:
Wir sind und bleiben Brüder.

Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Östreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen;
Als echte deutsche Brüder
Hau'n wir die Räuber nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe, fest und treu,
In einen Bund geschlossen,
Ihr Welschen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Rossen;
Wie Herbstesstürme brausen
Und wilde Meere sausen,
So kommen wir geflossen.

So kommen wir, so brausen wir
Und schwören rote Rache,
Und Gott der Herr ist mit uns hier
Und hält die gute Sache,
Der Herr der Himmelsscharen
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit diesem Glauben zieh'n wir aus
Als rechte deutsche Brüder,
In Deutschland stand der Freiheit Haus,
Wir bau'n es tapfer wieder
In Fahr und Todesflammen,
Wir bau'n es kühn zusammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

6) Die Leipziger Schlacht.

Wo kommſt du her in dem roten Kleid?
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerſtreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo rot.

Sag' an Geſell und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr ſchlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tauſenden mußte der Atem ſtocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzoſen aus,
Die Ruſſen, die Schweden, die tapfern Preußen,
Und die nach dem glorreichen Öſterreich heißen,
Die zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eiſenhand?
Die Welſchen hat Gott wie die Spreu zerſtreut,
Die Welſchen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tauſende decken den grünen Raſen,
Die Übriggebliebnen entflohen wie Haſen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! hab Dank, Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Zimbeln hell.
Hab Dank der Mär von dem blutigen Streit,
Laß Wittwen und Bräute die Toten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenſtadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal.
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange ſcheinet der Sonnenſtrahl,
So lange die Ströme zum Meere reiſen,
Wird noch der ſpäteſte Enkel preiſen
Die Leipziger Schlacht.

---

7) All' Deutſchland in Frankreich hinein.

Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welſchen ihn haben,
So ſammle, mein Deutſchland, dich ſtark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und bringe das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen
Und klinge die Loſung: Zum Rhein! übern Rhein!
Alldeutſchland in Frankreich hinein!

Sie wollen's! So reiße denn, deutſche Geduld!
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange geſtundete Schuld —
Auf, Welſche, und rühret die Beine!

Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein.

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen! heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein.

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! Sammle und rüste dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!

---

8) Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut,
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das Dritte, deutſcher Männer Weide!
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude;
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn;
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um großen Tod zu werben,
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſem wollen wir's beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort;
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde,
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

Inhalt.

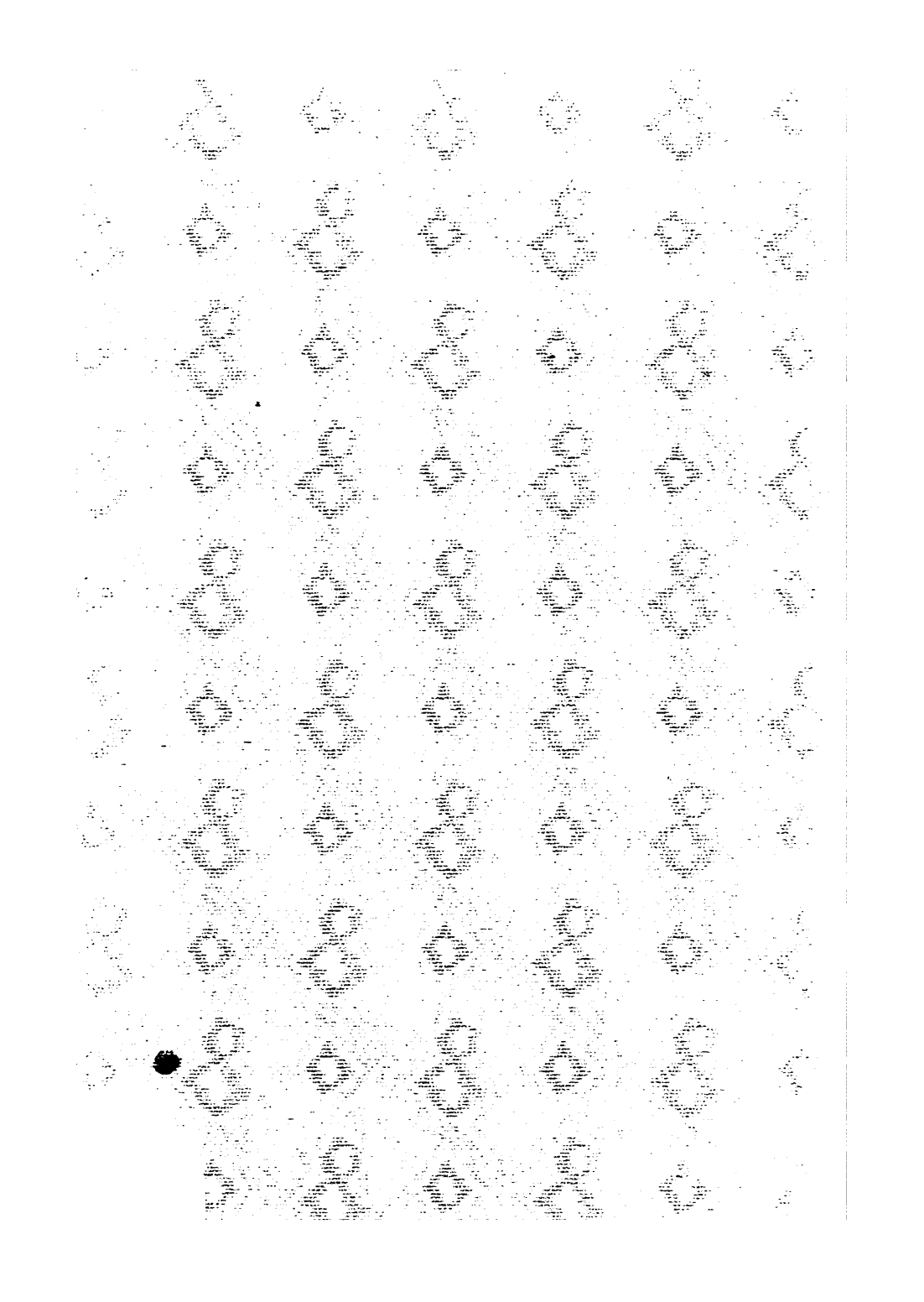
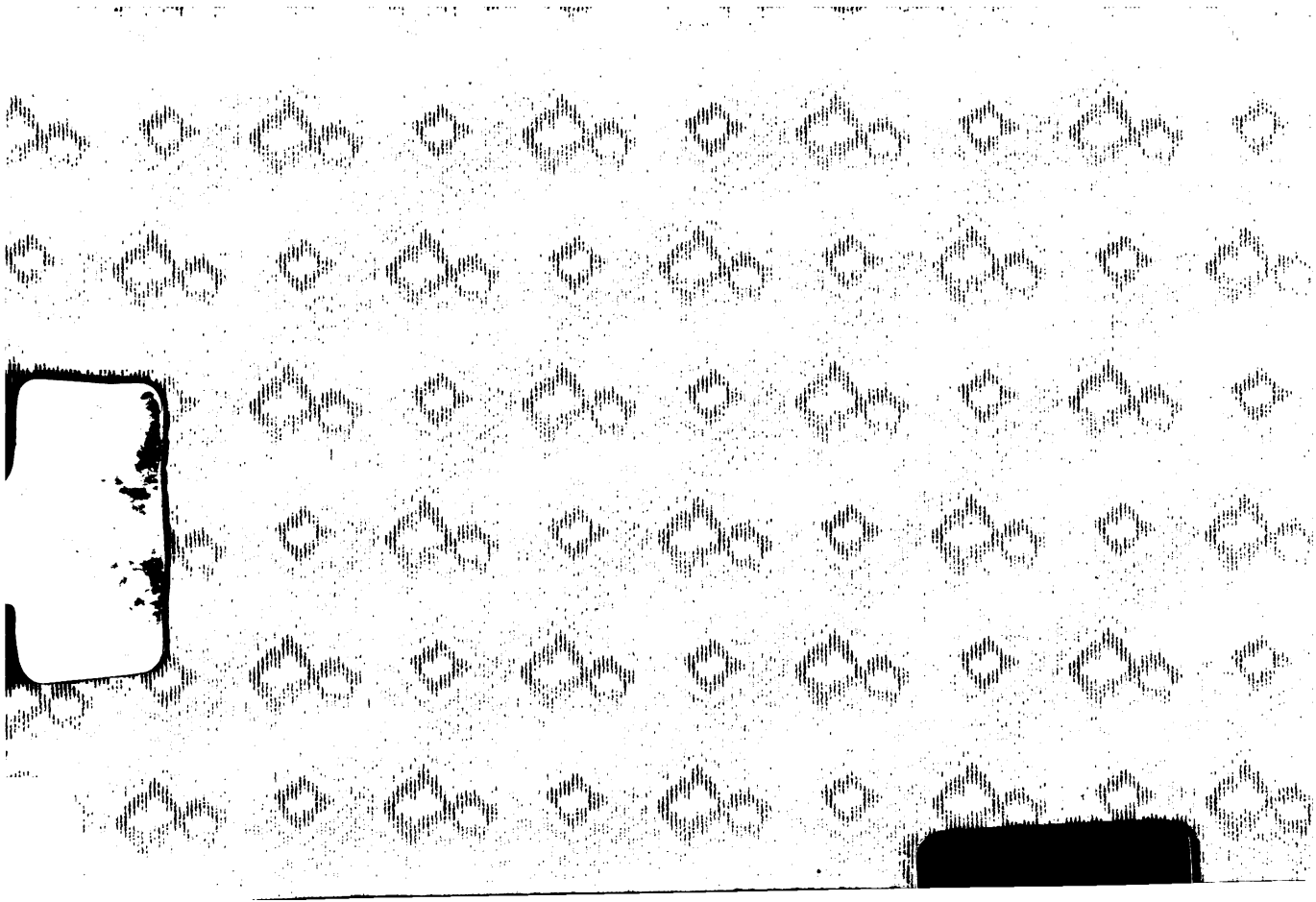
			Seite
Der deutschen Jugend (Widmung)			V
Kap.	1.	Geburt und früheste Jugend	1
„	2.	Lehr- und Wanderjahre	9
„	3.	Glück und Leid, Ruhe und Unruhe	18
„	4.	Geist der Zeit. Erster Teil	27
„	5.	Freiwillige Verbannung	37
„	6.	Geist der Zeit. Zweiter Teil	46
„	7.	Kreuz- und Querzüge	56
„	8.	Stein	65
„	9.	Von St. Petersburg bis Dresden	75
„	10.	Geist der Zeit. Dritter Teil	89
„	11.	Hoffnungsreicher Frühling, schwüler Sommer, fröhlicher Herbst	99
„	12.	Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze	108
„	13.	Wanderungen durch das befreite Deutschland	120
„	14.	Der Meister unter den vaterländischen Sängern	131
„	15.	Geist der Zeit. Vierter Teil	143
„	16.	Je größer Kreuz, je größer Glaube	154
„	17.	Ich steh, ich steh auf einem breitem Stein, Und wer mich lieb hat, holt mich ein	167
„	18.	Ein deutsches Gewissen im tollen Jahr	178
„	19.	Ein Baum gepflanzet an Wasserbächen	198
„	20.	„Geht nun hin und grabt mein Grab!“	209

Geistliche und Vaterlandslieder. Seite

Geistliche Lieder:

1) Weihnachtslied ... 223
2) Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ ... 224
3) Kindergebet ... 225
4) Anrufung des Wortes ... 226
5) Der Fels des Heils ... 227
6) Jesusgebet ... 228
7) Trost in Gott ... 229
8) Abendmahlslied ... 231
9) Grablied ... 233

Vaterlandslieder:

1) Des Deutschen Vaterland ... 235
2) Wer ist ein Mann? ... 237
3) Deutscher Trost ... 238
4) Kriegslied ... 239
5) Freudenklang ... 240
6) Die Leipziger Schlacht ... 242
7) All' Deutschland in Frankreich hinein ... 243
8) Bundeslied ... 244

57582187